Frauen

Es traf ſich, daß eine Reihe vorzüglicher, beſonders franzöſiſcher Schriften, nach authentiſchen Quellen bearbeitet, mir zur Veranlaſſung wurde, dieſe Porträtgalerie, ſchon früher einzeln veröffentlicht, zuſammenzuſtellen. Sie bildet gleichſam eine Vorrede und Einleitung in anſchaulichen Geſtalten zu der uns Frauen ſo am Herzen liegenden ſogenannten „Frauenfrage", die nun, dank der inneren Notwendigkeit geſchichtlich berechtigter Ideen, längſt eine in den Werdeprozeß des Lebens eingereihte Tatſache iſt. Was hier zunächſt auffällig hervortrat, war die Bemerkung eines Vorgangs, der ſich in der Geſchichte öfter, aber kaum je in ſo prägnanter Weiſe wiederholt hat, daß nämlich eine ganz naturgemäß, ohne Proteſt und Kampf, dageweſene Erſcheinung in der menſchlichen Geſellſchaft plötzlich zurücktritt, wie etwas nicht ſein Sollendes und erſt nach langem, oft Jahrhunderte dauerndem Entwicklungsprozeß als eine bewußte, von dem geiſtigen Standpunkt des Tages geforderte Einrichtung wieder hervortritt. Ganz beſonders gab es in Italien ſchon in ferner Vorzeit Epochen, wo die Frau auf derſelben Stufe der Bildung und Kultur ſtand wie der Mann und unbeſtritten das Recht zu lernen und zu lehren ausübte wie jener. Im elften Jahrhundert blühte die mediziniſche Univerſität zu Salerno als das erſte Inſtitut dieſer Art, und es gab an derſelben berühmte weibliche Profeſſoren und eine Menge weiblicher Studentinnen, die unbeſtritten ihr Recht ausübten, am geiſtigen Leben der Zeit teilzunehmen. In der Zeit der Renaiſſance gab es nicht wenig Frauen, die durch die dem Manne völlig ebenbürtige Bildung hervorleuchteten und ihn oft übertrafen. An der Univerſität zu Bologna lehrten weibliche Profeſſoren Anatomie, Mathematik und anderes. Einer hierauf bezüglichen intereſſanten Schrift Marco Minghettis entnahm ich wichtige Mitteilungen darüber, wie, beſonders im 15. und 16. Jahrhundert, die Frauen, namentlich aus den vornehmen Geſchlechtern, mit großer Sorg-

falt erzogen wurden und mit den Männern in den humaniſtiſchen Studien und denen des klaſſiſchen Altertums wetteiferten. Ohne darauf ſtolz zu ſein, waren ſie ſich doch vollkommen ihrer Fähigkeiten bewußt und fanden in deren Ausübung durchaus kein Hindernis für ihre Pflichterfüllung im Familienleben oder ihre Aufgabe in öffentlichen Angelegenheiten, die ihnen öfter zufiel. Selbſt Verfaſſerinnen von Proſa und Poeſie, trugen ſie nicht wenig dazu bei, Dichter und Maler zu begeiſtern und anzuregen, gaben ihnen bedeutende Themen zu hervorragenden Werken und empfingen deren Widmung als etwas, das ihnen zum Teil gehörte. Sie verſammelten die Gelehrten und Künſtler zu häufigen Zuſammenkünften, unterhielten geiſtig angeregten Briefwechſel mit den Entfernten, milderten durch edle Sitte die noch zurückgebliebene Roheit des Mittelalters, und es ging von ihnen ein entſchiedener Einfluß auf die ganze Kultur Europas aus.

Aber nicht nur in der Literatur, auch an den ſchönen Künſten nahmen die Frauen regen Anteil und wurden ſelbſt darin tätig. Dies zu beweiſen, der Meinung des von ihm hochgeſchätzten Jakob Burckhardt („Kultur der Renaiſſance") entgegen, gibt Minghetti zunächſt ein ſehr anziehendes Bild davon, wie damals die Kunſt, neben der Literatur und den klaſſiſchen Studien, das öffentliche Leben in Italien beherrſchte und folgert ſehr richtig danach, daß es unmöglich ſei zu denken, daß die Frauen, welche die gleiche Erziehung wie die Männer bekamen und in den Studien gleichen Schritt mit dieſen hielten, nicht auch an der Kunſt Anteil genommen hätten und in ihr tätig geweſen ſeien. Die ſchönen Künſte hatten, beſonders von der Mitte des 15. bis zu der des 16. Jahrhunderts, einen unglaublich großen Anteil an dem Leben der Familie und der Städte, beeinflußten die Sitten und das Leben aller Klaſſen der bürgerlichen Geſellſchaft. Alle Künſte hatten ihre Wiege in den heiligen Kultusſtätten und legten da ihre Proben ab, wie in einer edlen Ringſchule. Die Architektur wandte ſich den Gebäuden für die Gottesverehrung zu; Malerei und Skulptur beeilten ſich,

die Wände und Altäre derſelben zu ſchmücken; die Muſik gab den Geſängen, welche die Dichtkunſt hervorgebracht hatte, den Rhythmus, und Mimik und Tanz wurden zum Ausdruck der religiöſen Gebräuche und Zeremonien. Die Künſte erhoben durch die Schönheit die Seelen zu Gott und flößten ihnen Ehrfurcht und Liebe ein und dann, als das Heilige ſich mit dem Profanen miſchte, verherrlichten ſie jene Schauſpiele, die man Myſterien nannte. Die bibliſche Geſchichte und die chriſtliche Legende boten genug Stoff zu Darſtellungen, und die Religion miſchte ſich mit der Unterhaltung, zu der ſich das Volk begierig drängte. So groß war der Glanz dieſer Dramen, ſo erfinderiſch und ſorgfältig die Ausſtattung, daß von einigen die Meinung ausgeſprochen iſt, es ſei das eine der Urſachen, weshalb ſich das profane Drama in Italien nie zu jener Größe erhoben habe, die es bei andern Nationen erreichte. Jedenfalls nahm das Volk lebhaftes Intereſſe an dieſen Vorſtellungen, und die Künſtler bemühten ſich eifrig darum. So erfand Brunelleſco für die Darſtellung der Verkündigung einen Apparat, mittels deſſen man oben in einen Himmel ſah, in dem lebende Geſchöpfe ſich bewegten, unzählige Lichter aufblitzten und verſchwanden und aus dem acht Engel herniederſchwebten, in deren Mitte ein Jüngling, als Engel Gabriel, aus einer hohlen Mandel ſtieg, zu der Jungfrau auf die Bühne ſchritt und ihr verkündigte. Der Geſang der Engel und die oben im Himmel Schwebenden erweckten vollſtändig die Illuſion des Paradieſes.

Außer den Myſterien gaben auch die Prozeſſionen den Künſtlern Gelegenheit, ſich zu betätigen durch erfinderiſche Ausſtattung der Koſtüme und der Straßen, durch die jene zogen. Dann entſprachen im bürgerlichen Leben die fürſtlichen Häuſer den Kirchen, die Triumphzüge den Prozeſſionen, die bürgerlichen Dramen den Myſterien. Die Fürſten liebten es, ſich mit Schönem zu umgeben und ſo entſtanden die vielen prächtigen Paläſte. Bei ihren feierlichen Einzügen, bei Hochzeiten, bei der Ankunft bedeutender Gäſte, wurden allegoriſche Kavalkaden, Regatten, Turniere, Feſte aller Art oft Wochen

hindurch ausgeführt, und dabei lieferte die Mythologie das Material und die heidniſchen Götter erſchienen wieder. Dichter und Künſtler gaben ſich hierbei die Hand, ſelbſt der große Leonardo da Vinci verſchmähte es nicht, Feſte des Herzogs von Mailand und auch von Privatleuten zu leiten. Auch Komödien und Tragödien wurden an den Höfen aufgeführt, abwechſelnd mit Intermezzos von Bällen, Mohrentänzen, Geſängen und Pantomimen. Unter Leo X., wo im Vatikan alles zuſammenkam, was es Heiteres und Geniales in Italien gab, wurde zur ſelben Zeit, als Raffael ſeine Stanzen malte, die Salandra des Kardinals Bibbiena aufgeführt.

Aber auch die Wohnungen der Begüterten und ſelbſt die des Volkes füllten ſich mehr mit Gegenſtänden künſtleriſchen Werts als mit Bequemlichkeiten, wie die moderne Welt ſie ſucht; jedes Möbel, jedes Werkzeug im Hauſe ſollte ein künſtleriſcher Gegenſtand ſein, alles wurde mit Liebe verfertigt, und die größten Künſtler arbeiteten mit daran; Michelangelo verſchmähte es nicht, ein Salzfaß für den Herzog von Urbino zu modellieren, und Raffael und ſeine Schüler machten Zeichnungen zu irdenen Gefäßen. Vaſari beſchreibt die Möbel des Borgherini in Florenz und die kunſtvoll gearbeiteten Kaſten, in denen die Kleider von deſſen Frau, Margarete Acciajuoli, aufbewahrt wurden. Als nun Borgherini ſich, wegen der Belagerung, nach Lucca zurückgezogen hatte, wünſchte Giovambattiſta della Valle, der nach Frankreich ging, im Namen der Signoria, mit Geſchenken für den König, auch jene Möbel mitzunehmen und wußte ſo dafür zu reden, daß die Signoria ihm den Auftrag gab, ſie der Frau Borgherinis zu nehmen und zu bezahlen. Als er aber mit noch anderen zu der Frau kam, erwiderte ſie ihm in größter Entrüſtung: „So, du willſt ſo keck ſein, Giovambattiſta, du elender Trödler, du Mäkler mit Pfennigen, die Zierate aus den Zimmern der Edelleute wegzunehmen und die Stadt ihrer ſchönſten und ſie ehrenden Sachen zu berauben, wie du es

zu tun pflegſt, um die Länder unſerer Feinde damit zu ſchmücken? Von dir wundert es mich nicht, du elender Menſch, Feind deines Vaterlands, wohl aber von den Vorgeſetzten dieſer Stadt, die dir ſolche Schlechtigkeiten erlauben. Dieſes Bett, das du um deiner Sucht nach Geld willen haben möchteſt, iſt mein Hochzeitsbett, und zur Feier meiner Hochzeit ließ mein Schwiegervater all dieſe koſtbare, ja königliche Ausſtattung machen, die ich um ſeines Andenkens und der Liebe zu meinem Mann willen ehre und mit Blut und Leben verteidigen werde. Verlaß dies Haus ſamt deinen Helfershelfern und ſage denen, die dich geſchickt haben, daß ich eine ſolche bin, die nicht will, daß irgend etwas von hier genommen werde. Wenn diejenigen, die dir, erbärmlicher Menſch, glauben, dem König von Frankreich etwas anbieten wollen, ſo ſollen ſie die Betten und Zierate ihrer eigenen Zimmer nehmen und ihm ſchicken. Wenn du aber noch einmal in dies Haus kommſt deshalb, ſo wirſt du zu deinem Schaden erfahren, welche Achtung deinesgleichen im Haus der Edelleute genießen."

Aus dieſer energiſchen Abweiſung im Stil der Zeit geht hervor, welchen Wert man auf den Beſitz künſtleriſch ſchöner Umgebung legte. Und ebenſowenig, wie man darin den deſpotiſchen Forderungen eines geſchmackloſen Luxus oder der Mode ſich unterwarf, tat man es auch in Hinſicht der Kleidung nicht. Auf dem Gebiet herrſchten natürlich die Frauen und verfuhren dabei ganz nach perſönlichem Geſchmack und mit großer Sorgfalt, um der Erſcheinung Vollendung und Eleganz zu geben, wie man es auf venetianiſchen Porträts ſieht. Das Bedürfnis der Schönheit in allem erſtreckte ſich auch auf das Sprechen und Schreiben. Man bemühte ſich, ſchön zu unterhalten und elegant zu ſprechen, es entſtand ſogar eine Art Kodex des Betragens, wie der Galateo und der Cortegiano von Caſtiglione, die in dem Unterricht in edlen, milden Sitten das lebendige Gefühl für den veredelnden Einfluß des Schönen zeigten. Ebenſo legte man großen Wert auf die Kalligraphie, wie es die Kodexe und

handſchriftlichen Bücher jener Zeit beweiſen. Papſt Nikolaus V. und mehrere gelehrte Männer ſeiner Zeit waren anfänglich Kalligraphen; und unter anderen ſetzte ein gewiſſer Francesco Alunno, Grammatiker und Mathematiker, Clemens VII. und Karl V. in Bologna in Erſtaunen durch ſeine kalligraphiſchen Produkte.

Ja, ſogar bis zu den feſtlichen Vergnügungen, beſonders den Banketten, ließ ſich dies allgemeine Bedürfnis der Schönheit herab, und die hervorragendſten Künſtler brachten zu denſelben etwas Schönes ihrer Erfindung, Gerichte, die in Form kleiner Kunſtwerke erſchienen uſw. Dieſes Leben der Heiterkeit krönte dann der Karneval mit ſeinen bunten, ſeltſamen Vorſtellungen und Vergnügungen, die aber niemals vulgär oder unſittlich waren. Selbſt Lorenzo il Magnifico, der Platoniker, verſchmähte es nicht, ſeine Akademie zu verlaſſen, um Karnevalsgeſänge zu diktieren. Kurz, die Kunſt oder das Bedürfnis der Schönheit durchdrang das ganze Leben von den Paläſten der Großen an bis zu den Hütten des Volks, und es iſt bezeichnend, was Vaſari erzählt: als Florenz belagert wurde, wonach ihm ſeine Freiheit verloren ging und es aus Zwecken der Verteidigung nötig geworden war, einige Gebäude, außerhalb der Stadt gelegen, niederzureißen, zerſtörte eine Menge, teils Bürger, teils Soldaten, einen Teil der Kirche und des Kloſters von San Salvi. Als ſie aber mit der Zerſtörung an das Refektorium kamen, wo Andrea del Sarto das Abendmahl gemalt hat, hielten ſie plötzlich inne, gleich als verſagten ihnen die Arme, und voll von ehrfürchtigem Staunen ließen ſie vom Zerſtören ab. So kam es auch, daß die Zahl der Künſtler, die Wertvolles, ja Unſterbliches geſchaffen haben, in jener Zeit weit größer war als in der unſeren. Denn die Natur kann noch ſo ſehr ein Individuum mit herrlichen Anlagen und dem angebornen Sinn für das Schöne ausſtatten; um den großen Künſtler daraus zu entwickeln, gehört es auch, daß die Mitte, in der er lebt, dazu beitrage. In jener Zeit hatte der Maler z. B. kein großes

mit Luxus ausgeſtattetes Atelier, er hatte überhaupt kein Atelier im modernen Sinne des Worts, ſondern er mietete einen Laden und darin arbeitete er, und ſeine Bilder wurden ſo gering bezahlt, daß es ſich nicht von fern mit den heutigen Preiſen vergleichen läßt, ja, daß die ſeltenſten Geiſter nicht nur ohne Lohn, ſondern in Elend und Armut ihre großen Werke vollendeten. Aber der Künſtler hatte einen höheren Erſatz; ſeine Erfindung wurde lange voraus verkündigt, mit allgemeinem Verlangen erwartet, und, wenn vollendet, drängte ſich die Menge hinzu, es zu ſehen. Ein ſolches Bild, eine ſolche Statue war geradezu ein Ereignis. Der Künſtler fühlte, daß das Volk teilnahm an ſeinem Werk, und daß er, ungeachtet ſeiner Armut, der Liebling ſeiner Zeit war. Denkt man dagegen, daß dieſer Menſch in einem Land lebe, wo man von nichts anderem ſpricht, als von der Tagesordnung der Kammer oder anderen politiſchen Streitigkeiten, wo die künſtleriſche Kritik unentwickelt iſt und induſtrielle Erfindungen ebenſo hoch oder noch höher ſtellt als ſeine Bilder, ſo wird er trotz dem Genius, den ihm die Natur verliehen, genötigt ſein, ſeine Kunſt der Induſtrie anzupaſſen und höheren Idealen zu entſagen.

Bei dem eben beſprochenen Zuſtand der Kunſt in jenen zwei Jahrhunderten war es daher nicht denkbar, daß die Frauen, welche die gleiche Erziehung mit den Männern erhielten, und nicht nur in der Literatur, ſondern auch in den ernſteren Studien, nicht auch an den ſchönen Künſten Freude gefunden und ſich dafür begeiſtert hätten. An den Höfen von Ferrara, Mantua, Urbino und anderen waren es die dortigen Fürſtinnen und die Frauen, die ſie umgaben, und die alle Freundinnen der Künſtler waren und ſich auch ſelbſt in den Künſten verſuchten. Da war z. B. Alfonſina Orſini, die Frau des Piero, Sohnes von Lorenzo Medici, die uns von Geſchichtsſchreibern als eine Frau von großem Stolz und großer Zurückhaltung geſchildert wird; deſſenungeachtet nahm Mariotto Albertinelli Dienſte bei ihr, und ſie half ihm in jeder Weiſe, damit er ſeine Kunſt

ausüben könne, ſo daß es dem Maler ſchien, als habe er durch dieſe Verbindung ſein Glück gefunden. Die Herzogin von Urbino, Eliſabeth, geborene Gonzaga, ſchrieb ihrem Bruder Francesco, um ihm den Sohn des verſtorbenen Andrea Mantegna zu empfehlen. „Da wir", ſo fängt ſie ihren Brief an, „den Meſſere Andrea Mantegna nicht wenig geliebt haben um jener Eigenſchaft willen, welche Eure Herrlichkeit kennt" uſw. Dieſe Eigenſchaft war die Kunſt und nicht die Geburt, denn Mantegna war von niedriger Herkunft und hütete als Kind die Herden. Eine andere Herzogin von Urbino, Giovanna, empfahl dem Pier Soderini, Gonfaloniere von Florenz, den jungen Raffael, als er zum erſtenmal ſeine Vaterſtadt Urbino verließ. Sie ſchrieb: „Überbringer dieſes iſt Raffael, Maler aus Urbino, der, da er gute Fähigkeit für ſeine Beſchäftigung beſitzt, beſchloſſen hat, einige Zeit in Florenz zu bleiben, um zu lernen. Da der Vater ſehr tugendhaft und mir treu ergeben war, und, da ich weiß, daß der Sohn ein beſcheidener, liebenswürdiger Jüngling iſt, ſo liebe ich ihn in jeder Beziehung höchlich und wünſche, daß er eine hohe Vollkommenheit erreiche. Deshalb empfehle ich ihn Ew. Herrlichkeit, ſo ſehr ich kann und bitte Euch, daß es, mir zuliebe, Euch gefallen möge, ihm bei ſeinen Beſtrebungen alle Hilfe und Gunſt zu erweiſen. Alle Freuden und Annehmlichkeiten, die ihm von Ew. Herrlichkeit zuteil werden, werde ich, als mir ſelbſt geſchehen, anſehen, und ſie als eine dankenswerte Gabe von demjenigen empfangen, dem ich mich hiermit empfehle." — Dieſer Brief ehrt ſie ſowohl wie den Soderini, an den er gerichtet iſt, und man kann ſich keine größere Herzlichkeit für den jungen Künſtler denken als die, welche dieſer Brief ausſpricht. Veronika Gambara, eines der edelſten Lichter der italieniſchen Literatur, war eine große Bewunderin des Antonio Allegri und nannte ihn in ihren Briefen „unſeren Correggio". Argantina Pallavicini von Modena nannte Tizian, wenn ſie ihm ſchrieb: „Hochgeehrter

Bruder.“ Doch diejenige, in welcher das feine Gefühl für die Künſte und die großartige Weiſe, ſie zu beſchützen, am vollkommenſten erſcheint, war ſicher Iſabella Gonzaga. Sie iſt der vollendetſte Typus der gebildeten Frau jener Zeit, und es gab, wie ein moderner Schriftſteller ſagt, niemals ein Geſchöpf, das fähiger war, das Schöne zu verſtehen und zu genießen und ſich inniger freute, die Meiſterwerke der Kunſt zu bewundern und zu beſitzen. Iſabella ſtammte aus dem Hauſe Eſte und wurde ſchon als Kind dem Francesco Gonzaga verlobt, aber erſt mit ſechzehn Jahren zu ihm nach Mantua als Gemahlin gebracht. Sie nahm an ſeinem ſehr bewegten politiſchen Leben teil, führte oft in ſeiner Abweſenheit die Regierung, war eine tugendhafte Gattin und Mutter und erzog ihre Söhne mit vieler Sorgfalt. Im Jahr 1519 wurde ſie Witwe, befand ſich in Rom während der Plünderung durch die kaiſerlichen Truppen und war in Bologna zur Krönung Karls V. Nach Mantua zurückgekehrt, beendete ſie dort 1539 friedlich ihr Leben. Alle Zeitgenoſſen ſtimmten darin überein, daß ſie ſehr ſchön war, und wenn man auch annehmen kann, daß Frau von Cottrau, die ſie zu der Hochzeit des Alfonſo von Eſte und Lucrezia Borgia nach Ferrara begleitete, etwas parteiiſch geweſen ſei, da daſelbſt eine Menge reizender Frauen und Fräuleins zuſammentrafen, ſo kann man doch nicht an der Wahrheit folgender Worte zweifeln, die ſie nachher ſchrieb: „Die Signora Iſabella hat unter allen unſeren Frauen und den anderen, die außerdem gekommen ſind, den Ruhm, die ſchönſte zu ſein, davongetragen, und das iſt kein Irrtum, denn neben dieſer Herrin ſcheinen die andern nichts. So bringen wir alſo den Kampfpreis meiner Dame mit nach Hauſe.“

Es iſt zu beklagen, daß das Bild, welches Leonardo da Vinci von ihr machte, als ſie jung war, verloren gegangen iſt, denn im Jahre 1500 ſchrieb ihr Lorenzo von Pavia, ihr Geſchäftsführer, aus Venedig: „Leonardo da Vinci iſt in Venedig und hat mir ein Bildnis Ew. Herr-

lichkeit gezeigt, das derſelben ſehr ähnlich und ſo gut gemacht iſt, daß es unglaublich ſcheint.“ Davon iſt leider keine Spur übrig; es bleibt nur das Bild des Tizian, aber er malte ſie erſt, als ſie ſchon vierzig Jahr alt war. Es iſt aber ein herrliches Werk, das Rubens kopierte, und befindet ſich in Wien. Man ſieht daraus noch die regelmäßigen Züge, die Milde des Blicks, die Würde des Angeſichts und der ganzen Erſcheinung. Iſabella ſtand in Briefwechſel mit allen gelehrten Männern ihrer Zeit, ſie bediente ſich ihrer fernen Freunde, um antiken Kunſtgegenſtänden nachzuforſchen, um ſie zu erwerben, worüber viele ihrer anmutigen Briefe handeln. Aber nicht bloß an den antiken, auch an den modernen Dingen, wenn ſie ſchön waren, fand ſie Gefallen, und zwar an den verſchiedenartigſten Gegenſtänden, muſikaliſchen Inſtrumenten, Bildern, Kaminen, Koderen, gedruckten Büchern uſw. Ihrem Agenten in Rom trägt ſie auf, ihr „die Weltkarte und die Himmelszeichen, die auf zwei feſten Sphären in der Bibliothek des Papſtes gemalt ſind,“ kopieren zu laſſen. Sebaſtiano del Piombo muß in Rom für ſie Ankäufe von Medaillen machen. Ein Mann hatte ihr zwei Figuren als Antiken verkauft, die ſie als moderne erkannte; ſie verlangte, daß er ihr das Geld zurückerſtatte, oder ihr etwas anderes Schönes dafür gebe, z. B. eine ſchöne Medaille, die er ihr in Rom gezeigt hatte, und ſie ſagte ihm: „Lieber will ich ohne Erſatz für die Figuren bleiben, als ſchlechte und gemeine Sachen dafür haben.“

Einmal jedoch hielt auch ſie einen ſchlafenden Kupido für eine Antike, die aber die Arbeit Michelangelos war. Dieſer ſchlafende Kupido war für dreißig Dukaten in die Hände eines gewiſſen Baldaſſare gekommen und dieſer hatte ihn als eine Antike dem Kardinal San Giorgio für 200 Dukaten verkauft. Als die Sache bekannt wurde, ſchickte der Kardinal den Kupido zurück und verlangte das Geld zurück, indem er ſich etwas beklagte. Michelangelo, dem alles Unredliche widerſtrebte, wollte ihn wiederhaben und ging zu jenem Baldaſſare, eingeführt durch einen

Brief des Lorenzo Francesco Medici: „Ich gab dem Baldaſſare den Brief und forderte von ihm das Kind, indem ich verſprach, ihm das Geld zurückzugeben. Er antwortete mir ſehr zornig, daß er es eher in tauſend Stücke ſchlagen würde, daß er es ſei, der das Kind gekauft habe, daß es ſein wäre, und daß er gar nicht daran dächte, es wiederzugeben.“ Die Sache geriet darauf in Vergeſſenheit, aber man erfuhr ſpäter, daß Baldaſſare die Statue wieder als Antike verkauft habe, und daß ſie in die Hände des Ceſar Borgia gekommen ſei, zugleich mit einer Venus in Marmor, die wirklich antik war. Die Marcheſa Iſabella wünſchte lebhaft, den Kupido und die Venus zu beſitzen. Sie wandte ſich daher an ihren Bruder, den Kardinal Eſte in Rom und ſchrieb ihm: „Ich, die ich mir ſo viele Mühe gebe, mein Studierzimmer mit ſchönen Gegenſtänden zu ſchmücken, wünſchte außerordentlich jene zu haben, auch ſcheint es mir nicht unmöglich, da ich weiß, daß Seine Herrlichkeit kein großes Vergnügen an Antiken findet, und daß er daher leicht geneigt ſein wird, andere damit zu erfreuen. Da ich aber nicht näher mit ihm bekannt bin, ſo daß ich ohne Vermittlung es nicht wagen kann, ihn um ſolche Gefälligkeit zu bitten, ſo habe ich gedacht, mich an die Autorität Ew. Herrlichkeit zu wenden, indem ich Sie um die Gnade erſuche, durch Brief und Bote jene Venus und den Kupido als Geſchenk zu erbitten, mit dem Erfolg, der uns beide befriedigen wird. Ich würde ſehr zufrieden ſein, wenn es Ew. Herrlichkeit gefiele, es ihm für mich vorzuſchlagen, und da ich es als ein großes Anſuchen anſehe, habe ich einen reitenden Boten ausdrücklich von Mantua nach Rom geſchickt, denn ich könnte keine größere Freude und Gnade, weder von Seiner Exzellenz, noch von Ew. Herrlichkeit, der ich mich empfehle, erhalten.“ Der Herzog Valentino war gleich willig bemüht, dem Wunſch der ſchönen Marcheſa zu willfahren. Aber ſie, die ein ſo feines Urteil hatte, bekam kaum den Kupido zu ſehen, als ſie die Fälſchung erkannte, und drei Wochen nachher, als ſie ihrem Gemahl

ſchrieb, warf ſie wie zufällig, ohne ein anderes Wort hinzuzufügen, die Bemerkung hin: „Der Kupido hat als modernes Werk nichts ſeinesgleichen.“ Die Marcheſa hatte in ihrem Palaſt in Mantua ſich zwei Wohnungen eingerichtet, eine zu ebener Erde, die das Muſeum ihrer Altertümer wurde und die Grotta hieß, und eine im oberen Stock, die das Paradies hieß und wundervoll ausgemalt und geſchmückt war. Am liebſten aber waren ihr zwei kleine Zimmer, die ſie ihr Studiolo nannte, und die wie ein kleines Heiligtum am beſten ein Bild von dem Geiſt und Geſchmack der Marcheſa gegeben haben müſſen. — Die Wände des erſten dieſer Zimmerchen waren mit herrlich eingelegtem Holzgetäfel bedeckt, und darauf hingen Bilder der beſten Maler. Die hölzerne Decke war mit ſchönen Reliefornamenten und goldenen Arabesken auf blauem Grunde verſehen, auf der einen Seite las man den Namen „Iſabella Eſtens Marck Mantane 1527“, auf der andern Seite die Deviſe, die ſie ſich erwählt hatte: „Nec spe, nec metu“, um anzuzeigen, daß ihre heitere, reine Seele über den irdiſchen Widerwärtigkeiten ſchwebe und weder von Furcht noch von Hoffnung bewegt werden könnte. Die Türe, die in das zweite Zimmer führt, iſt ganz von Marmor mit reizenden Medaillons und Basreliefs, und die Decke dieſes Zimmers, das etwas größer iſt als das erſte, iſt in derſelben Art gearbeitet wie jenes, aber noch vollkommener; vielleicht das Vollendetſte der Art, was in Italien damals gemacht worden iſt. Hier bewahrte ſie die Bücher, die Aldo Manutius ihr ſogleich ſandte, wenn ſie aus ſeiner Preſſe kamen; hier hatte ſie den Kupido des Michelangelo, und gegenüber einen anderen Kupido griechiſcher Arbeit, dem ein Gedicht von Giovanni Battiſta, dem Mantovaner, und ein Epigramm von Caſtiglione gewidmet wurde. Hier hingen die Bilder, die ihr am werteſten waren, von Coſta, von Perugino, von Correggio und von Mantegna. Für dieſes kleine Studio wünſchte ſie auch ein Bild von Giovanni Bellini, um das ſie ſich ſehr bemühte. Sie hatte durch Bembo

darum gebeten, und Bellini hatte es verſprochen; aber als er zögerte, ſchrieb ſie ihm ſelbſt im Jahr 1505: „Meiſter Johannes, wie ſehr es unſer Wunſch ſei, ein von Eurer eignen Hand gemaltes Bild zu haben, um es in unſer Studio, neben die Bilder Eures Schwagers Mantegna zu ſtellen, könnt Ihr ſchon damals erſehen haben, als wir Euch zuerſt darum erſuchten, aber wegen der vielen Beſchäftigung habt Ihr nicht gekonnt. Der durchlauchtige Pietro Bembo jedoch, der in den vergangenen Monaten hier war, hat mir wieder Mut und Hoffnung gegeben, es noch erhalten zu können.“ Einige Zeit darauf ſchreibt ſie: „Wir waren außerordentlich zufrieden, daß Ihr geneigt ſeid, das Bild zu malen, von dem wir Euch neuerdings geſchrieben haben, da wir noch immer den heißen Wunſch hegen, es von Eurer Hand gemalt zu beſitzen, und da wir jetzt nichts Wünſchenswerteres erhalten könnten. Wir werden daher das Maß nehmen laſſen von dem Platz, wo das Bild hin ſoll; dieſen Mai erwarten wir den durchlauchtigſten Pietro Bembo, der von Venedig zurückkehrt, und er, der die anderen Erfindungen geſehen hat, die ſich in unſerem Studio befinden, möge diejenige auffinden, die Ihr ausführen mögt.“

Iſabella Gonzaga vereinigte mit ihren anderen Vorzügen auch eine große Begabung für die Muſik; als ſie im Jahr 1502 zu der Hochzeit Lucrezia Borgias mit Alfonſo d'Eſte in Ferrara war, ſchreibt ſie an ihren Gemahl: „Als der Ball zu Ende war, wurden ſo viele Bitten an mich gerichtet, daß ich gezwungen war, das meinige zu tun durch Geſang zur Laute, und ſo beendeten wir den Tag um 5 Uhr die Nacht.“ Die vornehmen Frauen jener Zeit lernten alle ſingen und ſpielen, die Muſik war ein Hauptteil der Erziehung und einer der häufigſten Gegenſtände der Unterhaltung, und außer Iſabella waren noch viele andere Frauen in dieſer Kunſt ausgezeichnet. Daß z. B. Tarquinia Molza es war, wird vollauf durch die Worte bewieſen, mit denen Patrizi ihr ſeine peripathe-

tiſchen Diskuſſionen widmete. Nachdem er ſie, wegen ihres Wiſſens in Logik, Moral, Phyſiologie, Theologie und italieniſcher und lateiniſcher Literatur, hochgelobt hat, fügt er hinzu: „Was ſoll ich aber von der Muſik ſagen? Es gibt keinen noch ſo unterrichteten Mann in ihr, der Euch gleichkäme, oder Euch überträfe. Wenn Ihr zum Cembalo ſingt, oder, die Stimme mit den Tönen der Zither vereinigend, zu gleicher Zeit Höhe und Tiefe hören laßt, ſo ſcheint es, daß alle Grazien Euch umgeben.“

Aber unter allen den Frauen, die im 15. und 16. Jahrhundert die Künſte ehrten und beſchützten, ſteht doch höher als alle anderen Vittoria Colonna, Marcheſa von Pescara, die ſchon im reiferen Alter den großen Michelangelo begeiſterte und von ihm leidenſchaftlich geliebt wurde. Er nannte ſie ſeine Seele und auch das Licht unſeres Jahrhunderts, ja, das Licht der Welt. Als Vittoria ſich in das Kloſter zu Viterbo zurückzog, verließ Michelangelo öfters Rom, um ſie zu beſuchen, und zuweilen kam die Marcheſa auch nach Rom, nur um ihn zu ſehen. Wenn ſie getrennt waren, blieben ſie in beſtändigem Briefwechſel und ſchickten ſich gegenſeitig Sonette zu. Einmal findet die Marcheſa, daß der Briefwechſel zu eifrig wird und fürchtet, daß es ihr die Zeit nehme zu den Werken der Mildtätigkeit. „Unſerer feſt begründeten Freundſchaft und unſerer mit chriſtlichem Band geknüpften Neigung ſicher“, ſchreibt ſie, „will ich nicht durch meine Briefe Beweiſe der Eurigen hervorrufen, ſondern eine wichtige Veranlaſſung abwarten, um Euch zu ſchreiben.“ Es iſt bekannt, daß er drei Bilder für Vittoria gemalt hat: Einen Chriſtus am Kreuz, der mit erhobenem Haupt dem Vater ſeinen Geiſt befiehlt; eine Samariterin am Brunnen und einen toten Chriſtus im Schoße der Jungfrau, daneben zwei Engel. Vittoria dankt ihm mit folgenden Worten: „Ich hatte einen großen Glauben, daß Gott Euch eine übernatürliche Gnade erweiſen werde, um dieſen Chriſtus zu malen, als ich ihn aber ſo wundervoll ſah, hatte er alle meine

Erwartungen übertroffen. Ermutigt durch Eure Wunderwerke wünſchte ich nur, was ich nun bewunderungswürdig vollendet ſehe, ſo daß in allen Teilen die höchſte Vollkommenheit da iſt, und daß man nichts mehr wünſchen kann, ja nicht einmal daran denken kann, mehr zu wünſchen. Ich freue mich ſo ſehr, daß der Engel zur Rechten der ſchönere iſt, denn Michael wird Euch, Michelangelo, am jüngſten Tag zur Rechten des Herrn ſtellen, und, bei dem allen weiß ich Euch nicht anders zu dienen, als, indem ich zu dieſem ſüßen Chriſtus, den Ihr ſo gut und vollkommen gemalt habt, bete und Euch bitte, mich als die Eurige in allem und für alles anzuſehen."

Der Eindruck, den Vittorias Tod auf Michelangelo machte, war überwältigend, und Condivi, ſein Freund, ſagt, daß er für einige Zeit ganz von Sinnen war. Er ſagte, daß er nichts anderes bedaure, als daß er, wie er gegangen ſei, ſie nach ihrem Scheiden aus dieſem Leben noch einmal zu ſehen, ihr nicht ſo die Stirne geküßt habe, wie er ihr die Hand geküßt hätte. In dieſer Empfindung konnte nichts Profanes ſein, wenn man der Reinheit des Lebens der Vittoria und des ſittlichen Ernſtes Michelangelos gedenkt. Es waren zwei große Seelen, die ſich, erhaben über alle Kleinheit der Erde, verbunden hatten.

Kommen wir nun zu den Frauen, welche die Kunſt ſelbſt ausübten und darin hohen Ruhm, gleich den berühmteſten Männern ihrer Zeit erwarben. Da war zunächſt Caterina De Vicri, in Bologna 1413 geboren, eine der erſten Malerinnen, von denen die Geſchichte uns erzählt. Sie wurde von früheſter Kindheit an im Zeichnen, in Literatur und Muſik unterrichtet, und als ſie mit ihrem Vater nach Ferrara kam, wohin dieſer von Niccolò III. von Eſte berufen war, wurde ſie am Hofe aufgenommen und des Fürſten Tochter Margareta zugeſellt, die dieſer Gefährtin ihrer Jugend durch das ganze Leben große Zuneigung bewahrte. Aber Caterinas Gemüt zog ſie zu der Einſamkeit des Kloſters und zu der Inbrunſt des myſtiſchen Lebens

hin. Als Margarete Roberto Malateſta, Herrn von Rimini, heiratete, blieb ſie in Ferrara und nahm das Kleid der Nonnen von St. Chiara, kehrte ſpäter nach Bologna in ein Kloſter desſelben Ordens zurück und ſtarb 1463. Es ſcheint, daß ſie mit Miniaturmalerei anfing, und man kann glauben, daß ſie der Schule jenes Franco angehörte, von dem Dante ſpricht, als er Oderiſi im Purgatorio begegnet:

„Oh, diss' io lui, non se' tu Oderisi,
L' onor d' Agobbio e l' onor di quell' arte
Ch' alluminare è chiamata in Parisi?
Frate, diss' egli, più ridon le carte,
Che pennelleggia Franco Bolognese;
L' onore è tutto or suo e mio in parte."

Sie malte aber auch größere Gemälde, und es ſind mehrere Werke von ihr übrig geblieben, u. a. ein Bild in Venedig in San Giovanni in Abragora, mit acht Figuren von Heiligen darauf; dann zwei kleinere Bilder, eines in der Galerie von Venedig und eines in Bologna, die beide denſelben Gegenſtand darſtellen; die heilige Urſula ſtehend, mit einem großen Mantel bekleidet, unter dem ſie die Jungfrauen, die ihr folgten, ſammelt; dieſe Bilder wurden 1456 gemalt, wie man in einer Inſchrift auf ihnen leſen kann. Die Kompoſition iſt ſehr einfach und es ſpricht daraus die ganze Lieblichkeit ihres Gemüts, von der auch ein Büchlein zeugt, das ſie ſterbend hinterließ, und das den Titel führt: „Die Waffen, die zum geiſtlichen Kampfe nötig ſind." — Dies Büchlein iſt in italieniſcher, ſehr reiner Sprache und in gutem Stil in der Art der Trecentiſten geſchrieben und atmet jene myſtiſche Inbrunſt, die auch den hl. Franziskus durchflutet in ſeiner unausſprechlichen Liebe zu allen Kreaturen als den Werken Gottes. Mit myſtiſcher Exaltation fängt ſie an zu ſchreiben und gerät aus der Proſa in poetiſchen Schwung:

„Ciascheduna amante che ama il Signore
Venga alla danza cantando d' amore.
Tutta infiammata
Solo desiderando Eolui che l' ha creata."

Und dann, aus innerſtem Antrieb Dichterin, ſagt ſie wieder, wo ſie die Demut verherrlicht und die Vernichtung des eigenen Selbſt:

„O alta nichilitade,
Tuo atto è tanto forte,
Che apri tutte le porte
Ed entri nell' infinito." —

In rührender Weiſe erzählt ſie von ſich ſelbſt: „Durch das öftere tägliche Erflehen der himmliſchen Hilfe ſchien es mir nach kurzer Zeit, als ob die Kräfte meines zerbrechlichen Körpers zu ſchwinden begännen, und ich habe nur mit vieler Anſtrengung dazu kommen können, dieſes Büchlein zu ſchreiben, wegen der großen Schwäche, die mir nicht nur die Hand zittern macht, ſondern auch den Kopf und den ganzen Körper, und zufrieden bin ich um der Liebe Chriſti willen, je eher der ſterbliche Weg aufhört." Sie beendet das Büchlein wie folgt: „Ich, Caterina, arme Bologneſerin, von mir ſelbſt Hündin genannt, ſchrieb durch göttliche Eingebung mit eigener Hand dieſes Büchlein und habe es während meines Lebens niemals jemand, wer es auch ſein mochte, gezeigt." —

Aber außerdem, daß ſie Miniaturen und große Gemälde malte, daß ſie muſizierte und ſchrieb, war ſie auch von ſo hoher Tugend, daß die Schweſtern des Kloſters nicht nur troſtlos waren über ihren Tod, ſondern ihr auch die Ehren des Kultus widmeten. Sie ſchrieben ihr Wunder jeder Art zu, u. a., daß ſie die Einnahme Konſtantinopels durch die Türken am ſelben Tage, an dem dieſe erfolgte, nämlich am 27. Mai 1433, angezeigt habe. Als ſie drei Wochen nach ihrer Beerdigung ihren Körper betrachteten, behaupteten ſie, dieſen vollkommen erhalten, hellleuchtend, ſo ſchön, wie in

der erſten Jugend, und ſüßen Wohlgeruch ausſtrömend, gefunden zu haben, und da ſie ihn ausgegraben hatten, bewahrten ſie ihn für die Verehrung der Gläubigen. Auch genügte den Bologneſen ihre Seligſprechung nicht, ſodaß ſie, zwei Jahrhunderte ſpäter, als die katholiſche Reaktion gegen den Proteſtantismus am heftigſten war und die Wunder des Glaubens am meiſten gerühmt wurden, durch mächtige Vermittler vom Papſt ihre Heiligſprechung verlangten. Dieſe erfolgte nach allen Formeln der Heiligſprechung, die von Clemens XI. eingeführt waren, und wurde von den Bologneſen mit ungeheurem Jubel aufgenommen und mit aller Art von Feſten gefeiert. Noch heute wird dieſer Leichnam, nun zur Mumie geworden, aufbewahrt und für die Verehrung der Gläubigen ausgeſtellt. In der Mitte einer kleinen Seitenkapelle der Kirche des Corpus Domini iſt eine Art Tribüne, auf welcher die Heilige zierlich gekleidet ſitzt; neben ihr befinden ſich zwei Gemälde von ihr, ein Brevier der Madonna von ihr, mit Miniaturen geſchmückt, die Viola, die ſie ſpielte, das Manuſkript, in dem ſie ihre Gefühle und Gedanken niederlegte. All dieſe Gegenſtände verbreiten auch in den widerſpenſtigſten Gemütern ein Gefühl von Ehrfurcht gegen ihr Andenken. Viele Akademien erklärten ſie zu ihrer beſonderen Beſchützerin und im vorigen Jahrhundert wurde eine Medaille geſchlagen, auf der die Heilige dargeſtellt iſt, im Begriff, eine Tafel, die von einem Engel gehalten wird, zu malen.

Die Kunſt erhob ſich aber raſch zu höheren Geſchicken und erreichte ſchon gegen Ende des 15. Jahrhunderts und am Anfang des folgenden den Gipfel der Vollendung. Dieſem glücklichen Zeitpunkt gehört Properzia De Roſſi an. Man ſagt, daß Canova den Ausſpruch getan habe, daß der zu frühe Tod der Properzia entſchieden zu den größten Mißgeſchicken gehöre, welche die ſchönen Künſte in Italien betroffen hätten, ſo hoch war ſeine Bewunderung der wenigen Skulpturen, die uns von dieſem großen, ſchöpferiſchen Geiſt übrig geblieben ſind. Auch ſchon vor ihm hatte Vaſari

erklärt: „Ihre Mitbürger hielten ſie für ein Wunder der Bildhauerkunſt unſerer Zeit.“ — Daß ſie in Bologna geboren war, wird unzweifelhaft in einer gerichtlich verfaßten Schrift vom Jahr 1516 feſtgeſtellt. Dagegen iſt das Jahr ihrer Geburt nicht genau beſtimmbar, doch muß es gegen das Ende des 15. Jahrhunderts zu ſetzen ſein, denn alle Nachrichten ſtimmen überein, daß ſie noch ſehr jung war, als ſie 1530 ſtarb. Sie war ſehr ſchön von Geſtalt und die Büſte, die Alfonſo Lombardo von ihr gemacht hat und die uns erhalten iſt, gibt eine Idee von der Anmut und Würde ihres Angeſichts.

Properzia pflegte die Literatur und die Muſik und ſpielte und ſang beſſer als alle anderen Frauen der Stadt; dann lernte ſie bei Marcantonio Raimondi zeichnen, zog aber die Bildhauerei vor und hinterließ in ihr einige Werke, die würdig ſind, den berühmteſten Werken ihrer Zeitgenoſſen an die Seite geſtellt zu werden. Ehe ſie aber anfing in Marmor zu arbeiten, begann ſie, da ſie wunderliche Einfälle hatte und dieſe geſchickt ausführte, Bildwerke auf Pfirſichkerne einzuſchneiden, was ſie mit unendlicher Geduld und ſo vortrefflich machte, daß es wunderbar zu betrachten war, ſowohl wegen der Feinheit der Arbeit, als wegen der Anmut der Figürchen, die ſie darauf abbildete, und wegen der künſtleriſchen Art, dieſe zu gruppieren. Neu war dies freilich nicht, denn die Geſchichte erzählt uns von bewunderungswürdigen Schnitzereien ähnlicher Art, die im Altertum von dem Bildhauer Mirmecides und dann von Callicratus verfertigt wurden. Es muß erſtaunlich geweſen ſein, die Leidensgeſchichte Chriſti auf einer ſo kleinen Nuß auf das ſchönſte ausgeſchnitten zu ſehen, mit einer Menge Perſonen noch außer dem Gekreuzigten und den Apoſteln. Dieſes Werk, das Vaſari beſchreibt, iſt unglücklicherweiſe verloren gegangen, aber ein anderes iſt erhalten, das ſich bei dem Grafen Proſpero Marſigli befindet, dem Erben der Familie Graſſi, für die Properzia es machte. Dieſes beſteht aus elf Pfirſichkernen, die in Silber-

filigran, mit dem Wappen der Familie darauf, gefaßt ſind. Auf der einen Seite eines jeden Kernes iſt ein Apoſtel mit ſeinem Namen und einem Vers des Credo eingeſchnitten, auf der anderen Seite eine heilige Jungfrau mit einem Motto, das ſich auf ihre Verdienſte bezieht. Nicht ganz mit völliger Gewißheit wird Properzia auch jene Glorie mit Heiligen zugeſchrieben, die auf einem Kirſchkern eingeſchnitten iſt und ſich im Kabinett der Gemmen in der Galerie zu Florenz befindet und auf dem man mit großer Genauigkeit 60 kleine Köpfe unterſcheidet.

Von dieſen feinen Arbeiten ging ſie zu größeren Werken über. In der größten Kirche Bolognas, der des hl. Petronius, ſind die Basreliefs der Haupttüre von Jacopo della Luercia im Jahr 1430 gemacht, aber die beiden Seitentüren ſollten erſt im Jahr 1520 zur Vollendung kommen. Properzia verlangte einen Teil der Arbeit zu übernehmen, und die Werkleute des Baues waren es zufrieden, verlangten aber als Probe ein von ihrer Hand in Marmor gehauenes Bildwerk zu ſehen. Wahrſcheinlich hatte ſie zu jener Zeit noch nicht die Verzierungen in der Hauptkapelle von Santa Maria del Barcano ausgeführt, ſonſt hätte dieſe Forderung gewiß nicht ſtattgefunden; denn die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Arabesken und die Verſchlingungen von Blättern, Fackeln, Löwen und ähnlichen Dingen ſind ſo wunderbar ſchön, daß ſie genügt hätten, von ihrer Kunſtfertigkeit Zeugnis zu geben. Sie machte den Werkleuten zu Gefallen ein Bild des Grafen Pepoli in Basrelief, das vortrefflich iſt. Danach wurde ihr ein Teil der Arbeit an den Türen übertragen. Sie meißelte darauf die Geſchichte des Joſeph mit der Frau des Potifar, die, an dem Erfolg ihrer Bitte verzweifelnd, ihn an einem Ende des Kleides feſtzuhalten ſucht. Vaſari ſagt, es war mit weiblicher Grazie gemacht und mehr als wundervoll. In den Regiſtern des Baues findet ſich unter dem Datum des erſten Juni 1525 folgendes eingetragen: „Der Madonna Properzia De Roſſi elf Lire für eine Sibylle in Marmor“,

und weiter im September desſelben Jahres: „Madonna Properzia De Roſſi 10 Lire und 19 Soldi für einen Engel, von ihr gemeißelt", und dann im Auguſt 1526: „Der Properzia 40 Lire und 3 Soldi, als Reſt für 2 Sibyllen, einen Engel und 2 Bildchen". Es befindet ſich auch in der Sakriſtei des Tempels, außer der ſchon erwähnten Geſchichte von Joſeph, ein anderes Basrelief, das die Königin Saba vorſtellt, die kommt, Conſalvo zu begrüßen. Auch werden Properzia zwei Engel zugeſchrieben, die man in einer der Kapellen desſelben Tempels bewundert, und es ſcheint, daß ſie in den letzten Jahren ihres Lebens, eingedenk der Lehren des Marcantonio, angefangen habe, in Kupfer zu graben, um zu zeigen, daß ſie in jeder Weiſe Vollendetes leiſten könne.

Bologna ſah zu jener Zeit die zwei höchſtgeſtellten Perſonen der Welt in ſeinen Mauern, Papſt Clemens VII. und Kaiſer Karl V., und beherbergte ſie mehrere Monate. Es handelte ſich hier nicht nur darum, die Dinge in Italien, ſondern die der ganzen Chriſtenheit in Ordnung zu bringen. Die Unterdrückung des Feudalismus und die Bildung der großen Staaten Europas, die Vereinigung aller Rechte und Privilegien mit der Krone, die ſtehenden Heere, die diszipliniert und mit Artillerie verſehen wurden, die Entdeckung von Amerika, die Erfindung der Buchdruckerkunſt — alles dies waren Zeichen des modernen Zeitalters, das herannahte. Auf der anderen Seite fing das Papſttum an, den Glanz zu verlieren, den es zu den Zeiten eines Gregor, eines Innozenz und Bonifazius gehabt hatte. Die inneren Zerwürfniſſe der Kirche und der deutſche Proteſt hatten ſeine Grundlagen ſtark erſchüttert, wenn auch noch nicht ganz vernichtet. Aber die Päpſte hatten jetzt den Arm der weltlichen Fürſten nötig, um zu verhindern, daß die Ketzerei ſich ausbreite, und die Fürſten fühlten, daß ſie in der religiöſen Autorität das Schutzmittel beſäßen gegen den Geiſt der Freiheit, der ſich in den Völkern zu regen anfing. Dazu kam, daß die Päpſte nicht nur eine weltliche Macht für die Kirche begründet

hatten, ſondern auch für ihre Familien, was der römiſchen Politik ein nichts weniger als religiöſes Gepräge gab. Aus dieſen Urſachen wurden die Beziehungen zwiſchen dem Papſttum und den weltlichen Mächten nach und nach ganz neue. Schon vor fünfzehn Jahren waren, ebenfalls in Bologna, Leo X. und Franz I. von Frankreich übereingekommen, die Rechte des Klerus und des chriſtlichen Volkes, bei der Wahl ihrer Seelſorger, zwiſchen ſich zu teilen. Dies Werk wurde jetzt fortgeſetzt, und die Einigung zwiſchen Krone und Altar wurde befeſtigt.

Karl V., der im Anfang den Neuerungen der Lutheraner in Deutſchland Raum gelaſſen und ſeinen Soldaten erlaubt hatte, Rom zu erobern und zu plündern, übernahm nun das Amt eines Verteidigers des Glaubens, zwang aber zugleich den Papſt, ein Konzil zuſammenzuberufen. Nicht nur die kirchlichen Fragen, ſondern auch die Zuſtände in Italien bedurften nach ſo vielen Stürmen der Ruhe. Neapel, Sizilien, Sardinien ſtanden ſchon unter der unmittelbaren Herrſchaft des Kaiſers. Die italieniſchen Fürſten waren faſt alle nach Bologna geeilt, teils als Vaſallen des Reichs, teils, um die Großmut des Siegers zu erflehen, indem ſie von ihm den Urteilsſpruch erwarteten, der ihr zukünftiges Geſchick beſtimmen ſollte. Bei der Feierlichkeit der Krönung, die am 29. Februar 1530 in der Kirche von San Petronio erfolgte, ſchritten der Herzog von Savoyen mit der Krone, der Marcheſe von Montferrat mit dem Zepter und der Herzog von Urbino mit dem Schwert voran. Es befanden ſich in Bologna die Gonzaga, die Sforza, die Eſte. Die Gonzaga vertauſchten den Titel des Marcheſe mit dem eines Herzogs von Mantua, Francesco Sforza kehrte nach dem Wohlgefallen Cäſars zu der Herrſchaft über Mailand zurück, die Eſte wurden, ungeachtet des heftigen Widerſpruchs des Papſtes Clemens, wieder in ihre Rechte eingeſetzt. Dieſem wurde dagegen die Republik in Florenz geopfert, und der künftige Tyrann derſelben, Alexander, der Baſtard Lorenzos, befand ſich im Gefolge des Kai-

ſers zuſammen mit den Geſandten aller europäiſchen Fürſten und mit den großen Herren Italiens, Spaniens und Deutſchlands. Während dieſer Monate wimmelte die Stadt von Prälaten, Heerführern, vornehmen Frauen und Literaten, und natürlich konnten da die Kunſt und die Künſtler nicht vergeſſen werden. Clemens VII., der Properzia De Roſſi ſchon dem Ruf nach kannte und achtete, verlangte, daß man ſie zu ihm führe, erhielt aber die Antwort, daß ſie vor einigen Tagen geſtorben ſei; es muß daher ihr Ende im Februar 1530 erfolgt ſein. Sie war nicht bloß, neben der Kunſt, ſehr wohl in häuslichen Dingen erfahren, ſondern auch in vielen Wiſſenſchaften, ſo daß ſie nicht bloß Bewunderung, ſondern ſogar Neid erregte, und zwar nicht allein bei Frauen, ſondern auch bei Männern. Ein gewiſſer Amico Aſpertini, Schüler des Coſta, ein mißgünſtiger, böſer Menſch, verfolgte ſie mit ſeinem Haß, und auch das Grab machte den Verfolgungen ihrer vielen Neider kein Ende. Dieſe verbreiteten das Gerücht, daß ſie infolge einer Leidenſchaft für einen ſchönen Jüngling geſtorben wäre, in den ſie ſterblich verliebt geweſen ſei, der ſie aber verſchmäht habe. Man ſetzte hinzu, daß ſie, als ſie die Frau des Potifar darſtellte, ſich ſelbſt und ihr eigenes Mißgeſchick habe abbilden wollen. Es gibt aber dafür gar keine Beweiſe und es irren diejenigen, die ſolche zu finden glaubten, indem ſie, die Archive in Bologna durchſuchend, daſelbſt eine Klage fanden, die ein Samtfabrikant gegen ſie und gegen Anton Malvaſia, den der Ankläger als ihren Liebhaber bezeichnete, erhoben hatte, wegen eines Schadens, der ſeinem Garten, der an den der Properzia ſtieß, zugefügt worden ſei. Dieſe Anklage jedoch fand ſchon zehn Jahre vor ihrem Tode ſtatt und hatte durchaus keinen Erfolg, hätte außerdem auch gerade das Gegenteil von dem bewieſen, was man von ihrer unglücklichen Liebe geſagt hatte. Es iſt daher erlaubt zu glauben, daß der Neid, ſo wie er ſie im Leben gequält hatte, ſie auch noch über das Grab hinaus verfolgte. Von Properzia, der Schönen, Geiſtvollen, mit jeder liebenswür-

digen Eigenſchaft Begabten, kann man gewiß nicht ſagen, daß das Wort des Dichters falſch ſei:

„Amor che a nulla amato, amor perdona.“

In Bologna wurde die Kunſt zweimal wiedergeboren. In der erſten Periode knüpfen ſich ihre Anfänge an die Schule von Ferrara an; ihr Haupt war Francesco Francia, von deſſen Madonnen Raffael ſagte, er habe niemals ſchönere, andächtigere und beſſer gemalte geſehen. Seine Schule hatte jedoch nur eine kurze Glanzzeit. Die zweite Periode fängt an, als ſchon die andern Schulen dem Verfall zuneigten, und da gründeten die Carraccis mit ihren Nachfolgern die akademiſche Schule. Zwiſchen der einen und der andern dieſer Perioden liegt über ein Jahrhundert, und während der Zeit waren die Bologneſen ohne beſondere Erfindung, nur Eklektiker und Vorläufer der Manier der Carracci. Ein ſolcher war Proſpero Fontana, kein zu verachtender Maler, aber berühmter dadurch, daß er der Welt eine Tochter gab, die ihn bei weitem übertraf.

Lavinia Fontana war 1552 geboren und wurde vom Vater für die Kunſt erzogen. Noch ganz jung erwarb ſie ſich ſchon großen Ruhm und es wurde ſo viel von ihr geſprochen, daß Gregor XIII. ſie nach Rom berief und ſie, nach damaliger Sitte, zu ſeiner Hofmalerin ernannte. Die römiſchen Fürſtinnen bereiteten ihr bei ihrer Ankunft einen feſtlichen Empfang und nahmen ſie in die Intimität ihrer Familien auf. Mehrere vornehme und reiche Männer warben um ſie, aber ſie ſchlug die beſten Verbindungen aus, weil ſie ſagte, daß ſie nur einen Gemahl wolle, der ſie ganz frei ließe in der Ausübung ihrer Kunſt. Sie fand ihn endlich in einem gewiſſen Zappi aus Imola, der auch etwas Künſtler war, aber ſo wenig bedeutend, daß ſie ihm nur ſelten erlaubte, die Draperien auf ihren Bildern zu malen, aber nichts anderes. Noch bei ihren Lebzeiten wurde ihr eine Medaille gewidmet, und ſie ſtarb, von Freunden und Be-

wunderern geehrt, in Rom im Jahr 1612. Sie hat viele Bildniſſe gemalt, u. a. ihr eigenes, im Begriff, eine antike Statue, die vor ihr ſteht, zu zeichnen; dasſelbe befindet ſich in der Galerie zu Florenz. Außerdem malte ſie viele hiſtoriſche Bilder, die durch ganz Europa zerſtreut ſind und auch neben den hervorragendſten Meiſterwerken bewundert werden. In der Pinakothek zu Bologna befindet ſich ein Francesco da Paula von ihr, der das neugeborene Kind eines vornehmen Geſchlechts, ihm, von der Mutter in Begleitung reichgekleideter Frauen dargereicht, ſegnet. Dieſe Mutter iſt Luiſe von Savoyen, die den hl. Francesco bittet, daß ſich die ihr gemachte Prophezeiung, ihr Sohn werde eines Tages den Thron von Frankreich beſteigen, erfüllen möge. Und ſie erfüllte ſich wirklich durch den Tod Ludwig XII., der kinderlos ſtarb, ſo daß die Thronfolge auf das Haus Orleans überging. Dieſe Luiſe von Savoyen verhandelte und ſchloß ſpäter mit dem Kaiſerreich und mit Spanien den Frieden von Cambrai, und das Kind, das dem heiligen Mönch mit ſo viel Hoffnung dargereicht wird, wurde eines Tages Franz I., König von Frankreich. In der Galerie Zambeccari befindet ſich ein Bild, von Lavinia gemalt, die Geſchichte Salomos und der Königin Saba darſtellend, und zu den Figuren hatte ſie die Bildniſſe des Herzogs von Mantua und vieler ſeiner Hofleute benutzt. Im Escurial iſt das Gemälde einer heiligen Familie von Lavinia; das Kind liegt ſchlafend im Schoß der Jungfrau und ſie hebt den Schleier auf, um es zu zeigen; „ein Gemälde," ſagt Mazzolari davon, „ſo bemerkenswert, heiter und anmutig, von ſo vortrefflichem Kolorit und ſo voll Holdſeligkeiten, daß man nie müde wird, es anzuſehen."— Eine andere heilige Familie iſt in der Dresdner Galerie, und in der Galerie zu Berlin befindet ſich eine liegende Venus, die aus dem Köcher Amors einen Pfeil raubt; dieſer ſchläft unter einem ſchönen, mit Früchten beladenen Baum, und um ihn ſtehen ſechs Genien der Freude, von denen der eine ihn liebkoſt, ein anderer ihm den Bogen ſpannt, ein dritter ihm Äpfel ab-

bricht und noch ein anderer Venus den Spiegel und das Geſchmeide bringt.

Zu den Bologneſer Malerinnen kommt noch ſchließlich Eliſabetta Sirani, die freilich erſt dem folgenden Jahrhundert angehört. Von ihrem Vater, Giovanni Andrea, Freund und Schüler Guido Renis, mit aller Sorgfalt erzogen, wurde ſie hervorragend in der Kunſt und genoß von früher Jugend an einen ſo großen Ruf, daß nicht nur ihre Mitbürger ſie ehrten, ſondern auch viele Fürſten, wie Coſimo III. von Toskana und andere, ſie auf der Durchreiſe durch Bologna beſuchten. Obgleich ſie ſchon mit 27 Jahren ſtarb, ſind doch viele ſchätzenswerte Arbeiten von ihr übrig: die große Leinwand von der Certoſa in Bologna, die Taufe Chriſti darſtellend, die ſie in ihrem zwanzigſten Jahr malte; ein heiliger Antonius von Padua, dem das Jeſuskind erſcheint, in der Pinakothek zu Bologna; im Pariſer Muſeum ein ſchlafender Amor; in der Wiener Galerie zwei Frauen, die ſich ſchmücken; in München eine allegoriſche Figur, den Genius der Unbeſtändigkeit darſtellend. Sie grub außerdem mit vieler Freude in Acqua forte und ihre Stiche ſind von Adam Bartſch beſchrieben worden. Ihr Tod erfolgte ganz unvorhergeſehen, mit furchtbaren Konvulſionen, weshalb man glaubte, daß ſie vergiftet worden ſei, und zwar von einem Senator Reali, deſſen Liebesanträge ſie mit Verachtung zurückgewieſen hatte. Es exiſtiert noch eine Karikatur dieſes häßlichen Verehrers, von ihr mit der Feder gezeichnet, die, wie man glaubte, die Urſache ſeines Zorns und der ſchändlichen Tat geweſen ſei. Es wurde auch ſogleich ein Prozeß eingeleitet, aber nur gegen die Dienerin, die das Verbrechen ausgeführt haben ſollte, und es ſind Urteile von Gerichtsperſonen vorhanden, welche die Vergiftung beſtätigen; trotzdem wurde die Schuld niemals völlig bewieſen, und die Magd wurde nur entfernt. Die Bologneſen beklagten den Tod der Sirani auf das tiefſte, und Saulo Guidotti wollte, daß ſie in der Gruft ſeines vornehmen Geſchlechts beigeſetzt werde an der Seite

Guido Renis, den ſie ſich zum Vorbild erwählt hatte. Wir beſitzen ihr Bildnis, von ihr ſelbſt gemalt, auf dem ſie im Begriff iſt, das Porträt ihres Vaters zu machen. Man kann ſie eigentlich nicht ſchön nennen, aber es ſpricht eine anziehende Sanftheit aus ihren Zügen und eine ſüße melancholiſche Lebendigkeit aus ihren Augen. Es fehlte ihr nicht an Lob aller Art in Gedichten und Inſchriften, aber der größte Ruhm bleibt ihr in ihren Bildern; und in der Vorſtellung deſſen, was ſie geleiſtet hätte, hätte ſie länger gelebt. —

Doch kehren wir zurück zum 15. Jahrhundert, da finden wir in Florenz Plautilla, Tochter des Luca Nelli, 1523 geboren und wahrſcheinlich von einem Schüler des Fra Bartolommeo in der Malerei unterrichtet. Sie trat in das Kloſter der heiligen Caterina von Siena ein und wurde Priorin darin. Auch ſie begann mit Miniaturen, ehe ſie Werke von Bedeutung malte. Vaſari, der ſie ſehr lobt, macht die Bemerkung, daß die Geſichter der Frauen auf ihren Bildern viel beſſer und naturwahrer gemalt ſeien als die Köpfe der Männer, was er dem zuſchreibt, daß ſie als Nonne ſo viel Frauen ſah, als ſie wollte. Es gibt von ihr ein Abendmahl im Refektorium ihres Kloſters und eine Kreuzabnahme in der Akademie der ſchönen Künſte in Florenz. Sie malte noch andere Bilder für Häuſer der Edelleute daſelbſt, aber leider ſind ſie ſpurlos untergegangen. Dasſelbe Schickſal erfuhren die Werke von Madonna Lucrezia, Tochter des Alfonſo Quiſtelli della Mirandola, die als Schülerin des Allori viele berühmte Gemälde und Bildniſſe machte, von denen Vaſari ſagt, daß ſie es verdienten, von jedermann hoch gelobt zu werden. Vielleicht gelten ſie jetzt für Werke ihres Lehrers, und ſo wird Lucrezia, weil ſie eine Frau war, vergeſſen und der Ehre beraubt, die ihr für ihre Kunſt gebührt hätte.

Glücklicher waren in dieſer Beziehung zwei Frauen, die beide im Jahr 1540 geboren wurden, beide aus vornehmen Familien ſtammend und beide großes Anſehen bei ihren Mitlebenden erwerbend. Die eine derſelben iſt Irene von

Spielimberg, von der Attanasi von Calvi uns eine Lebensbeschreibung hinterließ. Der Graf Maniago spricht von ihr mit Bewunderung und Wehmut in der „Geschichte der schönen Künste im Friaul", und Carrer zählt sie mit unter den sieben Edelsteinen Venedigs. Sie war so schön, hatte so wunderbare Augen, daß das Volk in Venedig diese magisch zu nennen pflegte; dabei war sie liebenswürdig, tugendhaft, von der Natur mit seltenen Anlagen ausgestattet, schon Meisterin in der Kunst und auf dem Punkte angelangt, wo sie von sich die größten Hoffnungen gab, als sie plötzlich im zwanzigsten Jahre starb. Spielimberg ist ein Schloß, das am rechten Ufer des Tagliamento, am Fuß des Berges Friaul, liegt. Der Besitzer dieses Schlosses war Graf Adrian, dessen Gattin Giulia da Ponte aus Venedig ihm drei Töchter gab, von denen Irene die zweite war. Ihre Kindheit war wenig vom Glück begünstigt, denn der Vater starb noch sehr jung; die Mutter ging eine zweite Ehe ein, und die Verwandten machten ihr einen erbitterten Krieg, um sie des väterlichen Erbes zu berauben, was auch gelang, und worauf man sie sogar aus dem Hause jagte. Sie fand ein Asyl in Venedig bei ihrem Großvater Giovanni Paolo da Ponte, der sich ihrer wie ein Vater annahm. Von Kindheit an zeigte sie eine außergewöhnliche Intelligenz und widmete sich zunächst der Literatur und der Musik; in der Literatur machte sie so große Fortschritte, daß sie bald imstande war, die klassischen Schriftsteller zu kennen und zu genießen. In der Musik überwand sie in kurzer Zeit die größten Schwierigkeiten; spielte die Laute, das Harpsicord und die Viola, konnte alles mit Sicherheit vom Blatt singen und begleitete ihren schönen Gesang mit so holden Tönen und anmutvollen, traurigen und innigen Weisen, daß kein anderes Jungfräulein jemals so gesungen hatte. Auch in der Zeichnung war sie bald hoch erfahren, und als ihr ein Porträt der Sofonisba Anguissola, von dieser selbst gemalt, gezeigt wurde und sie von dem außerordentlichen Ruhm hörte, den diese in der Kunst erwarb, da entflammte sie zu

edlem Wetteifer, und das Glück war ihr ſo günſtig, daß Tizian, damals der erſte unter den lebenden Künſtlern, nicht zögerte, ihr Lehrer zu werden, trotzdem er gewöhnlich großen Widerwillen gegen die Annahme von Schülern hegte. Unter ſolch einem Führer machte Irene in weniger als zwei Jahren ſolche Fortſchritte, daß der Lehrer ſelbſt darüber erſtaunte. So groß war ihr Eifer, zu malen, ſo ſtark der Wunſch, auch die anderen Studien nicht zu vernachläſſigen, daß ſie, obwohl ſie ſehr zart war, keine Mühe ſcheute, die Nächte durchwachte und der Strenge des Winters, der gerade ungewöhnlich kalt war, nicht achtete. Wenn man ſie bat, ſich Ruhe zu gönnen, und ihr die Gefahren eines überarbeiteten Lebens vorſtellte, ſo antwortete ſie mit dem Motto, das ſie ſich ſelbſt über die Tür ihres Studios geſchrieben hatte:

„Quel che destina il Cielo, non può fallire.“*)

Und leider hatte der Himmel beſtimmt, daß ſie ſterben ſollte; von plötzlicher, grauſamer Krankheit befallen, ſtarb ſie nach wenigen Tagen im Jahr 1560. In Venedig war in allen Klaſſen der Bevölkerung große Trauer, und man ſang überall das Lob dieſes wunderbaren Mädchens. Tizian, trauriger als alle anderen, hielt ihre Erſcheinung in einem Bildnis feſt, das zu ſeinen beſten gehört, und gab ihr einen Lorbeerkranz in die Hand. Als Torquato Taſſo ſpäter dieſes Bild ſah, dichtete er darauf folgende Strophen:

Quai leggiadri pensier, quai sante voglie
Dovea viva destar ne l' altrui menti,
Questa del gran motor gradita figlia!
Poich' or dipinta (o nobil meraviglia)
E di cure d' onor salde ed ardenti
E d' onesti desir par che ne invoglie.—**)

*) Das, was der Himmel beſtimmt, kann nicht fehlen.

**) Welch ſüße Gedanken, welch heilige Wünſche
Mußte lebend dieſe, des großen Erſchaffers
Geliebte Tochter, in andern Herzen erwecken!
Da ſie jetzt noch gemalt (o edles Wunder)
Uns zu glühenden Taten der Ehre
Und zu redlichen Wünſchen zu treiben ſcheint.

Die zweite der künſtleriſch begabten Frauen, die 1540 geboren wurden, war Sofonisba, Tochter des Herrn Amilcare Anguiſſola, eines vornehmen Herrn in Cremona. Als Vaſari durch Cremona reiſte, beſuchte er dieſen und ſagte: dieſes Haus ſei ihm „wie das Gaſthaus der Malerei, ja aller Tugenden, erſchienen.“ — Doch war Sofonisba zu der Zeit ſchon nicht mehr in Cremona, aber ihre Schweſtern waren noch dort, die, wenn ſie ihr auch nicht gleichkamen, dennoch auch viel Fähigkeit für die Kunſt zeigten und von denen ſich ſchätzenswerte Werke erhalten haben. Aber über den Schweſtern ſtand ohne Zweifel Sofonisba; ja, ſie wetteiferte mit den beſten Malern ihrer Zeit. Ihr Vater hatte ſie dem Bernardino Campi anvertraut, der ſie von ihrem ſiebenten Jahre an in ſeinem Hauſe behielt und für die Kunſt erzog. Nachher kam ſie in die Schule Correggios und Parmegianinos und lernte in kurzem ſo außerordentlich viel, daß ſie bereits in ihrem elften Jahr das Bildnis einer Nonne malte, das ſo bemerkenswert war, daß es ſich jetzt noch in der Galerie des Lord Jarborough in London befindet. Dieſem folgte, der Zeitangabe nach, ihr eigenes Bildnis, das ſich im Belvedere in Wien befindet, und das reizend, einfach und natürlich iſt. Sie hält auf demſelben ein Buch in der Hand, in dem man lieſt: „Sofonisba Anguissola virgo se ipsam fecit, 1554.“ — Sie war alſo damals vierzehn Jahre alt. Aber es ſind noch mehrere Porträts von ihr übrig, unter denen das in der Gemäldeſammlung in Siena, im Alter von achtzehn Jahren gemalt, beſonders zu bemerken iſt. Dieſe Porträts zeigen, daß ſie nicht eigentlich ſchön zu nennen war, aber es iſt etwas Liebenswürdiges und Holdes in dem Geſicht mit den großen melancholiſchen Augen und ein Ausdruck von Beſcheidenheit, der äußerſt wohl gefällt. In ihrem neunzehnten Jahr war ihr Ruf ſchon in- und außerhalb Italiens ſo verbreitet, daß der Herzog von Alba ſie, im Namen Philipps II., einlud, ſich an den Hof von Madrid zu begeben. Sie nahm die Einladung an und

reiſte in Begleitung zweier Edelleute, zweier Damen und zweier Diener dorthin, wurde mit großer Auszeichnung im königlichen Palaſt empfangen und eingeladen, ſich daſelbſt einige Tage auszuruhen. Der Hof von Madrid war damals der erſte Hof Europas, ſo wie Spanien das reichſte, mächtigſte Königreich war, von dem man in Wahrheit ſagen konnte, daß in ihm die Sonne nicht untergehe. Einige Zeit vorher, gegen Ende des Jahres 1558, war Karl V. in ſeiner Einſamkeit von San Giuſto geſtorben, nachdem er große Veränderungen in der Welt hatte geſchehen helfen. Als Sofonisba in Madrid ankam, war ſein Sohn und Nachfolger Philipp II. dreiunddreißig Jahre alt, und groß waren die Erwartungen, die man von ihm hegte. Zwei junge Frauen gaben dem Hofe Schmuck und Glanz: Johanna, Schweſter Philipps, vierundzwanzig Jahre alt, war als Witwe des Königs von Portugal zu ihrem Bruder zurückgekehrt; ſie war eine ſchöne Frau mit feiner Bildung und einer großen Seele. Die andere noch jüngere, Iſabella, Tochter Heinrich II. von Frankreich und Caterinas von Medici, kaum fünfzehn Jahre alt und eben Philipp II. vermählt, war anmutsvoll, lebhaft und von liebenswürdigen, milden Sitten. In den Friedensverhandlungen zwiſchen Spanien und Frankreich war ſie dem Don Carlos, dem Sohn Philipps aus erſter Ehe, zur Gemahlin beſtimmt geweſen. Da aber die Beſtätigung des Friedensvertrages verzögert wurde und die zweite Gattin Philipps, Maria Tudor, Königin von England, inzwiſchen geſtorben war, ſo wurde der Vater an die Stelle des Sohnes geſetzt, was, bei deſſen ohnehin düſterem, mißtrauiſchem Weſen, gewiß zu ſeinem traurigen Schickſal beigetragen hat. Zu der königlichen Familie gehörte noch ein Jüngling, der erſt kurz zuvor am Hofe erſchienen war, nachdem Karl V. ihn, auf dem Totenbett, ſeinem Sohne Philipp dringend anempfohlen hatte. Dieſer Jüngling, in Deutſchland geboren, war daſelbſt mit großer Vorſicht einem Violinſpieler, Francesco Maffi, anvertraut worden, der 1555 mit

ihm nach Spanien zurückkehrte. Seine Abkunft nicht kennend, war er in Armut in den Ebenen von Kaſtilien aufgewachſen, ohne Sorgfalt den Strahlen der glühenden Sonne, wie dem Eis des Winters ausgeſetzt. Kaiſer Karl hatte ihn in den letzten Jahren ſeines Lebens zu ſich nach San Giuſto berufen und hatte ihm das Geheimnis ſeiner Geburt offenbart. Er war ein natürlicher Sohn des Kaiſers und Barbaras Blomberg, eines Fräuleins aus Regensburg. Schön, äußerſt geſchickt in jeder ritterlichen Übung, voll lebhaften Geiſtes und zu Abenteuern geneigt, hatte ſich Juan von Öſterreich, wie er genannt wurde, in wenigen Monaten bei allen, mit denen er verkehrte, beliebt gemacht, und ein venezianiſcher Geſandter ſagte von ihm: „Nicht allein die Großen liebten ihn, ſondern auch das Volk."

Bei dieſem Zuſammenfluß von Jugend, Schönheit, Reichtum und Macht hätte man glauben ſollen, daß der Hof von Madrid der „Gaſthof der Freude" geweſen wäre, dem war aber nicht ſo. Die übertriebene Strenge Philipps, die kleinliche Etikette, die er beobachtet ſehen wollte, die herben Übungen der Religion, die nur in ihrer ſchrecklichſten Geſtalt erſchien, die unverhohlene Abneigung zwiſchen Vater und Sohn, gaben dieſem Hof etwas Düſteres, und düſter waren die Geſchicke der Perſonen, die wir genannt haben, mit Ausnahme Philipps. Das Unerträgliche der väterlichen Tyrannei trieb Carlos zu Gewaltſamkeiten und Regelloſigkeit. Sein Fluchtverſuch, ſeine Gefangennahme und ſein Tod haben zu den Tragödien Schillers und Alfieris den dramatiſchen Stoff geliefert. Drei Monate nach ihm ſtarb Iſabella, erſt 23 Jahre alt, von allen beweint und noch lange Zeit in Spanien unter dem Titel der Königin des Friedens und der Güte erinnert. Nicht lange Zeit darauf, ſo endete auch Johanna ihr Leben, in tiefer Zurückgezogenheit von der Welt, wo ſie in ſtrengen Übungen der Frömmigkeit ihre Jugend verzehrt hatte.

Inzwiſchen ſetzten die Heldentaten Don Juans von Öſterreich die Welt in Erſtaunen. Der Held von Alpu-

jarras und Tunis, der Sieger über Mauren und Türken, oberſter Befehlshaber der vereinigten Flotten, teilte mit Marcantonio Colonna, mit Sebaſtiano Veliero und Agoſtino Barbarico den Ruhm des Sieges von Lepanto. Er wurde dann als Regent nach Flandern geſandt, um es zu bewältigen oder zu beruhigen, aber der Neid und die Eiferſucht folgten ihm dahin. Er war kaum zweiunddreißig Jahre alt, als er ſtarb und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er vergiftet worden iſt.

Inmitten dieſer Perſonen erſchien nun Sofonisba und malte ſie alle. Leider ſind dieſe Bilder verloren gegangen, wahrſcheinlich waren ſie im Palaſt des Prado aufgehängt; wenigſtens iſt es ſicher, daß das Bild der Königin bis 1682 dort war und dann die Beute der Flammen wurde. Eine Kopie dieſes Bildes hatte Sofonisba dem Papſt Pius IV. ſchicken müſſen, der dieſe ausdrücklich verlangt hatte. Kaum hatte er ſie erhalten, ſo ſchrieb er an Sofonisba: „Wir haben das Bild der durchlauchtigſten Königin von Spanien, unſerer geliebten Tochter, das Ihr uns geſchickt habt, erhalten und es iſt uns hochwillkommen geweſen, ſowohl wegen der Perſon, die es darſtellt, und die wir, abgeſehen von anderen Rückſichten, um ihrer großen Religioſität und ſonſtigen ſchönen Eigenſchaften willen, väterlich lieben, und dann, weil es von Eurer Hand ſo gut und fleißig gemacht iſt. Wir danken Euch dafür und verſichern Euch, daß wir es unter unſere liebſten Sachen rechnen werden, indem wir dadurch Euer Verdienſt loben, das aber, wie groß es auch ſei, nach unſerem Erachten doch das kleinſte von Euren vielen Verdienſten iſt, und deshalb ſenden wir Euch unſeren Segen. Datum: Romae 25 Octobris 1564. Pius Papa IV.“

Im Escurial befinden ſich keine bekannten Bilder von Sofonisba, dagegen gibt es mehrere in England, in Italien in der Galerie Borgheſe und im Muſeum von Neapel, in Rußland in der Eremitage, und eins in Berlin im Beſitze des Grafen Raczynſki, das für eines ihrer ſchönſten

Werke gehalten wird. Es ſtellt ihre drei Schweſtern beim Schachſpiel und eine alte Dienerin dar, die alle, wie Vaſari ſagt, mit ſo viel Fleiß und Kunſt gemacht ſind, daß ſie lebendig erſcheinen und daß ihnen nichts fehlt, als die Sprache. Ferner erzählt Vaſari, daß Tommaſo Cavalieri, ein römiſcher Edelmann (ein großer Freund von Michelangelo und der Vertraute ſeiner Liebe für Vittoria Colonna) dem Herzog Coſimo von Florenz eine Zeichnung von Sofonisba geſchickt habe, die ein kleines Mädchen darſtellt, das über einen Putten lacht, der weint, weil ſie ihm ein Körbchen voll Krebſe vorgeſtellt hat, von denen einer ihn in den Finger beißt. Vaſari fügt hinzu, daß man nichts Anmutigeres und der Natur Getreueres ſehen könne. — Sofonisba lebte in prächtiger Einrichtung, mit Geſchenken und Ehren überhäuft, am Hofe König Philipps und wurde mit ſeiner Zuſtimmung an Don Federico di Moncada verheiratet, mit dem ſie Spanien im Jahr 1578 verließ, nachdem alle die ausgezeichneten Menſchen, die ſie bei ihrer Ankunft am Hofe vorgefunden hatte, mit Ausnahme des Königs, geſtorben waren. Sie begab ſich dann nach Sizilien, dem Vaterlande ihres Mannes, hatte aber das Unglück, dieſen nach kurzer Zeit zu verlieren. Später ging ſie eine zweite Ehe ein mit Orazio Lomellini von Genua und wohnte an dieſem letzteren Ort bis zu ihrem Tode. Im hohen Alter hatte ſie das Augenlicht verloren, aber deſſenungeachtet unterließ ſie nicht, der Kunſt zu nützen in Geſprächen, die ſie mit den Künſtlern, die ſie beſchützte, führte und von denen u. a. van Dyck ſagte, daß er von dieſer blinden Matrone mehr gelernt habe, als von irgendeinem andern Maler. Man muß dabei bemerken, daß ſie zu dieſer Zeit etwa vierundachtzig Jahre ſein mußte, denn dieſer damals junge Künſtler hielt ſich im Jahr 1624 in Genua auf, als er von Palermo zurückkam, wo er das Gemälde des Roſario, eines ſeiner ſchönſten und großartigſten Werke, gelaſſen hatte. Er war ein deſto glaubwürdigerer

Zeuge, da er kein Italiener war und über alle, die er hier kannte, ein unparteiiſches Urteil fällte.

Noch zwei Malerinnen ſind zu erwähnen, die dem Vaterlande Ehre machten. Die eine war Marietta Robuſti, die Tochter des Tintoretto; ſie wetteiferte mit dem Vater und übertraf den Bruder, beſonders im Porträt. Kaiſer Maximilian lud ſie an ſeinen Hof ein, aber der Vater, der ſie zärtlich liebte, konnte ſich nicht entſchließen, ſie von ſich zu laſſen. Leider entführte ſie ihm der Tod ſehr bald, als ſie kaum dreißig Jahre alt war. In demſelben Jahr, wo ſie ſtarb, wurde Artemiſia Gentileſchi geboren, und da dies noch im ſechzehnten Jahrhundert war, ſo gehört ſie mit in dieſe Betrachtung. Der Pater Orazio von Piſa erzog ſie für die Kunſt, dann wurde ſie von Guido Reni geleitet und durch Rat unterſtützt. Sie genoß großen Ruhm während ihres Lebens, beſonders wegen ihrer vortrefflichen Porträts. Sie lebte in Neapel, dann in England, woſelbſt ſie auch ſtarb und wo ſie wertvolle Werke hinterließ. Doch befinden ſich auch Gemälde von ihr im Palaſt Pitti und im Muſeum von Neapel.

In dieſem letzteren Muſeum kann man in einem einzigen Zimmer vier Gemälde von Frauen ſehen. Von der eben genannten Artemiſia Gentileſchi iſt eine Jungfrau da, welcher der Engel verkündet; von Eliſabetta Sirani die Geſchichte des Führers der Thraker, als Timoteo, um ſeine Ehrlichkeit zu retten, dieſen in den Brunnen ſtürzt; ferner von Sofonisba Anguiſſola ihr eignes Porträt am Klavicembalo; endlich eine Samariterin am Brunnen, von Lavinia Fontana, das eines ihrer ſchönſten Werke iſt und ſicherlich über alle die andern, mit denen der Saal geſchmückt iſt, hervorragt. Dieſe zufällige Vereinigung von vier klaſſiſchen Gemälden, die von vier verſchiedenen Malerinnen herrühren, würde ſchon allein genügen, um das zu beweiſen, was im Anfang behauptet wurde, nämlich, daß die Frauen des fünfzehnten und ſechzehnten

Jahrhunderts ſich den Künſten widmeten und darin Vortreffliches leiſteten.

Auch fehlten die Komponiſtinnen in der Muſik nicht, deren nur kurz die hauptſächlichſten erwähnt ſeien. Zunächſt eine Bologneſerin, Laura Bovio. Camillo Coltellini widmete ihr das erſte Buch ſeiner Madrigale für fünf Stimmen und ſagte in der Widmung, daß die Bovio nicht nur in unſerem Vaterlande, ſondern auch über die Grenzen Italiens hinaus glänzte und daß Edelleute und Virtuoſen vom Ausland ausdrücklich herkamen, um ſie zu hören. „Sie iſt nicht allein hoch erfahren im Komponieren, ſondern auch ſo geübt auf jeder Art von Inſtrument und Erfinderin ſo ſeltener und neuer Dinge, in ſo bewundernswerter Anordnung, daß ſie nicht nur die Herzen rührt, ſondern die Seelen ſo hoch erhebt, daß ſie ſchon auf der Erde himmliſche Harmonien zu hören meinen.“ — In der Kunſt der Muſik berühmt war ferner Maddalena Caſulana in Brescia, um das Jahr 1540 geboren. Als Wilhelm VI., Herzog von Bayern, ſeine Hochzeit mit Renata von Lothringen feierte, dirigierte bei den Hochzeitsfeſten Orlando di Laſſo die Konzerte. In den Aufzeichnungen des Maſſimo Trojano, der dieſe Hochzeit beſchreibt, lieſt man nun, daß Orlando di Laſſo ein fünfſtimmiges Werk von der Maddalena Caſulana ſingen ließ, das mit großem Beifall gehört wurde. Außerdem gibt es von ihr zwei Bücher voll Madrigale für vier Stimmen, in Venedig veröffentlicht, das eine 1565, das andere 1570. — Bei derſelben Gelegenheit ließ Orlando noch ein anderes Werk aufführen, welches die Signora Caterina Villaert komponiert hatte; Trojano ſagt, ſie ſei die Tochter des berühmten Adriano, des Kapellmeiſters von San Marco in Venedig geweſen, aber dies iſt ein Irrtum, denn dieſer Villaert ſtarb in Venedig ohne Kinder. Vielleicht war ſie ſeine Nichte, doch bleibt es ungewiß, ob ſie in Italien oder in Flandern geboren iſt.

Sicher dagegen war Vittoria Aleotti Italienerin

und in Argenta geboren; ihr Vater war Architekt, und mehrere Mitglieder der Familie waren ausgezeichnet in der Malerei. Ihr Vater veröffentlichte 1593 in Venedig eine Sammlung von Madrigalen für vier Stimmen, von seiner Tochter komponiert.

Minghetti fügt den Aufzeichnungen über die Frauen in der Kunst, während des 15. und 16. Jahrhunderts, folgende allgemein-historische Betrachtung hinzu: „Jedesmal, wenn ich meine Gedanken zu den zwei besprochenen Jahrhunderten wandte, trat mir jener Umstand, den Guicciardini so vortrefflich in seiner Geschichte gezeichnet hat, schmerzlich vor die Seele, nämlich daß, wenn wir das Ende des 15. Jahrhunderts betrachten, wir wohl sagen können, daß Italien niemals solches Wohlsein, noch einen so wünschenswerten Zustand erlebt hatte, wie derjenige war, in dem es damals in Sicherheit ruhte." Der Landbau war blühend, die Industrie äußerst tätig und vollkommener, als in jedem anderen Teil von Europa, die venetianischen und genuesischen Schiffe durchfuhren die Meere und trugen unsere Produkte zu den fernsten Ländern. Seit den Zeiten des Perikles war auf der Welt nicht wieder eine so feine Bildung in der Literatur, noch ein so lebhafter Glanz der Schönheit in den Künsten dagewesen. Wenn wir Italien aber am Ende des 16. Jahrhunderts, ja noch vor dem Ende desselben ansehen, so finden wir alle diese Güter wieder verschwunden. Die Verwüstung herrschte auf dem Lande, die Werkstätten waren geschlossen, der Handel auf den Meeren hatte andere Wege genommen, der Geschmack, die Eleganz, die liebenswürdige Sitte waren verschwunden. Müßiggang und Laster in den Sitten, Irrtum in den Gedanken, Mittelmäßigkeit in den Charakteren wurden zur Gewohnheit und zweiten Natur, und es gereichte den degenerierten Nachkommen zum Schaden und zu äußerster Schande, sich in solcher Erniedrigung zu beruhigen.

Mannigfach waren die Ursachen eines so plötzlichen Wechsels, aber zwei waren die hauptsächlichsten: Die Uneinigkeit

der Fürſten und das Nichtvorhandenſein eigener Heere. Giovano Pontano, einer der berühmteſten Humaniſten des 14. Jahrhunderts, als er von den Zuſtänden ſeiner Zeit in einem Dialog, Minoſſe betitelt und in Venedig 1505 gedruckt, ſpricht, läßt dieſen den Merkur fragen: Was machen die Fürſten Italiens? Quid reguli? Und dieſer antwortet: Mirifice dissentiunt, et quod praesentibus solum voluptatibus intenti sunt, nihil sunt de futuro solliciti nec vident haud multo post seque suasque urbes in aliena potestate futuros. Und das war vollkommen wahr. Jene Fürſten dachten nur an ſich, ſtrebten nur nach der Vergrößerung des eigenen Beſitzes, indem ſie den des Nachbars uſurpierten, mittels Intriguen, Betrugs, Gewalt, Rache und Verrats. Das Buch vom Fürſten iſt keine Erfindung des Schriftſtellers, ſondern ein treues Bild der damaligen Politik der italieniſchen Höfe. Das gegenſeitige Mißtrauen erlaubte ihnen nie, zu einer wahren Einigkeit, noch zum Zuſammenwirken für ein Ziel zu kommen. War es möglich, einen ſolchen Mangel wenigſtens mit einem künſtlichen Syſtem zu erſetzen, mit einem Gleichgewicht der Kräfte, mit einer politiſchen Bilanz, wie man damals ſagte, mittels derer man die inneren Urſachen und die Veranlaſſungen zu den Angriffen von außen hätte entfernen können? Es war das der Gedanke Lorenzos Magnifico, dieſes klaren, ſcharfen Intellekts, der über den Irrtümern und Vorurteilen ſeines Jahrhunderts ſtand und, wie ihn Gino Capponi ſo gut gezeichnet hat, die Natur eines Künſtlers, die Seele eines Fürſten, die Größe einer glänzenden Zeit, die zum Ende neigte, beſaß. Von ſeiner edlen Geſinnung gibt uns die Antwort Zeugnis, die er Ludwig XI. gab, als dieſer ihm Hilfe durch Soldaten gegen Ferrante von Neapel und Sixtus IV. anbot. „Ich kann", ſagte Lorenzo, „meinen perſönlichen Vorteil nicht der Gefahr für ganz Italien voranſetzen, und möge Gott geben, daß es den Königen von Frankreich nie einfalle, ihre Kräfte in dieſem Lande zu verſuchen. Wenn dies geſchähe, ſo wäre Italien verloren." — Aber der

Verſuch Lorenzos Magnifico fand kein aufrichtiges Entgegenkommen in der Seele ſeiner Zeitgenoſſen, und wenn die Macht ſeiner Autorität und die Überredungskunſt ſeiner Worte für einen Augenblick die Hoffnung weckten, ihn verwirklicht zu ſehen, ſo lud doch gleich, als Lorenzo kaum in das Grab gelegt war, der große Verräter, Lodovico Moro, die Fremdlinge ein, nach Italien niederzuſteigen. Dies kann kaum in Verwunderung ſetzen; äußere Auskunftsmittel genügen nicht, wo die innere Einigkeit fehlt, und dieſe fehlte, weil kein Ideal da war, für das ein jeder ſich verpflichtet gefühlt hätte, die eigenen Intereſſen und die Leidenſchaften, die einen Ausweg ſuchten, zu opfern. Es kann aber nichts Großes geſchehen, weder von ſeiten der Fürſten, noch von der der Völker, ohne ein Ideal, ſei es ein religiöſes oder eins des bürgerlichen Lebens, das die Seelen einnimmt und über die materiellen Berechnungen des augenblicklichen Nutzens emporträgt.“ —

Dieſe ſchöne Bemerkung eines praktiſchen Staatsmannes, wie Minghetti, die von meinem eigentlichen Gegenſtande etwas abweicht, konnte ich nicht unterlaſſen hier einzufügen. Ich kehre nun zu dieſem zurück, indem ich jener Reihe weiblicher Weſen, die in den Künſten tätig waren, eine Galerie von Frauenporträts aus verſchiedenen Epochen hinzufüge, deren Originale Anſprüche auf das Intereſſe ihrer lebenden Schweſtern haben, da ſich in ihnen, neben der Perſönlichkeit an ſich, der Einfluß zeigt, den der vorherrſchende Geiſt der Epoche auf die einzelnen ausübt, und wie er ſich in ihnen widerſpiegelt. In Frankreich erſchien vor mehreren Jahren eine Reihe von Veröffentlichungen über das Leben hervorragender Frauen aus den letzten Jahrhunderten, die eine ungemein anziehende Lektüre bildeten. Viele dieſer Bücher regten mich an, einen zuſammengedrängten Bericht über die geſchilderte Perſönlichkeit, verbunden mit den eigenen Anſichten, zu geben, und dieſe Berichte ſind es, die ich hier wiederhole.

Wenn es nur wenigen hervorragenden Intelligenzen ver-

gönnt iſt, die großen Linien der Univerſalgeſchichte richtig zu erkennen und in ſolcher Form wiederzugeben, daß uns umfaſſende Bilder anſchaulich werden, ſo iſt es dagegen dem geeigneten Talent leichter möglich, aus dem großen Rahmen einzelne Geſtalten hervortreten zu laſſen, ſie in ihrer Perſönlichkeit und in dem Zuſammenhang mit ihrer Zeit bis zur größten Deutlichkeit zu beleuchten und ſie uns ſo vertraut zu machen. Und ſolche Arbeit iſt nicht gering zu achten, denn wie viele bemerkenswerte Geſtalten, wie viel Liebenswürdiges und Gutes, wie viel Charakteriſtiſches für eine Epoche geht uns in der Betrachtung des allgemeinen Weltlaufs ſonſt verloren. Ausgezeichnet ſind in dieſer Beziehung die Franzoſen, die mit der Vollendung künſtleriſcher Technik, die ſie beſitzen, fortwährend ſolche hiſtoriſche Porträts ausführen, für deren Ähnlichkeit die reichen Quellen der franzöſiſchen Geſchichte bürgen, und die uns zur Bekanntſchaft mit Individuen verhelfen, die wir ſonſt, im großen ganzen der Weltgeſchichte, nicht gekannt oder nicht beachtet hätten, und die es doch verdienen, gekannt und geſchätzt zu werden. Dahin gehört unter anderen:

Jeanne de Pienne.

Sie war aus einer der erſten Familien Frankreichs und nach den Aufzeichnungen Brantômes „ſo ſchön, ſo tugendhaft und vollkommen, wie nur irgendeine Frau in Frankreich", und allerdings gibt das, was wir von ihrem Leben wiſſen, der edle Mut, den ſie in den ſchweren Prüfungen, die ihr auferlegt wurden, bewährte, einen hohen Begriff von ihrer Perſönlichkeit. Sie iſt wieder ein ſchöner Beweis dafür, wie eine unabhängige, vornehme Seele, ebenſogut im Weibe wie im Mann, inmitten der härteſten Proben ſtandhaft bleiben und ihr Selbſt retten kann vor den ſchlimmen Mächten, die auch gerade beſonders bei Frauen ihren Einfluß üben, wie z. B. die dogmatiſche Kirche und ihre Diener.

Jeanne de Pienne wurde noch ganz jung als Hofdame dem Hofſtaat Katharinas von Medici zugeſellt.

Sie hatte ſo häufig Gelegenheit, Franz von Montmorency, den Sohn des berühmten Connetable, zu ſehen. Beide, faſt noch Kinder, faßten eine zärtliche Neigung zueinander, waren aber anfangs zu ſchüchtern, es ſich zu geſtehen. Endlich aber faßte Franz den Mut, das Schweigen zu brechen und ſagte ihr einfach: „Jeanne, ich liebe Sie und will Sie heiraten.“

Sie war beſonnener als er und verſetzte: „Sie ſind zu jung“, und als er fortfuhr zu werben, ſagte ſie: „Ich fürchte Ihren Vater, er wird es ſchlecht finden.“ Aber Franz beruhigte ſie und verſicherte, er werde ſo gehorſam und geduldig im Warten ſein, daß der Vater gewiß einwilligen werde.

Der Krieg gegen Karl V., der im Auguſt 1553 aufs neue ausbrach, trennte die Liebenden. Das kaiſerliche Heer hatte die Feſtung Therouanne in der Provence angegriffen, und Franz von Montmorency wurde, nebſt anderen älteren Führern, hingeſchickt, ſie zu verteidigen. Der Vater und der Bruder Jeannes fielen im Kampfe und dann auch die anderen Führer, ſo daß Franz von Montmorency allein das Kommando übernahm und die Feſtung noch acht Tage hielt. Dann aber wurde ſie von den Kaiſerlichen eingenommen, die meiſten Einwohner wurden gemordet und die Stadt der Erde gleich gemacht. Montmorency aber fiel in die Gefangenſchaft der Spanier und wurde aus einem Gefängnis in das andere geſchleppt, atmete viele Monate lang keine friſche Luft, bis man ihm endlich das Fenſter öffnete und ihm erlaubte, neben dem Schloß, in dem er gefangen ſaß, ſpazieren zu gehen. Er wurde aber ſtets von zehn Hellebardieren, die er ſelbſt beköſtigen mußte, bewacht. Er benutzte die Zeit, um viel zu leſen und zu ſtudieren, was er bisher, nach Art der damaligen vornehmen Herren, verſäumt hatte. Es dauerte lange, bis er die Freiheit wieder erhielt, denn das Löſegeld, das man für ihn forderte, war ſeinem ſparſamen Vater zu hoch. Endlich entſchloß ſich der König Heinrich II., es zu zahlen, und Ende Auguſt 1556 ſah Franz von Montmorency Jeanne de Pienne

wieder. Er hatte ihr während der drei Jahre ſeiner Gefangenſchaft oft geſchrieben, leider hatte Jeanne, nach ihrem eigenen Geſtändnis, dieſe Briefe alle verbrannt. Mehr wie je entflammte aber ihre gegenſeitige Neigung nach dem Wiederſehen. Jeanne war zur liebenswerteſten Jungfrau erblüht, und der Tod ihres Vaters und Bruders war ein Band mehr, das ſie an Montmorency knüpfte. Er erneuerte ſeine Schwüre und Verſprechungen, ſo oft ſie ſich ſahen, auch noch am Vorabend des Tages, der ſie auf immer trennen ſollte, obgleich er da ſchon wußte, daß ihm ein anderes Los beſtimmt war.

Der König Heinrich II. hatte nämlich beſchloſſen, ſeine Tochter Diana, Witwe des Herzogs von Caſtro, mit Franz von Montmorency zu vermählen, und hatte dieſen bereits mit Ehrenſtellen überhäuft, um ihn dieſer hohen Stellung würdig zu machen. Im Anfang Oktober 1556 wollte er ſich in eigener Perſon nach Ecouen begeben, um dieſe Verbindung mit dem Connetable abzuſchließen. Ecouen gehörte nebſt Chantilly dem Connetable von Montmorency und war von dieſem während der Regierung Franz I., während derer die Künſte in Frankreich blühten, mit künſtleriſchem Sinn ausgeſtattet und zu einem wahren Fürſtenſitz umgeſchaffen worden. Hier erwartete der Connetable ſeinen königlichen Herrn, deſſen Beſuch, ſowie der Zweck desſelben ihm angekündigt waren. Am Tag vorher aber war der Admiral Coligny, Neffe des Connetables, zum König gekommen, um ihm im Namen ſeines Vetters Franz von Montmorency zu melden, daß die Verbindung mit Diana unmöglich ſei, da der junge Montmorency ſich mit Jeanne de Pienne verlobt habe. Als der König hörte, daß der Connetable noch nichts davon wiſſe, übernahm er es, dieſen davon in Kenntnis zu ſetzen. Statt der öffentlichen Anzeige der Verlobung Dianens mit dem Sprößling der Montmorency flüſterte der König dem Connetable nur zu, ſich jeder Bekanntmachung zu enthalten, bevor er mit ſeinem Sohn geſprochen habe. Der

Connetable, bestürzt und umsonst nach der Ursache dieses Ausspruchs forschend, der seine ehrgeizigen Hoffnungen zu vernichten drohte, wurde erst, nachdem der König ihn verlassen hatte, durch eine Botschaft Coligny's von dem Vorgefallenen unterrichtet. Er ließ seinen Sohn vor sich fordern, und als dieser bekannte, daß es sich um ein ernstes Eheversprechen handle, kannte sein Zorn keine Grenzen. Er drohte dem Sohn, ihn zu enterben, und entriß dem König den Befehl, Jeanne de Pienne vor Richter zu stellen, die ein junges Mädchen wohl einschüchtern konnten. Diese Richter waren: ein Kardinal, drei Bischöfe und zwei Laien, von denen der eine der Präsident des Parlaments von Paris war. Auch waren zwei Notare da, um die Verhandlungen niederzuschreiben. Vor diesem Gerichtshof mußte Jeanne in einem Saal des Louvre erscheinen. Der Kardinal von Lothringen präsidierte, und der Haß, den er im geheimen gegen die Montmorency hegte, brach in den Fragen durch, die er an das arme Mädchen richtete und die ihr Schamgefühl auf das tiefste verletzen mußten. Nachdem er sie nach ihrem Alter und den näheren Umständen ihres Verhältnisses zu Montmorency gefragt und von ihr die Versicherung erhalten hatte, daß nur wörtliche Versprechungen zwischen ihnen ausgetauscht worden seien, fragte er, ob sie sich auf das verlassen wolle, was Franz von Montmorency sagen werde, worauf sie, mit der vollen Zuversicht der Liebe und des Glaubens an den Geliebten, sagte, ja, sie verlasse sich darauf. Das Protokoll, das die zwei Notare aufgenommen hatten, wurde ihr vorgelesen, und sie unterschrieb es.

Unmittelbar nach ihr wurde Montmorency verhört und gab anfangs ehrlich und wahr dieselben Antworten wie Jeanne. Aber als der Kardinal ihm sagte: „Ihr habt Vater und Mutter und habt nicht das Recht, eine Heirat ohne ihre Einwilligung einzugehen", da fiel sein Mut und er erwiderte: „Als ich diese Torheit beging, habe ich diese Umstände nicht alle bedacht; meine große Jugend damals

führte mich nicht so zum Nachdenken; wenn ich es noch einmal zu tun hätte, würde ich es mir besser überlegen."

Darauf fragte der Kardinal noch: „Wer von euch hat zuerst von Heirat gesprochen?"

Worauf Montmorency sagte: „Ich."

Danach versetzte der Kardinal: „Also diese vorgebliche Heirat könnte aufgelöst werden, wenn es Euer Wille wäre?"

Montmorency wurde wieder feige und sagte ja.

Auch ihm wurde das Protokoll vorgelesen, und er unterschrieb es.

Dieser schmachvolle Zug von Unentschlossenheit und Schwäche findet sich im ganzen Leben Franz von Montmorencys und prägt sich deutlich auf den Bildern aus, die uns von ihm erhalten sind, ganz im Gegensatz zu seinem Vater, dessen mächtiger Kopf mit dem harten Auge und dem gebieterischen Mund den Mann von eisernem Charakter zeigt, dessen starker Wille sich mit physischer Kraft einte.

Am Abend des Tages, an dem sie verhört war, wurde Jeanne in das Kloster der Filles-Dieu geführt, das im 13. Jahrhundert gestiftet worden und ungefähr wie das heutige St. Lazare eingerichtet war. Es war ein düsterer, gefängnisartiger Aufenthalt, in dessen Hof die zum Tod Verurteilten geführt wurden, um vor der Hinrichtung Brot und Wein zu empfangen. Während die unschuldige Jeanne hier eingesperrt wurde, ging der Schuldige, Franz von Montmorency, nach Rom auf Befehl seines Vaters, um vom Papst Paul IV. (Caraffa) die Auflösung des Eheversprechens zu erbitten, denn nach den Sitten der damaligen Zeit hatte nur der Papst das Recht, ein solches Versprechen zu lösen.

Paul IV. war gerade sehr verstimmt gegen den Connetable, der durch den Waffenstillstand von Vaucelles die Vorteile seines mit Frankreich eben abgeschlossenen Schutz- und Trutzbündnisses gegen Spanien zunichte gemacht hatte. Zwar war durch seinen schlauen Neffen, den Kardinal Carlo Caraffa, die Sache am französischen Hofe wieder gut-

gemacht, allein der Papſt trug es dem Connetable doch nach. Trotzdem empfing er den jungen Montmorency anſcheinend mit Wohlwollen und beauftragte zwei Kardinäle, den Fall und die darauf bezüglichen Papiere zu unterſuchen. Aber die Sache zog ſich in die Länge, und der Connetable, tief gebeugt und ſchwer gereizt durch dieſen unerwarteten Schlag, verlangte heftig nach einer Löſung. Auf den Rat ſeiner Vertrauten entſchloß er ſich, ſeinem Sohn zu ſchreiben, denn bisher hatte er deſſen reuevolle Briefe aus Rom ohne Antwort gelaſſen. Ohne Rückſicht auf ſeines Sohnes Ehre und deſſen Zartgefühl ſchrieb er in ſolcher Weiſe, daß er Jeanne de Pienne unwiderruflich dadurch in die Falle lockte:

„Ich habe gehört, daß Gott Dir die Gnade erwieſen hat, daß Du Dein großes Vergehen erkannt und den Entſchluß gefaßt haſt, auf den guten Weg des kindlichen Gehorſams zurückzukehren, worüber ich ſehr froh bin, da ich denke, daß dieſe Einſicht Dich dazu führen wird, worauf ſie zielt, nämlich Dich aus dem Labyrinth zu retten, in das Du Dich verirrt haſt. Da Du meine Verzeihung wünſcheſt, zeig es mir durch die Tat und ſende, ſobald Du dieſes Schreiben erhalten haſt, la Porte zu dem Fräulein mit einem Brief von Dir, durch den Du ihr kundgibſt, daß, nachdem Du den Irrtum erkannt, den Du ohne zu überlegen begangen hätteſt, Du es dem Heiligen Vater offenbart und ſeine Vergebung erfleht habeſt; daß er ſie Dir in ſeiner Güte und Gnade auch erteilt und Dich, ſoviel als nötig, dispenſiert habe. Davon wollteſt Du ſie benachrichtigen und ſie bitten, daß, ſo wie Du Dich losſageſt von allem, was Du ihr etwa verſprochen hätteſt für die Heirat zwiſchen Euch beiden und ſie nun verließeſt, ſo ſolle auch ſie dasſelbe tun mit Dir, der Du entſchloſſen ſeieſt, nie wieder nähere Gemeinſchaft mit ihr zu haben. Wenn Du das tuſt, ſo wirſt Du Gott und Deiner Pflicht genügen und mir Gelegenheit geben, das Böſe, den Verdruß und die Beleidigung zu vergeſſen, die Du mir zugefügt haſt.“

Franz von Montmorency ſcheute ſich nicht, aus kindlichem Gehorſam und feiger Schwäche eine ſo unwürdige, verächtliche Handlung zu begehen. Sein Begleiter la Porte eilte nach Paris, erbat ſich zwei Zeugen und zwei Notare und, verſehen mit einer Erlaubnis Heinrich II., begab er ſich mit dieſen in das Kloſter der Filles-Dieu und verlangte Mademoiſelle de Pienne zu ſehen. Die Priorin, welche die Herren empfangen hatte, befahl, das Fräulein herbeizuführen. Jeanne erſchien in der düſteren Tracht der Penſionärinnen des Kloſters, ruhig, würdig und gefaßt. La Porte gab ihr den Brief Montmorencys und bat ſie, ihn in Gegenwart der vielen Zeugen laut und deutlich vorzuleſen. Sie tat es mit bewunderungswürdiger Feſtigkeit, obgleich jedes Wort wie ein Meſſer in ihr Herz ſchnitt. Dieſes unwürdige Dokument lautete wie folgt:

„Fräulein, da ich den Irrtum erkannt habe, den ich, ohne zu überlegen, beging (er kopierte die Ausdrücke aus ſeines Vaters Brief) und es mir leid iſt, Gott, den König, den Herrn Connetable und die Frau Connetable beleidigt zu haben, ſo habe ich dem heiligen Vater bekannt gemacht, wie ſich die Sachen zwiſchen uns zugetragen haben und habe die Vergebung Seiner Heiligkeit erfleht. Er hat ſie mir in ſeiner Güte und Gnade erteilt und mich, ſo weit es nötig war, dispenſiert, um mich in meine frühere Freiheit zurückzuverſetzen, wovon ich Sie in Kenntnis ſetzen wollte. Um uns beide aus dem Unglück und den Drangſalen, in denen wir uns befinden, zu befreien, entſage ich mich aller Worte und Heiratsverſprechungen, die zwiſchen uns gewechſelt ſind, von denen wir durch den beſagten Dispens entbunden ſind und von denen ich Sie losſage, indem ich Sie bitte, dasſelbe in bezug meiner zu tun und einen andern Entſchluß für Ihr Wohl zu faſſen, ſo wie es Ihnen gut ſcheinen mag. Ich bin entſchloſſen, nie mehr, weder eine allgemeine noch eine beſondere Gemeinſchaft und ein Einverſtändnis mit Ihnen zu haben. Nicht etwa, weil ich Sie nicht für ein verſtändiges und tugendhaftes Fräulein und von guter Art hielte, aber um

meiner Pflicht zu genügen und um das Unglück und die Ungelegenheiten zu vermeiden, die uns daraus kommen könnten, beſonders aber, um Ihrer Majeſtät und den Genannten, Herr und Herrin, die Möglichkeit zu geben, die Beleidigung zu vergeſſen, die ich ihnen zugefügt habe, um dieſelbe gut zu machen und mich ihres Wohlwollens würdig zu zeigen und dem zu genügen, was ich ihnen ſchuldig bin nach dem Gebote Gottes, den ich anflehe, Sie, Fräulein de Pienne, in ſeiner heiligen und gnädigen Obhut zu behalten."

Jeanne las dieſen nichtswürdigen Brief ſtandhaft bis zu Ende, und die Notare laſen in einer genauen Kopie nach, ob ſie auch nichts auslaſſe. Kaum hatte ſie geendet, ſo wiederholte la Porte noch einmal mit Nachdruck, daß Montmorency, da ſie nicht ſo weit miteinander gegangen wären, daß die Sache nicht mehr gut zu machen ſei, die Verzeihung des Papſtes erbeten und erhalten habe und ſie nun von jedem bindenden Wort losſage und ſie bitten laſſe, zu erklären, daß ſie das gleiche mit ihm tue.

Bis dahin hatte Jeanne ihre Faſſung bewahrt; dieſe Roheit war aber zu viel; ſie brach in Tränen aus und ſagte ſchluchzend: „Es iſt mir lieber, mein Herr, daß dieſer Bruch von dem Herrn von Montmorency kommt, als von mir. Er beweiſt durch den Vorſchlag, den Sie mir in ſeinem Namen machen, daß er weniger Herz hat, als eine Frau. Das iſt nicht mehr dasſelbe, was er mir ſo oft wiederholt hat, daß er eher das Leben laſſen würde, als ſeine Geſinnung ändern. Er hat mich bitter enttäuſcht, und ich ſehe wohl, daß er es vorzieht, reich, als ein guter Menſch zu ſein."
„Mein Fräulein," verſetzte la Porte, „Herr von Montmorency hält Sie für tugendhaft, wie er Ihnen ſchreibt. Er verletzt ſeine Ehre nicht, wenn er Sie verläßt. Es iſt für Sie beide vorteilhafter, durch den Dispens des heiligen Vaters in Ihre frühere Freiheit zurückverſetzt zu ſein und das Wohlwollen Ihrer Eltern wieder zu erlangen. Sehen Sie doch gefälligſt zu, mir eine Antwort zu geben."

„Ach, welche Antwort wollen Sie, mein Herr, daß ich Ihnen gebe? Hat Herr von Montmorency wirklich das Herz gehabt, mir einen ſolchen Brief zu ſchreiben?“ erwiderte Jeanne in tiefem Schmerz.

„Mein Fräulein,“ hub la Porte wieder an, „durch den Brief, den Sie geleſen haben, erläßt Herr von Montmorency Ihnen das Heiratsverſprechen, das zwiſchen Ihnen gewechſelt geweſen ſein mag; erlaſſen Sie es ihm von Ihrer Seite?“

„Ja,“ ſagte Jeanne, „da es der Wille des Herrn von Montmorency iſt, das Heiratsverſprechen, das er mir gegeben hat, zurückzunehmen, ſo kann und will ich ihn nicht hindern, zu tun, was ihm gefällt.“

La Porte war noch nicht zufrieden mit dieſer Antwort und verſetzte, indem er wieder auf den lügneriſch vorgeſchobenen Dispens zurückkam: „Herr von Montmorency bittet Sie, wie er es Ihnen geſchrieben hat, ihn zu entlaſſen, wie er Sie entläßt.“

Jeanne, als ſie ſah, daß es keinen Ausweg für ſie aus dieſem ungleichen Kampfe gab, und wohl ahnend, daß ein Betrug mit ihr vorgenommen würde, erhob ſich zu ihrer natürlichen Rechtſchaffenheit und Würde und ſagte voll Hoheit: „Nun wohl, mein Herr von la Porte, da Herr von Montmorency mich alſo des Heiratsverſprechens, das zwiſchen uns gemacht wurde, entläßt, ſo möchte ich nach dem, was er mir geſchrieben hat, und wäre er der Sohn des Königs oder ſonſt ein Prinz, ihn nicht heiraten und entlaſſe ihn. Bei alledem muß ich erſtaunen über die Art, mit der er mir ſchreibt, und kann es nicht glauben, daß er es geſchrieben hat, da er mir in einer ganz anderen Sprache und einem anderen Stil zu ſchreiben gewohnt war.“

„Ich habe ihn dieſen Brief vor meinen Augen ſchreiben ſehen,“ verſetzte la Porte.

„Wohl, das glaube ich Ihnen, denn ich kenne ſeine Schrift,“ erwiderte Jeanne. „Ich wollte nur ſagen, daß Herr von Montmorency mir in dieſem Brief Dinge

ſagt, die weit von denen entfernt ſind, die er die Gewohnheit hatte, mir zu ſagen."

Das Protokoll, in dem man die Erwähnung des Dispenſes, der nie gegeben worden war, ausgelaſſen hatte, wurde von Jeanne ohne weiteres unterzeichnet. Darauf ſagte ſie mit ruhiger Würde: „Herr von la Porte, machen Sie meine demütigen Empfehlungen an Herrn von Montmorency und Herrn von Damville (den Begleiter Montmorencys), und da Sie mich haben weinen ſehen, ſo bitte ich Sie, Herrn von Montmorency zu ſagen, daß dies nicht aus Schmerz um ihn war. Da es ſein Wille iſt, was er mir geſchrieben hat, ſo werde ich ihn nicht gegen ſeinen Willen zurückhalten." Darauf grüßte ſie die Verſammlung hoheitsvoll und verließ ſie. Sie hatte aber noch einmal die Qual durchzumachen, indem la Porte eine authentiſche Kopie des Protokolls verlangte, die nur gültig war, wenn ſie vor Jeanne und denſelben Zeugen geleſen worden war. So mußte die Arme das abſcheuliche Protokoll noch einmal leſen hören und unterzeichnen.

La Porte kehrte nach Rom zurück, nicht bloß mit dieſem Dokument, ſondern auch mit einem harten Geſetz gegen die heimlichen Ehen, das der Connetable vom König Heinrich II. erbeten hatte. Franz von Montmorency kehrte zur ſelben Zeit nach Rom zurück, da er, müde der langen Untätigkeit und der verzögerten Ausfertigung des Dispenſes, inzwiſchen ſich dem Marſchall Strozzi angeſchloſſen und die Belagerung von Oſtia mitgemacht hatte. Noch immer aber gelangte er nicht an das Ziel, obgleich viele Herren und Prälaten ſich für ihn bei dem einflußreichen Kardinal Caraffa, dem Neffen des Papſtes, verwendet hatten, er auch ſelbſt mehr als einmal den Papſt um Beſchleunigung der Erteilung des Dispenſes bat. Die Sache kam nicht vorwärts, und man weiß nicht, ob Intrigen der Caraffa und der Guiſe, die den Montmorencys feindlich waren, daran ſchuld hatten oder ob das nichtswürdige Verfahren gegen Jeanne de Pienne dieſer

das Intereſſe des Papſtes gewonnen hatte. Nach der Allokution, die dieſer an die zur Entſcheidung der Frage berufenen Prälaten hielt, ſollte man das letztere glauben. Hätte man es beweiſen können, daß die Ehe wirklich vollzogen geweſen ſei, ſo würde ſie für unauflöslich erklärt worden ſein. Allerdings hatte der ſpaniſche Geſandte ſeinem König geſchrieben, ſie ſei vollzogen worden, aber er war ein verdächtiger Zeuge, da er ein Feind des franzöſiſchen Hofes war. Es logen überhaupt alle in dieſer traurigen Geſchichte, nur Jeanne blieb immer wahr und edel, das unſchuldige Opfer männlichen Ehrgeizes und männlicher Schwäche.

Die zur Entſcheidung berufene Verſammlung trennte ſich, ohne einen Beſchluß gefaßt zu haben, und es war offenbar, daß der Papſt abgeneigt war, den Dispens zu erteilen, und daß bei einer nochmaligen Verſammlung eine ungünſtige Entſcheidung gefällt werden würde. Montmorency verſammelte daher ſeine Anhänger unter den hohen Prälaten und vornehmen Herren zu einem Gaſtmahl, ſetzte mit ihrem Rat einen Proteſt gegen die vermutliche Entſcheidung auf und führte an, daß man ihn vier Monate lang hingehalten habe, daß der Papſt ſichtlich zur Gegenpartei neige und daß er ſich daher das Recht vorbehalte, ſich zu verheiraten, wie es ihm gefalle. Er rechnete dabei auf das Edikt des Königs, das ihm die Hilfe Roms überflüſſig machte, und kehrte nach Frankreich zurück. Augenzeugen berichten, daß er von ſeinem Vater und vom König aufs beſte empfangen wurde, natürlich, da er ein Sklave geworden war. Er benahm ſich als gehorſamer Sohn und gefügiger Untertan und verliebte ſich pflichtſchuldigſt in Diana del Caſtro. Zugleich hieß es, daß die arme Gefangene endlich in Freiheit geſetzt werden ſolle.

Indes waren doch noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben, denn es war bekannt, daß Franz nur wegen des Dispenſes nach Rom gegangen war und ihn nicht erhalten hatte. Wie konnte man nun die gewollte Heirat vollziehen, da man dieſen vorher für unentbehrlich gehalten hatte? Doch in den

oberen Regionen gibt es immer eine Übereinkunft mit dem Himmel, und Ratgeber der Art fanden einen Ausweg, der des früheren Verfahrens würdig war. Es wurde eine neue Verſammlung zuſammenberufen von Leuten, deren Gefälligkeit im voraus geſichert war. Montmorency erſchien vor ihnen und erſtattete einen Bericht über ſeine Beziehungen zu Jeanne de Pienne, worin er die Tatſachen ſo darzuſtellen wußte, daß die Löſung des Eheverſprechens als eine einfache, natürliche Sache erſchien. Und als er erklären ſollte, warum er doch wegen des Dispenſes nach Rom gegangen ſei, ſagte er: „Das geſchah nur, damit ich nicht nötig hätte, zu geſtehen, daß ich mehr zu verſtehen gegeben hatte, als ich wirklich meinte. Übrigens konnte ich auch keine abſchlägige Antwort erwarten; die Vorgänger des Heiligen Vaters haben oft andern, die kein größeres Anſehen hatten als ich, den Dispens erteilt. Als ich aber ſah, wie die Sache ſich in die Länge zog und wie ſie geführt wurde, kam ich zurück, um dem König und dem Connetable die Wahrheit der Tatſache zu erklären.“

Zu dieſer unwahren Erklärung fügte er noch andere Lügen hinzu, indem er vorgab, daß er auf Befehl des Königs wegen kriegeriſcher Angelegenheiten nach Rom habe gehen müſſen und dergleichen mehr.

Der König und der Connetable nahmen dieſe ſchamloſe Ausſage an, und bald darauf wurde die Vermählung von Franz von Montmorency und Diana von Frankreich mit außerordentlichem Glanz und Pomp gefeiert. Aber es ruhte kein Segen auf dieſer Verbindung, die durch Verrat und Lüge zuſtande gebracht war. Das einzige, lebend zur Welt gekommene Kind dieſer Verbindung ſtarb gleich nach der Geburt, und alle, die Montmorency als Helfer in dieſer unwürdigen Sache beigeſtanden hatten, wurden von ſchweren Schickſalen heimgeſucht. Drei Monate nach der Hochzeit ſeines Sohnes wurde der alte Connetable bei St. Quentin beſiegt und gefangen genommen. Er erlangte erſt die Freiheit wieder nach dem Frieden von Cam-

brai, der Frankreich der Städte in Piemont verluſtig machte und ihm auch Calais gekoſtet haben würde, wenn Katharina von Medici es nicht verhindert hätte, indem ſie es den Engländern entzog als Strafe für ihren Treubruch, daß ſie den Hâvre in vollem Frieden beſetzten. Heinrich II. ſtarb durch die Lanze Montgomerys, der Kardinal Caraffa wurde auf Befehl Pius IV., den er zum Papſt gemacht hatte, im Gefängnis erdroſſelt und als er ſchon den Strick um den Hals hatte, rief er: „Ich muß ſterben? Oh Pius! Oh Philipp!“ Wahrſcheinlich kam ihm in dieſem letzten Moment das volle Bewußtſein, daß trotz ſeiner eigenen Schlechtigkeit es doch noch zwei ſchlechtere über ihm gab: König und Papſt. Der Erzbiſchof von Vienne, Marillac, einer der Richter Jeannes, wurde ſpäter, calviniſtiſcher Tendenzen angeklagt, nach Rom vorgeladen.

Der Schuldigſte von allen aber, Montmorency, geſtraft in ſeinen Kindern, krank an Leib und Seele und wohl von zu ſpäter Reue ergriffen, wandte ſich noch einmal nach Rom und erbat ſich Abſolution vom Papſt Pius IV., die dieſer, nachſichtiger als Paul IV., ihm auch gewährte.

Jeanne de Pienne wurde, nach der Hochzeit Montmorencys, aus dem Kloſter entlaſſen. Sie allein war rein und edel aus dem ungerechten, häßlichen Kampf hervorgegangen, als ein liebenswürdiges Beiſpiel, wie reine Frauentugend ſelbſt der vereinigten Übermacht männlicher Treuloſigkeit und ſchmählicher Unwahrheit widerſtehen und die ſittliche Hoheit der Perſönlichkeit retten kann. Nach der Thronbeſteigung Franz II. wurden die Montmorency zurückgeſetzt und die Guiſe bevorzugt; Jeanne wurde an den Hof zurückgerufen als Ehrendame von Maria Stuart. Sie war erſt vierundzwanzig Jahre alt, ſtand in vollem Glanze ihrer Schönheit und war durch ihr Schickſal und ihr würdevolles Betragen von einer Art Nimbus umgeben. Zahlreiche Anbeter umringten ſie, aber die Wunde ihres Herzens war noch nicht geheilt und ſie blieb gleichgültig gegen alle Bewerber. Als Maria Stuart nach

dem Tod des Königs nach Schottland zurückging, wurde ſie aufs neue Ehrendame bei Katharina von Medici und folgte dieſer zu der Belagerung des Hâvre, wohin die Königin ging, um den Mut der Armee zu befeuern. Hier reichte ſie endlich, vielleicht auf den Wunſch der Königin, dem Baron d'Allyye, den dieſe ſehr ſchätzte, ihre Hand. Aber ihre Ehe war auch nicht glücklich, ſie hatte keine Kinder, und ihr Mann ſtarb nach wenigen Jahren. Es iſt unbekannt, was danach aus ihr wurde. Sie verſchwand wie ein ſchöner, hell-leuchtender Stern, hinter Wolken größerer Geſchicke, in denen viele vielleicht gewaltigere, aber ſicher keine reineren und liebenswürdigeren Perſönlichkeiten erſchienen, als Jeanne de Pienne; und manche von denen, die im ſtillen für ſie geſeufzt hatten, mochten nach ihrem Verſchwinden ſich der rührenden Klage erinnern, die ſie verfaßt hatte, als Montmorency zur Verteidigung von Therouanne fortging:

„Mon bel amy, vous souvienne
De Pienne
Quand vous serez par dela!“

Es hatte mich oft gewundert, daß ſich noch kein Dichter dieſes hoch dramatiſchen Stoffes bemächtigt hatte. Welch eine Anzahl bedeutender hiſtoriſcher Perſönlichkeiten wären dabei vorzuführen, wie der Connetable von Montmorency, König Heinrich II., Katharina von Medici, Kardinal Caraffa uſw., und wo fände man zur Heldin eine zartere, anziehendere weibliche Geſtalt, als Jeanne de Pienne, deren tragiſches Schickſal auch tragiſch enden könnte, da es geſchichtlich unbekannt iſt. Und welch ein anſchauliches Bild würde es geben von den Sitten jener Zeit, wo ein Eheverſprechen, von jugendlicher Neigung ausgeſprochen, in den Händen der Mächtigen Anlaß wurde zu Intrigen, Ungerechtigkeiten, ſchamloſen Lügen, die über das Schickſal von zwei jungen Herzen entſchieden und ein unſchuldiges edles Mädchen einer ſo harten, demütigenden Behandlung unterwarfen.

Auf meine Veranlaſſung hat es endlich ein hochbegabter, junger franzöſiſcher Dramatiker, Romain Rolland, übernommen, dem prächtigen Stoff Geſtalt für die Bühne zu geben. Leider haben ſeine ſchönen dramatiſchen Dichtungen bis jetzt in Frankreich noch nicht die Würdigung gefunden, die ihnen gebührt, weil er ein zu echter, vornehm denkender Künſtler iſt, um ſich dem korrupten, ſeichten, frivolen Geſchmack, der heute auf den franzöſiſchen Bühnen herrſcht, unterzuordnen. In guter Überſetzung würden dieſe hervorragenden Schöpfungen vielleicht viel eher auf deutſchen Bühnen Anklang finden. — — —

Ich ſpringe nun aus dem ſechzehnten in das ſiebzehnte Jahrhundert über, um einer Frau zu gedenken, deren Name wohl niemandem in der gebildeten Welt heutzutage unbekannt iſt, deren nähere Lebensgeſchichte aber in kurzer Zuſammenfaſſung vielleicht vielen willkommen ſein dürfte, da ſie zu den bedeutendſten weiblichen Erſcheinungen ihrer Zeit und ihrer Umgebung gehört. Dieſe Frau iſt

Madame de Sévigné.

Marie de Rabutin-Chantal, aus einer großen Familie der Bourgogne, war 1626 geboren und wurde ſchon im ſiebzehnten Jahre eine Waiſe. Im achtzehnten Jahre heiratete ſie einen Edelmann aus der Bretagne, den Marquis von Sévigné, der ein ſchöner ritterlicher Kavalier war und mit dem ſie die erſte Zeit ihrer Ehe in glücklicher Einſamkeit auf ſeinem Schloß in der Bretagne verlebte. Ihr Glück dauerte aber nicht lange, denn der Marquis erwies ſich als ein ungetreuer Ehemann und vergeudete das Vermögen ſeiner Frau in der Befriedigung ſeiner Torheiten. Es kam dahin, daß ſie ihn nicht mehr achten konnte, und nach ſieben Jahren ſtarb er in einem Duell wegen einer ſeiner Maitreſſen. Die junge Witwe blieb mit zwei Kindern zurück; der Sohn wurde ein Mann von Geiſt und ein braver Soldat, ſchied aber früh aus dem Dienſt und ließ ſich in der Bretagne nieder. Die Tochter verheiratete ſich 1669 mit

dem Grafen de Grignan, der Generalleutnant in der Provence war. Dieſer hatte bereits zwei Frauen gehabt; es war aber in den Sitten der Zeit, daß verwitwete Männer ſowohl wie Frauen ſich raſch wieder verheirateten. Ein Beiſpiel hiervon war der Prinz von Guémené, der nach dem Tod einer heiß geliebten Frau in tiefen Schmerz verſenkt war, aber nach drei Monaten plötzlich wieder verheiratet erſchien.

Die Gräfin de Grignan lebte in der Provence auf dem Schloſſe ihres Gatten, und das Leben ihrer Mutter konzentrierte ſich nun auf den Verkehr mit der Tochter, ſowohl durch Beſuche, die ſie ihr machte, als durch die Briefe, die ſie ihr ſchrieb und die ihren Weltruf begründeten. Vielleicht hätte aber die ausſchließliche Liebe, die ſie ihren Kindern widmete, doch allein nicht hingereicht, ſie von einer zweiten Heirat zurückzuhalten, oder ſie vor den Gefahren zu ſchützen, die einer noch ſo jungen anmutigen Witwe in einer Geſellſchaft drohten, deren Sitten nichts weniger als ſtreng waren, hätte ſie das Bedürfnis einer zweiten Neigung gefühlt. Sie war doch kaum ſiebenundzwanzig Jahre alt, als ſie nach ihrer erſten Trauerzeit in die Welt zurückkehrte, und man fand ſie noch reizender als zuvor, denn obgleich ſie keine regelmäßigen Züge hatte, ſo beſaß ſie jene Anmut, die oft mehr feſſelt und entzückt, als regelmäßige Schönheit. Auf ihrem Antlitz war die Friſche, „die man nur beim Sonnenaufgang auf den ſchönſten Roſen des Frühlings ſieht" und in ihren feurigen Augen las man die Lebhaftigkeit ihres Intellekts und die Güte ihres Herzens. Wenn man ſie reden hörte, vergaß man, ihre Züge einzeln zu kritiſieren und ſtimmte ihrer Freundin, Madame de Lafayette, bei, die ſagte: „Wenn man Ihnen zuhört, ſieht man nicht mehr, ob Ihre Züge regelmäßig ſind, man findet Sie die vollkommenſte Schönheit der Welt."

Daß eine ſolche Frau in der galanten Geſellſchaft ihrer Zeit alsbald von einer Menge Anbeter und Bewerber umringt ſein würde, war natürlich; und es fanden ſich unter

denſelben die ausgezeichnetſten Kavaliere des Hofes und die größten Namen Frankreichs. Ihr Vetter Buſſy-Rabutin hätte ſie heiraten ſollen, ehe ſie Marquiſe de Sévigné wurde, aber er fand ſie „ein wenig zu unbeſonnen in ihren Manieren“. Sie hatte ihre Mutter ſo früh verloren, und ihr Onkel und Vormund, der gute Abbé de Coulanges, der ihr Vermögen vortrefflich verwaltete, konnte ſie die Feinheiten des Umgangs nicht lehren, die nur eine edel gebildete Frau ganz verſteht. Außerdem verbrachte ſie auch ihre Jugend ſchon in jener Geſellſchaft, in der illegale Verhältniſſe für niemanden ein Geheimnis waren und ohne Rückhalt beſprochen wurden; es iſt daher anzunehmen, daß ihr bei ihrer großen Beobachtungsgabe kaum etwas entging, was man auch nur mit halben Worten andeutete, und daß ſie bei der Lebhaftigkeit ihres Geiſtes wohl ſelten das ſcharf treffende Wort, den Spott und rügenden Witz zurückhalten konnte, zu denen ſie der Reiz der Unterhaltung hinriß. Hatte dies bei dem jungen Mädchen vielleicht eine zu große Freiheit und Sicherheit in der Unterhaltung geſchienen, ſo war es bei der Frau nur ein Anziehungspunkt mehr. Wenn ſie aber trotzdem den Bewerbungen der vornehmſten Kavaliere kein Gehör gab und in der Geſellſchaft, in der ſie lebte und ſich wohl fühlte, ſo untadelhaft blieb, daß auch Spötter wie Buſſy u. a. nichts gegen ſie ſagen konnten, ſo darf man annehmen, daß ihr Temperament nicht ohne Anteil an ihrer Tugend geweſen iſt. Buſſy hatte jedoch unrecht, indem er behauptete, daß all ihre Wärme nur im Intellekt geweſen ſei. Sie hat viel, tief und wahrhaft geliebt, aber in jener ruhigen, zärtlichen Weiſe, die mehr an Freundſchaft erinnert, als an Liebe. Sie hatte ſchon in früher Jugend ſich Freunde erworben, die ihr treu blieben bis an den Tod. Die Erklärungen ihrer Verehrer hörte ſie nicht ungern, aber ſie täuſchte ſie nie und ließ ſie ſtets offen wiſſen, bis wohin ſie gehen durften; die zu weit gehen wollten, hielt ſie geſchickt durch ein Lächeln zurück, und wenn ſie verzweifeln wollten, beruhigte ſie ein mildes, freundliches Wort. So unterhielt

ſie, innerhalb dieſer Grenzen, mittels ſo liebenswürdiger Kunſt des Lebens, die wärmſten, innigſten und dauerhafteſten Zuneigungen, und gewiß haben wenige Menſchen ſo viele wahre Freunde gehabt, wie die Sévigné. Sie war oft ſelbſt erſtaunt darüber, aber es war doch einfach die Folge davon, daß ſie ſelbſt ſo gut und liebevoll für andere war und man ihr nur zurückgab, was ſie ſelbſt gegeben hatte. Larochefoucauld, einer von denen, die ſie am beſten gekannt haben, ſagte von ihr, daß ſie ſein Ideal der Freundſchaft in jeder Hinſicht verwirkliche. Auch ihre Briefe geben davon Zeugnis, wie gut, nachſichtig und wohlwollend ſie war, denn es findet ſich darin faſt nie ein hartes Urteil oder eines von jenen bitteren Worten, die uns der Augenblick entreißt und die wir, kaum ausgeſprochen, gern zurücknehmen möchten, und doch wäre es ſo leicht möglich, ja natürlich geweſen, daß ſie ſich hätte gehen laſſen in einer ſo intimen Korreſpondenz mit Leuten, deren Diskretion ſie ſicher war. Sie war zu geiſtvoll, um die Fehler und Schwächen ihrer Freunde nicht zu ſehen, ſie verſtand es, die Dummen und Aufdringlichen, die ſie langweilten, zurechtzuweiſen, ſie erzählte ihrer Tochter amüſante Geſchichten, die ſie mit ihrer feſſelnden Lebhaftigkeit vortrug, aber im erſteren Falle blieb ſie nachſichtig und in den folgenden fein maliziös, doch ohne Bosheit. Sie ſah die Menſchen von ihrer guten Seite und die Welt in ihrer Schönheit an. Es kam hie und da vor, daß ſie unwillig wurde über den Optimismus anderer, ſo z. B. eines Tages über Malebranche, ſo daß ſie ausrief: „Ich möchte mich gern bei Vater Malebranche über die Mäuſe beklagen, die hier alles zernagen; iſt das etwa in der Ordnung: guten Zucker, Früchte, Kompott? Und war das voriges Jahr in der Ordnung, daß häßliche Raupen alle Blätter unſeres Waldes und Gartens und alle Erdfrüchte fraßen? Und gehörte es ſich, daß dem Pater Pajen, der friedlich nach Hauſe ging, der Kopf eingeſchlagen wurde?“ Doch ſolche momentane Verſtimmungen dauerten nicht lange, und ſie fand, daß die Welt viel beſſer ſei, als

man es gewöhnlich ſagte. Sie brachte Heiterkeit und Harmonie, wohin ſie kam, und gegen das Ende ihres Lebens ſagte ſie einmal zu ihrer Tochter, nachdem ſie einiger trüber Momente in der Vergangenheit gedacht hatte: „Findeſt Du nicht, daß mein Leben glücklich genug geweſen iſt? Ich bin zufrieden.“

Es war natürlich, daß eine ſo liebenswürdige Natur viel und treu geliebt wurde, um ſo mehr, da ſie nicht nur eine treue Freundin im Glück war, ſondern ſich ihren Freunden im Unglück noch viel großmütiger und aufopfernder erwies. Die überſtrömende heiße Liebe, die ſie für ihre Tochter hegte, iſt weltbekannt, aber es iſt ſonderbar, daß ſie dieſe Tochter ſoviel mehr liebte wie ihren Sohn Charles, obgleich dieſer der beſte, rechtſchaffenſte Menſch von der Welt war, ſeiner Mutter, die er anbetete, nie ernſten Kummer machte und ihr Zuſammenſein durch Geiſt, Geſchmack und Liebenswürdigkeit verſchönte. Sie liebte auch ihn, aber die Tochter mehr, trotzdem daß, wie es nach allen Zeugniſſen ſcheint, deren Charakter nichts weniger als angenehm und fehlerfrei war. Buſſy ſagte von ihr: „Sie hat Geiſt, aber eine bittere, unausſtehliche Art von Geiſt. Sie wird ſich ebenſo viele Feinde machen, wie ihre Mutter ſich Freunde und Verehrer gemacht hat.“

Es iſt gewiß, daß Mutter und Tochter ſehr verſchieden waren, und vielleicht hatte das Übermaß von demonſtrativer mütterlicher Liebe etwas mit ſchuld, daß die Tochter, die von Natur ſchüchtern war, in Gegenwart der Mutter noch ſchüchterner und gedrückter wurde und dieſe Liebe nicht ganz zu erwidern ſchien. „Es gibt Menſchen,“ ſchrieb ihr die Mutter einmal, „die ſagen und mich haben glauben machen wollen, daß das Übermaß meiner Freundſchaft Dir läſtig wäre. Ich weiß nicht, liebes Kind, ob dies wahr iſt, ich kann nur ſagen, daß ich Dir gewiß nichts Unangenehmes bereiten möchte. Ich geſtehe ein, daß ich meiner Zuneigung nachgegeben habe, um Dich ſo viel als möglich zu ſehen, weil ich nicht genug Gewalt über mich hatte, um mir dieſe Freude

zu verſagen, aber ich hoffe doch, Dir nicht beſchwerlich geweſen zu ſein."

Vielleicht war ſie es aber doch, ohne es zu wiſſen. Pascal hat geſagt, daß man Geſchicklichkeit haben muß, wenn man liebt, d. h. mit anderen Worten, man muß auch in der Liebe die hohe Kunſt des Lebens haben, die durch edles Maß den tiefſten Gefühlen die Schönheit des Ausdrucks verleiht. Im Winter 1676 kam Frau von Grignan nach zweijähriger Abweſenheit nach Paris, um ihre Mutter zu beſuchen, beide waren aber gerade leidend und eine jede war beſorgt für die andere, ſo daß ſie ſich gegenſeitig durch übertriebene Ängſtlichkeit quälten und ſich kränker machten, indem ſie ſich die Ruhe des Gemüts nahmen, die eine Bedingung der Geneſung iſt. Charles de Sévigné, auch krank an einer im Krieg erhaltenen Wunde, gab ſeiner Schweſter in ſeiner liebenswürdigen Art eine kleine Lehre, indem er ihr erzählte, wie die Mutter und er ſich pflegten: „Wir behüten uns gegenſeitig, indem wir uns eine ehrliche Freiheit laſſen, ohne kleine Frauenmittelchen; geht es dir gut, meine liebe Mama? Ich bin hoch erfreut darüber. — Haſt du dieſe Nacht gut geſchlafen? Wie ſteht es mit dem Kopf? Geh etwas in die Luft, in die Tuilerien ſpazieren. Übrigens du biſt gar nicht unwohl, ich hänge dir den Zügel über den Hals. Willſt du Erdbeeren eſſen oder Tee trinken? Adieu, Mama, ich habe Schmerzen am Fuß; du wirſt mir erlauben, bitte, von Mittag bis drei Uhr bei dir zu ſein, nachher: vogue la galère. Siehſt du, kleine Schweſter, ſo machen es vernünftige Leute."

Aber Mutter und Tochter waren nicht vernünftig, und die gegenſeitigen Quälereien wurden ſo arg, daß das Zuſammenleben unmöglich wurde und daß Frau von Grignan erſt wieder geſund wurde, als ſie in der Provence zurück war. Sie liebte ihre Mutter aber dennoch wahrhaft, nur in anderer Art als dieſe ſie. Während fünfundzwanzig Jahren hat ſie nie verſäumt, zweimal in der Woche unendlich lange Briefe an die Mutter zu ſchreiben, die voll von Ausbrüchen wahrer

Liebe ſein mußten, da die anſpruchsvolle Zärtlichkeit der Mutter dadurch befriedigt wurde. Die Perſönlichkeit, die nach den Kindern der Sévigné am nächſten ſtand, war ihr Vetter Buſſy-Rabutin. Er iſt eine der ſonderbarſten Geſtalten des ſiebzehnten Jahrhunderts, hatte ſich ſchon mit ſechzehn Jahren als Soldat durch ſeine Tapferkeit bekannt gemacht, hatte Duelle und alle Arten von Abenteuern und war noch mehr, als alle andern, davon überzeugt, daß er den Gipfel des Glücks erſteigen werde. In jeder Weiſe ſuchte er die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf ſich zu ziehen, eignete ſich die Laſter und die Vorzüge an, die gerade Mode waren, überraſchte, erſtaunte und, wenn nötig, ſkandaliſierte die Welt, nur um die Menſchen zu zwingen, von ihm zu ſprechen, und, da die Literatur bereits eine Macht geworden war und die öffentliche Meinung beherrſchte, ſo fing er an, Verſe zu machen, und ſtrebte danach, eine literariſche Berühmtheit zu werden. Aber das wurde ſein Verderben. Er ſchrieb ein Buch, „Die Liebesgeſchichte der Gallier", worin er die erſten Perſonen des Landes auf das boshafteſte behandelte und bloßſtellte. Der Zorn ſeiner Opfer brachte ihn dreizehn Monate lang in die Baſtille, dann in das Exil auf ſeine Güter, von wo er erſt nach ſiebzehn Jahren nach Paris zurückkehren durfte. Er hatte in jenem Buch auch ſelbſt ſeine Couſine nicht verſchont, und dieſe zürnte ihm ſehr, als ſie Bemerkungen über ſich gedruckt in aller Leute Hände ſah. Sie verzieh ihm aber endlich und fing die Korreſpondenz mit ihm wieder an, die ſie bis an ihr Lebensende unterhielt. Sie gab ihm Nachrichten über das Leben in Paris und am Hofe, von wo ihn ſeine zu große Bosheit entfernt hatte und nach dem er ſich doch immer zurückſehnte, da er für den Zauber der Natur und die Schönheit des Landlebens nicht den mindeſten Sinn hatte. Sie ſchrieb ihm gern, denn ſein Witz regte ſie an, aber ſie hatte doch Freunde, die ſie mehr liebte als ihn und denen ſie innigeres Vertrauen bewies. Zu dieſen gehörten vor allen Madame de Lafayette, Larochefoucauld und Herr und Frau von Cou-

langes. Bei dem Tod der ersten im Jahr 1693 sagte die Sévigné, ihre Freundschaft habe vierzig Jahre gedauert. Madame de Lafayette war schon Witwe, als der Briefwechsel der Sévigné mit ihrer Tochter begann; sie hatte mit dem Herzog von Rochefoucauld ein inniges Herzensbündnis geschlossen, das in der Gesellschaft viel von sich reden machte und von dem der immer maliziöse Bussy behauptete, es sei mehr als bloße Freundschaft, was von andern aber widersprochen wurde. Larochefoucauld war, als er die Lafayette kennen lernte, bereits zweiundfünfzig Jahre alt und sicher durch Temperament und Lebenserfahrungen nur noch einer jener ruhigen, vernünftigen Neigungen fähig, die keine Stürme mehr kennen und dem milden Sonnenuntergang eines schönen Herbsttages gleichen. „Nichts kann die Stärke eines solchen Bundes übertreffen," sagte die Sévigné von demselben. Auch die Lafayette, obgleich erst zweiunddreißig Jahre alt, als sie diesen Bund einging, war schon eine reife, verständige Frau und mehr durch den Geist als das Herz gefesselt. Dieses ruhige, innige Band verschönte aber die letzte Hälfte von beider Leben, und Madame de Lafayette gebrauchte ihren großen Einfluß auf ihn, um den erbitterten Moralisten, der eben die „Maximes" geschrieben hatte, mit der Menschheit zu versöhnen und mildernd auf seine Ansichten einzuwirken. Viele meinten sogar, er habe mit an dem Roman, „Die Prinzeß von Cleve", gearbeitet, den die Lafayette unter einem Pseudonym herausgab und in dem man die Stimmung einer harmonisch erfüllten Existenz fühlt, die mit liebevoller Teilnahme auf die Zerstörungen der Leidenschaft blickt und die lichte Atmosphäre, in der sie selbst atmet, auch über die Träume ihrer Phantasie verbreitet. Als beide, bejahrt und leidend, nur noch inniger zu gegenseitigem Trost und Frieden verbunden waren, sagte die Sévigné, die sie noch öfter sah wie zuvor, seitdem sie einsamer und trauriger waren, daß nichts mit dem gegenseitigen Vertrauen und der Schönheit einer solchen Freundschaft verglichen werden könne.

Sehr verſchieden von dieſen ernſten, ſtrengen Menſchen waren die anderen nahen Freunde der Sévigné, Herr und Frau von Coulanges; ſie waren die Liebenswürdigkeit, das Leben und die Heiterkeit ſelbſt; ihr Geſpräch war unübertrefflich lebendig, geiſtſprühend und voller Witz; es war unmöglich, ſich bei ihnen zu langweilen, man liebte ſie, ſuchte ſie auf und verweilte mit ihnen ſo lange als möglich. Aber dem glänzenden Schein des geſelligen Lebens entſprach das intime Zuſammenſein zu zweien nicht ganz, und ſie vermieden es ſo viel als möglich, allein zu Haus zu ſein. Vielleicht waren ſie einander zu ähnlich, um ſehr glücklich miteinander zu ſein, und jeder ſuchte Erſatz für das ihm Fehlende in den ausgezeichneten Verbindungen, in denen ſie ſich befanden, wobei ſie ſich aber feſt die gegenſeitige Achtung bewahrten, die ſie auch in vollem Maße verdienten.

Die Lafayette und die Coulanges ſind die beſten Freundinnen der Sévigné geweſen. Von der erſteren ſagte ſie, daß nie eine Wolke ihre Freundſchaft getrübt habe; ſie wurde von beiden zärtlich geliebt. Die Lafayette ſchrieb ihr kurz vor ihrem Tode: „Man muß enden, wenn es Gott gefällt, und ich bin gefaßt. Glauben Sie mir, Liebe, daß Sie die Perſon ſind, die ich am meiſten auf der Welt geliebt habe.“ Madame de Coulanges hatte den Schmerz, die Sévigné zu überleben und ſagte noch ein Jahr nach dem Tode derſelben: „Das Unglück, ſie nicht mehr zu ſehen, iſt mir immer neu.“ Nichts konnte ſchöneres Lob für die Sévigné ſein, als ſo treu von zwei ſo verſchiedenen und ausgezeichneten Frauen geliebt worden zu ſein.

Sie hatte übrigens auch eine ungewöhnlich gute Erziehung gehabt und beſonders gelernt, gut zu ſchreiben, was die ſpätere Vollendung ihres Stils und ihrer Form erklärlich macht. Sie hat ſich ſelbſt immer Glück gewünſcht zu der Erziehung, die ſie erhalten und die ſie mit Bewußtſein an ſich ſelbſt fortgeſetzt hatte, und ſie wünſchte leidenſchaftlich, daß ihre Enkel ebenſo erzogen würden und daß nichts verſäumt werde, ihre Intelligenz zu entwickeln. „Es iſt zu viel ver-

langt, alles von einer glücklich angelegten Natur zu erwarten," ſagte ſie und gab ſich in rührender Weiſe Mühe bei der Erziehung ihrer Enkelin Pauline, wachte ſelbſt aus der Ferne über ihr und war immer bereit, jeden kleinen Streit zwiſchen ihrer Tochter und der Enkelin beizulegen. „Pauline iſt alſo nicht vollkommen?" fragte ſie, „deſto beſſer, ſo haſt du die Aufgabe, ſie neu zu bilden." Beſonders war ihr daran gelegen, zu verhüten, daß Madame de Grignan das Kind nicht wieder in einem Augenblick des Zorns in das Kloſter zurückſchicke. „Glaube ja nicht," ſagte ſie zu der Tochter, „daß das Kloſter eine Erziehung verbeſſern könne, weder in betreff der Religion, welche die guten Schweſtern kaum kennen, noch in anderen Dingen." Als man ihr ſagte, daß Pauline gern läſe, rief ſie: „O die gute glückliche Anlage! Das bewahrt ſie vor Langeweile und vor Müßiggang, zwei abſcheulichen Beſtien!" Sie gibt die trefflichſten Ratſchläge für die Lektüren der Enkelin und empfiehlt ihr beſonders diejenigen, die ihr ſelbſt in ihrer Jugend eine Quelle der Bildung geworden waren.

Sie hatte ſich durch ihre treffliche Erziehung, ihre ausgewählten Lektüren und durch den Umgang mit den bedeutendſten Menſchen in Paris und am Hofe vorbereitet, gut zu ſchreiben. Dazu lebte ſie gerade in der Zeit der Entfaltung einer großen Literatur, verſtand alles, belehrte ſich gern an allem, eignete ſich alles Wiſſenswerte an, war ſchon immer eine geiſtreiche Frau, liebenswürdig und anziehend im Umgang ſowohl wie im Briefwechſel, und es bedurfte nur eines beſonders tief bewegenden Ereigniſſes, um all die Keime, die ſich in ihr angehäuft hatten, zur Blüte zu bringen. Dieſes Ereignis war die Abreiſe der Tochter nach der Provence, „nach jenen entfernten Gegenden, von wo ſie nur ſelten zurückkehren wird". Ihr Talent wird plötzlich mit ihren Tränen geboren. Aber der Schmerz, ſo heftig er auch war, findet immer eine maßvolle ſchöne Sprache und das erklärt ſich daraus, daß ſie ſich längſt, ohne es ſelbſt zu wiſſen, vorbereitet hatte, eine große Schriftſtellerin zu werden. Die Geſellſchaft, in der ſie

lebte, ſtrebte ſelbſt nach der Feinheit des Ausdrucks, der nun auch ihr eigen geworden war, und vollendet wurde dies alles durch die Beweglichkeit ihrer Phantaſie, mit der ſie alles gleichſam in der Ferne ſah und es im Geiſte bereiſte. Natürlich waren die Provence und das Schloß ihrer Tochter am häufigſten das Ziel ſolcher Reiſen, und ſie war dort bekannt, ehe ſie dageweſen war. Bei dieſer großen Lebhaftigkeit der Phantaſie und der Empfänglichkeit für Eindrücke und Anregungen von außen gab ſie in ihren Briefen alles, was ihr Geiſt und Herz erfüllte, und es iſt daher begreiflich, daß ſie nicht dazu kam, ein größeres Werk der Konzentration zu hinterlaſſen, trotzdem ſie literariſch ſo trefflich ausgerüſtet war. Aber ihre Briefe genügen auch, zu zeigen, wer ſie war. Sie haben außer ihrem literariſchen Verdienſt auch noch das, uns auf das lebendigſte in die Geſellſchaft ihrer Zeit einzuführen, uns zu Zeitgenoſſen derſelben zu machen, uns die charakteriſtiſchen Züge des Familienlebens und der gebildeten Kreiſe, die ſie von den heutigen Zuſtänden unterſcheiden, in wahrheitsgetreuen, intereſſanten Beiſpielen und Erzählungen vorzuführen. Aber nicht bloß in der bewegten Mitte, in die ſie uns einführt, lernen wir die ausgezeichnete Frau durch ihre Briefe kennen, wir begleiten ſie auch in die ländliche Stille und Abgeſchiedenheit ihres Schloſſes in der Bretagne und finden ſie, die gewohnt war in der angenehmſten geiſtig anregenden Pariſer Geſellſchaft zu leben, in jener ländlichen Abgeſchiedenheit ebenſo glücklich und durch jahrelangen Aufenthalt keineswegs ermüdet oder gelangweilt. Sie wunderte ſich ſelbſt darüber. „Es iſt ſonderbar," ſagte ſie, „wie in dieſem nichtsſagenden, faſt traurigen Leben die Tage hingehen und raſch entfliehen." Sie hatte einmal von ihrem Sohn geſagt: „er nimmt den Geiſt der Orte an, an denen er ſich befindet". Dies paßte auch auf ſie; ihre geſchmeidige Natur paßte ſich ebenſowohl den Umſtänden, wie den Perſonen an; ſo wie ſie in der Geſellſchaft an ihrem Platz war, ſo war ſie es in der ländlichen Stille. Sie floh die Einſamkeit nicht, ſie ſuchte ſie im Gegenteil oft auf. Sie ſchrieb:

„Ich bin hier ganz allein, liebe Tochter, ich habe keine andere Langeweile übernehmen wollen, als meine eigne. Keine Geſellſchaft lockt mich; ich bin ſtolz, den ganzen Tag auf der Wieſe zu ſein und mit den Kühen und Schafen zu reden.“ Und wenn zu dem Vergnügen, auf der Wieſe allein zu ſein, zu träumen, zu leſen und ſich mit Kühen und Schafen zu unterhalten, noch dies hinzukam, in einem blumengeſchmückten Park, mit der Ausſicht auf eine ſchöne Landſchaft, umherzuwandeln, ſo fand ſie daran ſo viel Geſchmack, daß es ihr ſchwer wurde, davon zu ſcheiden. Sie hatte Sinn für die Annehmlichkeiten jeder Jahreszeit; ſie war glücklich, „die Nachtigall, den Kuckuck, die Grasmücke den Frühling in den Wäldern eröffnen zu hören“ und ſie freute ſich ebenſo „über die ſchönen kriſtallenen Tage des Herbſtes, die nicht mehr heiß ſind und noch nicht kalt“. Auch der Winter hatte noch Reize für ſie, „wenn die Sonne glänzt bei einer ſcharfen Kälte und die Bäume mit Perlen und Kriſtallen geſchmückt ſind.“

Wie nun verhielten ſich aber dieſer lebendige, für alle Intereſſen der Welt und des cercle d'élite, dem ſie angehörte, offene Geiſt und dies, mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit an den Seinen hängende Herz dem Nahen der verhängnisvollen, letzten Stunde gegenüber, in welcher der Glanz der Erſcheinungswelt erliſcht und die ſüßeſten Bande ſich löſen? Sie brachte ſicher in die religiöſen Fragen, wie in alle übrigen, eine große Freiheit des Geiſtes und machte in der Diskuſſion ſelbſt den Proteſtanten Zugeſtändniſſe, aber ſie war weit davon entfernt, eine Atheiſtin zu ſein. Von früher Jugend an hatte ihr Port Royal mit ſeinen ſtrengen Doktrinen und ſeiner ernſten Moral gefallen, und wenn ſie mit den dortigen Lehrern verkehrte, wurde ſie von dem ſtrengſten religiöſen Eifer ergriffen. In der Einſamkeit des Landlebens beſonders kam ſie zum Nachdenken über die großen Rätſel des Lebens, gedachte der Freunde, die der Tod ihr geraubt hatte, und dachte an ihren eignen Tod. Zuweilen erſchrak ſie vor dieſem Gedanken und ſie ſagte: „Ich bin ins Leben

geſetzt ohne meine Erlaubnis und ſoll nun doch wieder hinaus? Das empört mich. Und wie werde ich hinausgehen, durch welche Pforte? Wann und in welcher Stimmung? Wie werde ich mit Gott ſtehen? Was kann ich ihm vorzeigen? Bin ich des Paradieſes wert? Muß ich in die Hölle? Welche Alternative! Es wäre mir beſſer geweſen, in den Armen meiner Amme zu ſterben." — Dann nahm ſie ſich vor, ſich ernſter für den furchtbaren Augenblick vorzubereiten, aber bald entführte „ein Hauch, ein Sonnenſtrahl wieder dieſe nächtlichen Gedanken", ſie fand ſich wieder mit ihren Freunden zuſammen, nahm wieder teil an ihren weltlichen Intereſſen und erheiterte ſich mit ihnen durch anmutig maliziöſe Erzählungen. Sie machte ſich dann freilich Vorwürfe und ſagte: „Ich gehöre weder Gott noch dem Teufel; das iſt ein langweiliger Zuſtand, aber, unter uns geſagt, ich finde ihn den allernatürlichſten." Als die letzte Stunde nun aber wirklich nahte, fand ſie ſie feſt und mutig. Ihr Schwiegerſohn, der bei ihrem Tode gegenwärtig war, ſagte, daß ſie die Frucht der trefflichen Lektüren, die ſie ſo geliebt habe, erntete, indem ſie dem Tod mit bewundernswürdiger Feſtigkeit und Ergebung ins Antlitz ſah. Die meiſten der bedeutenden Menſchen jener Zeit endeten übrigens ſo. Viele dachten ähnlich, wie Madame de Rambures: „daß es langweilig iſt in der Gnade Gottes zu leben, daß aber ein jeder darin ſterben will".

Madame de Sévigné war 70 Jahre alt, als ſie ſtarb, aber das Alter hatte ſie ſehr geſchont; ihre Freunde fanden ſie noch ſchön und jung, und ihre letzten Briefe ſind ebenſo geiſtvoll, lebendig und anmutig, wie die früheren und zeigen, daß auch ihr Herz nichts von ſeiner Wärme verloren hatte. Das war ein ſeltnes Glück, und ſie konnte mit Recht geſtehen, daß ſie mit ihrem Schickſale zufrieden ſei. —

Wenn dieſer liebenswürdige, bedeutende Frauentypus uns die Geſellſchaft ſeiner Zeit im vorteilhafteſten Lichte zeigt und ein ſchönes Beiſpiel davon iſt, wie inmitten der abſoluten

Freiheit der Anſchauungen in ſittlicher Beziehung ein in jeder Hinſicht zum Gefallen ausgerüſtetes Weſen rein und untadelhaft bleiben kann, ſo begegnen wir dagegen etwas ſpäter, doch noch derſelben Epoche angehörig, einem andern liebenswerten weiblichen Weſen, das der Ausartung jener, bis zu ihren äußerſten Konſequenzen verwirklichten Freiheit der Sittlichkeitsbegriffe zum Opfer fiel, ſich dann aber, durch die angeborene Reinheit der Natur in edelſter Buße reinigte und verklärte. Hier, wie in den übrigen bisher angeführten Perſonen, iſt es immer nur die Macht der Perſönlichkeit, die, bewußt oder unbewußt, die Geſchicke der Betreffenden beſtimmt, nicht die Anlehnung an ein Prinzip, wie es heutzutage die ſogenannte Frauenfrage iſt, und was uns in dieſen Geſtalten rührt und intereſſiert, das iſt eben das Ewige, das Unbeſiegbare der eingebornen Individualität, die hervorwächſt aus allem Wirrſal des Lebens und ſich, ſiegend über Leid, Kampf, Irrtum, ja Schuld und Fehlen, zu ihrer urſprünglichen Weſenheit erhebt.

Louiſe de Lavallière

war am 6. Auguſt 1644 in Tours geboren. Ihre Vorfahren hatten ſich ſtets durch Ehre und Pflichttreue ausgezeichnet, und ihr Vater gehörte mit in die Reihe der Tapferen dieſes alten, achtbaren Geſchlechts. Das junge Mädchen verbrachte die Kindheit und erſte Jugend in dem kleinen Wohnſitz der Familie, der auf einer Höhe zwiſchen einem kleinen Tal, Vallière (daher der Name) und dem großen Tal der Brenne gelegen, mit der anmutigen Kunſt der Renaiſſance geziert war und von dem aus man eine reizende Ausſicht genoß. Unglücklicherweiſe für Louiſe ſtarb der wackere Vater, als ſie kaum zehn Jahre alt war, und ihre Mutter heiratete bald darauf den Marquis de Saint-Remi, der aus erſter Ehe eine Tochter von dem Alter Louiſens hatte. Der Marquis bekleidete eine Stelle am Hofe des Herzogs Gaſton von Orleans, der in Blois, gleichſam im Exil, aber aus Neigung, Reſidenz hielt. Aus erſter Ehe hatte dieſer eine

Tochter, Mademoiſelle de Montpenſier, la grande demoiselle genannt und durch ihre Memoiren bekannt. Von ſeiner zweiten Frau, Margareta von Lothringen, hatte er drei reizende Töchter, um die ſich aber die ſehr devote Mutter wenig kümmerte und die mit einer Bande junger Mädchen, unter ihnen Louiſe de Lavallière und ihre Stiefſchweſter, in ihren Gemächern, ohne Aufſicht, ſich ſelbſt überlaſſen, lebten und „ſchon an anderes dachten, als an ihre Puppen“. Mademoiſelle de Montpenſier, obgleich fünfundzwanzig Jahre alt, als Ludwig XIV. kaum fünfzehn Jahre zählte, hatte den ehrgeizigen Gedanken gehabt, Königin von Frankreich zu werden, hatte dies ſogar als Bedingung geſtellt, um Orleans, deſſen Schlüſſel ſie in Händen hielt, der königlichen Armee zu überliefern, die damals an der Loire gegen die Fronde, deren Haupt Gaſton von Orleans, der Vater der grande demoiselle, war, kämpfte.

Anna von Öſterreich, die Mutter des jungen Königs, aber hatte das Anerbieten ſchnöde zurückgewieſen, und die Prinzeß bewahrte ſeit jener Zeit einen bitteren Groll gegen alle, die dabei auf ſeiten des Königs geſtanden hatten, beſonders gegen Laurent de Lavallière, den Vater Louiſens, welcher Amboiſe gegen die Fronde verteidigte; einen Groll, den die ehrgeizige und rachſüchtige Prinzeß ſpäter auf die unſchuldige Louiſe übertrug. Trotz des Mißerfolgs der älteren Stiefſchweſter bildeten ſich aber in den romantiſchen Köpfen der jüngeren Prinzeſſinnen ähnliche Pläne aus, und die Gefährtinnen nannten Margarete von Orleans nur „die kleine Königin“. Louiſe de Lavallière erduldete ohne Zweifel die Einflüſſe dieſer Mitte, doch war ſie, nach dem Zeugnis des Herzogs Gaſton ſelbſt, zu ſittſam und weiſe, um an dem oft leichtſinnigen Betragen der anderen jungen Mädchen teilzunehmen.

Inzwiſchen hatte der, welcher durch die Liebe die weiſe Zurückhaltung Louiſens beſiegen ſollte, die Selbſtändig-

keit des Jünglingsalters erreicht, nachdem er durch ſeine treffliche Mutter, die Witwe Ludwigs XIII., Anna von Öſterreich, eine ſtrenge Erziehung erhalten hatte. Groß, ſchön und anziehend, geſund und voller Leben, hatte der nunmehr neunzehnjährige Jüngling bereits mehrere Male den Lockungen ſeines leidenſchaftlichen Temperaments nachgegeben, und zwar waren ihm zunächſt die ehrgeizigen und ränkeſüchtigen Nichten Mazarins, die Schweſtern Mancini, die am Hofe erzogen wurden, gefährlich geworden. Die älteſte, Olympia, eine berechnende, lebhafte Italienerin, zog indes den momentanen Aufmerkſamkeiten des jungen Königs eine ſolide Heirat mit dem Prinzen Eugen von Savoyen, Grafen von Soiſſons, vor. Nach einem kurzen Zwiſchenſpiel mit einer anderen jungen Dame im Dienſt der Königin-Mutter, gelang es dann der zweiten Mancini, Maria, das Herz des königlichen Jünglings durch die Tränen zu rühren, die ſie vergoß, als er nach der Belagerung von Dünkirchen, an der er teilnahm, todkrank zu Calais darniederlag. Geneſen, eilte Ludwig nach Paris zurück und gab ſich ganz dem Einfluß hin, den die nach einer Krone ſtrebende Italienerin auf ihn ausübte. Der Hof ſiedelte nach Fontainebleau über, und hier war Maria die Königin der glänzendſten Feſte. Aber die Politik erforderte, daß der König ſich verheiratete; mehrere Prinzeſſinnen waren in Vorſchlag; es wurde ſogar eine Zuſammenkunft mit der Prinzeſſin Margarete von Savoyen in Lyon veranſtaltet. Ludwig, ſehr zufrieden mit der Idee, ſich zu verheiraten, vergaß Maria Mancini und fand die Prinzeß, die gar nicht ſchön war, doch nach ſeinem Geſchmack. Aber die Wünſche der Königin-Mutter, welche die Infantin von Spanien, ihre Nichte, bevorzugte, und die Eiferſucht der Italienerin, die dem König zu ſagen wagte: „Schämen Sie ſich nicht, daß man Ihnen eine ſo häßliche Frau geben will?“ vereitelten das Projekt. Man kehrte nach Paris zurück, und Ludwig befand ſich mehr wie je unter dem Einfluß der Mancini, die, leidenſchaftlich, verwegen,

hartnäckig, beſchloſſen hatte, ſich zur Königin von Frankreich zu machen. Ob der Kardinal, ihr Onkel, die Sache wünſchte oder nicht, iſt ungewiß geblieben. Er ſprach ſich aber entſchieden dagegen aus, als er ſah, daß die Feindſchaft der Königin-Mutter die Folge davon ſein würde und daß er kaum auf die Beſtändigkeit der Neigung des jungen Königs rechnen könne. Maria Mancini wurde entfernt. Ludwig weinte aus zärtlichem Leid und — ließ ſie gehen. Ein eifriger Briefwechſel folgte, aber die Königin Anna erfuhr es, unterdrückte ihn und beſchloß nun, ſich mit dem Sohn der ſpaniſchen Grenze zu nähern. Der Hof begab ſich auf den Weg und hielt ſich zunächſt in Blois bei Gaſton von Orleans auf.

Mit den Heiratsprojekten bekannt, ſagte Ludwig, als ſie ſich der Stadt näherten, zu ſeiner Couſine, der Mademoiſelle de Montpenſier: „Ich habe kein anderes Kleid angezogen und meine Haare nicht geordnet, denn wenn ich mich geſchmückt hätte, würde es Ihrem Vater, Ihrer Stiefmutter und Ihren Schweſtern zu leid tun, mich nicht zu haben; ich habe mich ſo häßlich wie möglich gemacht, um ihnen widerwärtig zu ſein.“ Auch ging er gleichgültig an den Reizen der drei Prinzeſſinnen vorüber und bemerkte wohl kaum die hinter ihnen beſcheiden zurückſtehende Schönheit, Louiſe de Lavallière. Dagegen warb er von Bordeaux aus ernſtlich um die Hand der ſpaniſchen Infantin. Dieſe, Tochter einer franzöſiſchen Prinzeß, jetzt Königin von Spanien, und Nichte einer Spanierin, der Königin von Frankreich, hatte von früh auf den Gedanken genährt, daß ihr Vetter ihr zum Gemahl beſtimmt ſei, und ſie ging ihm mit all der Würde einer großen Fürſtin und der Anmut einer liebenden Braut entgegen. Ludwig war entzückt und alle, die der Hochzeit beiwohnten, empfingen den Eindruck eines vollkommenen Glückes.

Dies war im Jahr 1660. In demſelben Jahr ſtarb Gaſton von Orleans, und ſeine Witwe beeilte ſich, Blois mit Paris zu vertauſchen und das Palais des Lurem-

burg zu beziehen, das damals das Palais Orleans hieß. Der Marquis Saint Remi folgte ihr mit ſeiner Familie, und ſo kam Louiſe de Lavallière nach Paris, nahm teil an den Vergnügungen, die Mademoiſelle de Montpenſier ihren Schweſtern im Luxemburg bereitete, ſah den glänzenden Einzug des königlichen Paares in Paris am 25. Auguſt 1660, ſah die gezwungene Verheiratung ihrer Freundin Margarete von Orleans mit dem Herzog von Toskana, die Intrigen der „grande Demoiselle“ und der Herzöge von Lothringen, Onkel und Neffe, und wurde nach dieſer Schule der Weltlichkeit, noch nicht ſiebzehn Jahre alt, zur Hofdame der ſechzehnjährigen Henriette, Tochter des Königs von England, ernannt, die eben an Ludwigs Bruder, Philipp, nunmehrigen Herzog von Orleans, Monſieur genannt, verheiratet worden war. Der König, der ſich früher, als Henriette, faſt noch ein Kind, unter der Obhut ſeiner Mutter lebte, ſehr abwehrend gegen ſie verhalten hatte, aus Furcht, daß man ſie ihm zur Frau geben könnte, ſah ſie jetzt wieder in der vollen Blüte der Schönheit, Grazie und Liebenswürdigkeit, ſo daß er völlig bezaubert war und in Fontainebleau, wohin ſich der Hof begab, Feſt auf Feſt folgen ließ, um ſich zu unterhalten und ihr zu gefallen. Die Sache ging ſo weit, daß die junge Königin Marie Thereſe und die Königin-Mutter anfingen, ſich zu beunruhigen, und die letztere, die ihren Sohn und das Leben beſſer kannte, endlich dazu ſchritt, dem König ſowohl wie Madame, ernſtliche Vorſtellungen zu machen. Dieſe beiden beſchloſſen daher, durch eine Liſt dem Lärm ein Ende zu machen. Der König ſollte anſcheinend einer Dame vom Hof ſeine Huldigungen darbringen und die Aufmerkſamkeit der andern ſo von der wahren Fährte ablenken. Man ſuchte zwei Damen der Königin, die ſehr kokett waren, dazu aus und Louiſe de Lavallière. Dieſes häßliche Komplott, in dem Henriette die Ehre ihrer Hofdame, die ſie hätte ſchützen ſollen, preisgab, ſcheiterte bei den beiden erſten, und nun kam die Reihe an Louiſe.

Sie war kaum ſiebzehn Jahre alt, groß, ſchlank, graziös; ihr Geſicht war voller Anmut; ſie hatte den ſchönſten Teint, Augen, deren ſanfter, zärtlicher Blick bezauberte, blondes, gelocktes Haar und eine ſo ſüße Stimme, daß, wer ſie einmal gehört hatte, ſie nie vergaß. Madame Henriette, im Gefühl ihrer eigenen ſiegenden Schönheit, hatte den Zauber der ſtillen Anmut Louiſens nicht berechnet, und Ludwig wurde ſelbſt davon überraſcht. Die Mancini hatten ihm die erobernde tyranniſche Leidenſchaft geoffenbart, Henriette übte mit mehr Grazie dieſelbe deſpotiſche Herrſchaft. Zum erſtenmal begegnete er einer ſelbſtloſen, naiven, ſanften, hingebenden Liebe. Es war kein Wunder, daß es dem ſchönen, königlichen Jüngling leicht wurde, über das unerfahrene, ſanfte Mädchenherz zu ſiegen. Louiſe hatte mit Margarete von Orleans in Blois viele Romane geleſen; nun plötzlich in den Freudenrauſch des Hofes zu Fontainebleau verſetzt, wurde ſie der Gegenſtand von Huldigungen vornehmer Kavaliere und ſah den Kultus der Galanterie von oben herab als die natürliche Blüte der bevorzugten Geſellſchaft feſtgeſtellt. Der König ſpielte ja, zufolge ſeiner Übereinkunft mit Madame, anfangs nur Komödie, dann aber, überraſcht durch die Süßigkeit einer wahren, unſchuldigen Liebe, wurde das Spiel zum Ernſt; und da ſich, wie dies bei Königen ſtets der Fall ſein wird, ein bereitwilliger Mittelsmann fand, ſo war Louiſens Schickſal bald entſchieden.

Die Königin-Mutter hatte jeder politiſchen Machtausübung entſagt, als ſie nach dem Tode Mazarins geſehen hatte, daß ihr Sohn geſonnen war, ſeine Selbſtändigkeit zu behaupten. Aber ſie wachte über ihm und als ſie zu ſpät einſah, daß ſich Ludwigs Gefühle zu „dieſem Mädchen“ verirrt hatten, machte ſie zuerſt Monſieur (ihrem Sohn Philipp) und Madame Vorſtellungen und, da dies nichts half, dem König ſelbſt. Dieſer ging nur ſo weit darauf ein, daß er verſprach, die Sache möglichſt vor ſeiner Frau geheim zu halten, deren Zuſtand damals große Schonung erforderte.

Er hatte die edle Marie Thereſe eigentlich niemals geliebt, aber er benahm ſich gut und rückſichtsvoll bei der Geburt des Dauphins am 1. November 1661 und unternahm eine Pilgerfahrt nach Notre Dame de Chartres, die ganz Frankreich erbaute. Kaum jedoch zurück nach Paris, ließ er die Königin im Louvre und eilte in die Tuilerien zu Madame Henriette, wo er Louiſe de Lavallière fand.

Eine Hungersnot verwüſtete das Land, aber im Louvre und in den Tuilerien hatte man keine Zeit, daran zu denken. Feſt folgte auf Feſt, und der König ſelbſt ſpielte die Hauptrollen in den Balletts. Ungeachtet der vielen glänzenden Schönheiten, die ſich im Gefolge der zwei Königinnen befanden, dachte er nur an Louiſe de Lavallière und, ſeiner immer wachſenden Neigung wegen, befahl er ihr, ſich eine Zeitlang unwohl zu ſtellen und auf ihrem Zimmer, das ſich unter dem Dach befand, zu bleiben.

Es würde zu weit führen, all die Verfolgungen des Neides, der Eiferſucht, der Mißgunſt anzuführen, welche die arme Louiſe ſchon während dieſer erſten Zeit, wo ſie nichts dachte als „vom König geliebt zu ſein und ihn lieben" zu erdulden hatte. Olympia Mancini, Gräfin von Soiſſons, die ihre alte Herrſchaft über Ludwig wieder erlangen wollte, verband ſich mit dem Grafen Guiche, der ſich vor dem König um Louiſens Gunſt beworben hatte, und beide ſuchten durch einen anonymen Brief die Königin mit der Sache bekannt zu machen und die Lavallière zugrunde zu richten. Das Komplott mißlang, aber die Feindſchaft der Soiſſons dauerte fort. Madame Henriette behandelte ihr Hoffräulein mit ſtolzer Miene und ſpitzen Redensarten; niedrige Intrigantinnen ſchlichen ſich in Louiſens Vertrauen, um es zu ihrem Schaden zu mißbrauchen. Zu derſelben Zeit, um die Faſten 1662, predigte Boſſuet zum erſtenmal in der Kapelle des Louvre und richtete feurige Worte der Ermahnung an den König, indem er ihm die hohe Pflicht der Großen dieſer Erde vorhielt, un-

tadelhafter als alle anderen zu leben, ihm aber zugleich, mit feinem Takt, die Perſpektive einer ruhmvollen Regierung zeigte, um das Herz Ludwigs, das nach Ruhm und Glanz ſtrebte, zu gewinnen. In einer anderen Predigt, wo er über die büßende Magdalena ſprach, ſchien er Louiſen ſchon den Weg zu zeigen, den ſie gehen müſſe, aber ehe ſein prophetiſches Wort in ihrem Herzen Frucht bringen konnte, hatte ſie noch fünf Jahre des Glücksrauſches und dann ſieben Jahre der Schmerzen und bitterer Demütigungen zu durchleben.

Das Glück der Liebe, das Louiſe eine Zeitlang, beſonders in Verſailles, genoß, wohin der König ſich mehr und mehr zurückzuziehen liebte, erregte immer ſtärker den Haß und Neid ihrer Feinde, und die Gräfin von Soiſſons ſäumte nicht länger, die Königin Marie Thereſe ganz unumwunden von dem Verhältnis des Königs und Louiſens zu unterrichten. Die unermüdliche Güte der Königin-Mutter hatte bisher mit Hilfe einiger braven, ihr ergebenen Damen die wahre Kenntnis der Sache vor ihrer Schwiegertochter zu verbergen gewußt, und Marie Thereſe, obwohl ſie natürlich fühlte, daß das Herz des Königs ihr nicht mehr gehörte, hatte doch nur einen unbeſtimmten Verdacht bald auf Madame, bald auf andere gehabt. Das einzige Reſultat dieſer Eröffnung, welche die Königin in Schmerz verſenkte, war aber nur, daß Ludwig ihr fortan nicht mehr nach ſeinen langen Abweſenheiten ſagte, er komme von Madame, ſondern ganz einfach, er komme wo anders her.

Zur ſelben Zeit, als die Gräfin von Soiſſons der Königin die Leidenſchaft des Königs verriet, ſollte ihn ein neues Band an die Geliebte knüpfen. Louiſe fühlte ſich Mutter. Der König, im Krieg mit dem Herzog von Lothringen und immer begierig nach Kriegsruhm, mußte fort zu ſeiner Armee, aber er wollte vorher das Geſchick ſeiner Geliebten ordnen. Zum Vertrauensmann wählte er diesmal Colbert, der ihm noch von Mazarin empfohlen war als ein durchaus zuverläſſiger Mann, „der nur daran denken würde, ihm zu

dienen". Zunächſt entzog er Louiſe der demütigenden Stellung bei Madame und richtete ihr einen kleinen Pavillon im Garten des Palais Royal ein, wo ſie ſtill und zurückgezogen lebte und durch Colberts Vermittlung die Briefe des Königs empfing. Daſelbſt gebar ſie am 19. Dezember 1663, nur von Leuten umgeben, die zum ſtrengſten Geheimnis verpflichtet waren, einen Sohn, der ihr nach wenigen Stunden genommen und von Colbert an dafür ausgeſuchte Leute übergeben wurde, bei denen er genährt und auferzogen werden ſollte. Dem liebevollen Herzen Louiſens würde es genügt haben, in dem kleinen Pavillon mit der Liebe des Königs und mit ihrem Kind zu leben. Aber jener war von tauſendfachen Dingen in Anſpruch genommen und letzteres konnte ſie nur ſelten und verſtohlen ſehen. Um den immer lauter werdenden Bemerkungen zu entgehen, hatte ſie den Mut, fünf Tage nach der Geburt des Kindes in der Mitternachtsmeſſe zu erſcheinen. Aber das half ihr nichts; anſtatt der ſpöttiſchen Blicke und Bemerkungen, die ſie in ihrer Stellung am Hof zu erdulden gehabt hatte, mußte ſie nun die Demütigung erfahren, daß die „vornehmen Damen" aus Achtung gegen die Königinnen es vermieden, ſie zu beſuchen. Die graziöſe Tänzerin von ehedem erhielt keine Rolle im Ballett, das man im Februar 1664 im Palais Royal aufführte, wobei alle Hofdamen glänzten, unter anderm die auffallend ſchöne Athenais de Mortemart, eben verheiratete Marquiſe de Montespan, die ſpäter eine ſo traurige Rolle in Louiſens Leben ſpielen ſollte.

Dem König gefiel es aber nicht länger, ſeine Leidenſchaft vor den Augen der Welt zu verſtecken, und bei den glänzenden Feſten, die er in Verſailles im Mai 1665 veranſtaltete, ſaß Louiſe mit an der königlichen Tafel; ihr Bruder wurde mit Ehren überhäuft; und Molière, mit aller Schonung für die Königinnen, rechtfertigte in unverkennbaren Andeutungen die Leidenſchaft des Königs auf dem Theater.

Ludwig wurde immer mehr der unumſchränkte Deſpot, der ſeine Willkür ſchalten ließ und keinen Widerſtand gegen

ſeine Begierden duldete. Er erklärte ſich offen gegen ſeine Mutter, gegen ſeine Frau, und während dieſe beiden edlen Frauen ihren Kummer mit den Tröſtungen der Religion zu mildern ſuchten, führte er Louiſe, die im vollen Zenith ihrer Schönheit ſtand, nun öffentlich zu Vergnügungen und zur Jagd auf das Land, führte ſie als anerkannte Favorite bei Madame Henriette, ihrer früheren Herrin, ein, und Louiſe, berauſcht von Liebe und Glück, ließ ſich ſogar eines Abends in Vincennes in das Gemach der Königin-Mutter an den Spieltiſch führen, um mit dem König, mit deſſen Bruder und Madame zu ſpielen. Anna von Öſterreich, fühlend, daß ihre Macht über ihren Sohn zu Ende war, beugte das Haupt, aber Marie Thereſens Stolz erwachte in ſolcher Heftigkeit, und ihre Empörung, daß „dieſe Dirne" ins Schloß gekommen ſei, war ſo groß, daß ſie ſchwer erkrankte und einer Mißgeburt das Leben gab, die zum Glück bald ſtarb.

Auch Louiſe wurde zum zweitenmal Mutter, im Januar 1665, und gebar abermals einen Knaben, der mit derſelben Heimlichkeit, wie der ältere, unbemittelten Leuten übergeben wurde und — der Sohn des großen Königs! — einen Paten hatte, der in dem Regiſter des Taufakts als Teſſier, „Armer", eingeſchrieben war!

Ein Ereignis im Januar 1666 entband endlich Ludwig XIV. jeder Rückſicht, die ihn bisher noch zuweilen aufgehalten hatte. Seine Mutter, Anna von Öſterreich, ſtarb nach langen, ſchweren Leiden, nur von ihrer frommen Schwiegertochter liebevoll gepflegt und tief und ſchmerzlich beweint. Ludwig weinte viel, aber er fühlte ſich nun völlig frei, und man ſah mit Erſtaunen bei der Meſſe in Saint Germain, wohin der Hof ſich zurückgezogen hatte, während der Sarg der Verblichenen noch im Louvre ſtand, Louiſe de Lavallière neben Marie Thereſe. Doch bemerken die Zeitgenoſſen, daß man erſtaunt war, die Favoritin ſo wenig ſchön zu finden, und es ſcheint allerdings, daß ihre zarte Jugendſchöne, die in der Stille beglückter Liebe und zärt-

licher Hingebung ſich erhalten hätte, an dem zu grellen Licht des vollen Tages zu welken anfing. Sei es nun dieſe oder eine andere Urſache, ſicher iſt, daß die Neigung des Königs vom Jahre 1666 an anfing abzunehmen. Louiſe ahnte dies und ſagte es ihm. Er beruhigte ſie, indem er ſie verſicherte, daß das, was er in ihr liebe, nämlich ihr Herz und ihren Geiſt, länger dauere, als die Schönheit und nur mit dem Leben ende. Darauf ſagte ihm Louiſe voll Zärtlichkeit, daß er wohl Schönere finden könne am Hofe als ſie, aber nie ein Herz, das ihn mehr und uneigennütziger lieben werde.

Jetzt aber erſchien der neue Stern, vor deſſen Glanz das milde Licht Louiſens erbleichen ſollte. In dem kleinen Hotel, das Louiſe bewohnte, drängte ſich jetzt eine vornehme Geſellſchaft zuſammen, auch all die Damen, die es früher verſchmäht hatten. Unter ihnen die ſchon erwähnte Athenais de Montespan. Viel ſchöner als Louiſe, voll Geiſt und Witz, ehrgeizig, unternehmend und verderbt, ſtrebte ſie aus der untergeordneten Stellung, in die ihre Heirat ſie verſetzt hatte, nach der glänzendſten, die ſie, ohne Königin zu ſein, erreichen konnte. Um Louiſe zu verderben, ſchloß ſie ſich ihr ſcheinbar an. Aber im geheimen wendete ſie ſich an die Zauberei, die damals noch, ſelbſt in den höchſten Kreiſen, nicht verſchmäht wurde, und verkehrte, wie es ſchon vor ihr Olympia Mancini und andere vornehme Damen getan, mit der berüchtigten la Voiſin, der Wahrſagerin und Giftmiſcherin, um die Lavallière beim König zu entthronen. Sie gab ſich zu den entſetzlichſten Zeremonien in den Händen elender Betrüger her, während ſie am Abend, im Salon der Lavallière, den König durch ihren Geiſt und Witz erheiterte oder mit erheuchelter Frömmigkeit bei der Königin erzählte, daß ſie jeden Morgen die Meſſe beſuche. In demſelben Maße, wie ſie dem König unentbehrlich wurde, erkältete ſich deſſen Neigung für Louiſe de Lavallière, und ſchon wurden die Gerüchte und die Anſpielungen auf ihre Entthronung lauter

und lauter. Doch vollzog Ludwig jetzt einen Akt der Gerechtigkeit, der ſcheinbar von fortdauernder Neigung zeugte. Er legitimierte ſeine und Louiſens Tochter, Marie Anna (die beiden erſtgeborenen Söhne waren geſtorben), verlieh der Mutter und Tochter zwei anſehnliche Güter und den Herzogstitel „als Beweis der großen Neigung, welche die ſeltenen Eigenſchaften ſeiner hochgeliebten Louiſe de Lavallière ihm eingeflößt hätten". Allein ein liebendes Herz, wie das Louiſens, konnte ſich nicht darüber täuſchen, daß dieſe anſcheinende Gunſt nur eine Beſchönigung der entflohenen Liebe war, und ein Brief von ihr an eine Freundin zeigt, daß ſie ſich darüber klar war. Doch fügt ſie, indem ſie dies unumwunden ausſpricht, hinzu: „Aber der König täuſcht ſich, wenn er glaubt, daß der Ehrgeiz meine Liebe auslöſchen könne. Er iſt nicht deren Quelle geweſen, er wird nicht ihr Tyrann ſein."

Es folgen nun ſieben Jahre bitterer Schmerzen, Kränkungen und Demütigungen aller Art, während Madame de Montespan die erſte Stelle einnimmt und ſtolz und ſiegreich behauptet, obgleich ſie nicht nachläßt, ſich mit der la Voiſin und ihren nichtswürdigen Helfershelfern zum Schaden der Lavallière zu verbünden. Man könnte ſich wundern, warum die letztere, ſchon vollkommen überzeugt, daß der König nicht mehr ſie, ſondern eine andere liebe, noch am Hof blieb, und warum Ludwig ſie am Hofe zurückhielt. Sie blieb, weil ein Sohn, der erſt geboren wurde, als ihre Tochter und ſie ſelbſt mit dem Herzogstitel und mit Gütern verſehen waren, noch nicht anerkannt und noch Baſtard war. Die Mutterliebe, ſtärker als die Liebe zum Manne, hielt ſie in der unwürdigen Stellung feſt, da Ludwig ſich erſt nach zwei Jahren und noch dazu ziemlich unwillig entſchloß, den Knaben anzuerkennen und ihm den Titel: Ludwig, Graf von Vermandois, Admiral von Frankreich, beizulegen.

Ludwig aber hielt die verlaſſene Geliebte am Hofe feſt als Vorwand für die Montespan. Denn der Mar-

quis de Montespan, ein Mann von Geiſt und unerſchrockenem Charakter, hatte durchaus nicht ſtillſchweigend mit Jupiter geteilt, hatte bereits die allerauffälligſten Szenen gemacht, und man hatte ihn immer zu fürchten. Louiſe mußte daher öffentlich die Maitreſſe bleiben, und Ludwig ging durch ihre Zimmer, wenn er ſich zu der Montespan begab. So weit jedoch durfte man nicht gehen, ihr auch zuzumuten, die Kinder der Montespan als ihre eigenen anzunehmen. Im März 1669 gab die Montespan einem Kinde das Leben, und als eine tragiſch-komiſche Fügung des Schickſals wurde durch eine Vertraute der Montespan eine Frau zur Hüterin der neuen Nachkommenſchaft Ludwig XIV. erwählt, die ſpäter dauernder als alle anderen den Alleinherrſcher beherrſchen ſollte. Es war das die Witwe Scarron, ſpäter Frau von Maintenon. Sie bezog ein Haus mit einem großen Garten, hatte Wagen, Pferde, Diener und erzog ein neugeborenes Kind, über deſſen Herkunft ſie das ſtrengſte Schweigen beobachtete.

Im Anfang des Jahres 1670 wurde die Herzogin de Lavallière gefährlich krank. Man weiß nicht genau, welche Krankheit es war, aber es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die Montespan mit ihren Verbündeten, der la Voiſin und anderen, mehr davon gewußt haben. Louiſe ſelbſt hielt ſich für verloren, wendete voll tiefen Schmerzes und aufrichtiger Reue den Blick auf die Irrungen ihres jungen Lebens (ſie war gegen 26 Jahre alt) und rief aus der Fülle des Herzens die göttliche Barmherzigkeit an, um nicht ohne Buße ſterben zu müſſen. Sie genas auch, und dieſe zarte, liebevolle Seele, die niemand anzuklagen wagte, klagte ſich nun ſelbſt an in einer Reihe von „Betrachtungen", die ſie noch auf ihrem Krankenlager niederſchrieb. Doch war ſie noch in der Idee befangen, da büßen zu müſſen, wo ſie geſündigt hatte und die furchtbare Prüfung, dem noch ſtets geliebten Verführer bei einer Rivalin zu dienen, als Strafe hinzunehmen. So blieb ſie noch drei Jahre lang am Hofe,

vollkommen die Situation durchſchauend, obgleich man ſie für „dumm“ hielt, und leidend, wie eine „Verdammte“, ohne zu klagen.

Endlich aber ſchlug die Stunde, wo der innere Kampf ausgekämpft war, wo ſie die Kraft fand, ſich für immer von dem zu entfernen, den ſie zwar noch liebte, deſſen Fehler und Schwächen ſie aber doch nun erkannt hatte. Zugleich hatte ſie auch eingeſehen, wie trügeriſch ihre Hoffnung geweſen war, in der Umgebung, in der ſie ſich befand, durch das Beiſpiel eines geregelten, vorwurfsfreien Lebens, wie ſie es jetzt führte, Gutes zu wirken. Sie ſah ſich verſpottet, mißachtet und ſah die Menſchen hingegen um die Gunſt der ſtolzen, klugen, neuen Favoritin buhlen. Sie wußte ihre Kinder reichlich verſorgt, die bei Madame Colbert erzogen wurden. Sie konnte nichts für ſie tun, aber ſie durfte hoffen, durch eine große vollſtändige Buße ihnen die Achtung vor der Mutter zurückzugeben. So hielt ſie nichts mehr zurück, der immer lauter werdenden Stimme ihres Gewiſſens zu folgen, die nach vollkommener Entſagung und abſoluter Hingabe des Herzens an Gott verlangte. Und da ihre Reue aufrichtig war, ſo wurde dieſe zarte, weiche Frau ſtark und heroiſch und hielt ſich nicht bei halben Maßregeln auf. Sie wählte nicht eines der Klöſter, in dem ſie die Welt mit ihrer Eitelkeit, ihrem Luxus, ihrer Verweichlichung wieder gefunden hätte. So wie ſie in der Liebe nichts als die Liebe geſucht hatte, ſo ſuchte ſie nun in der Buße nichts als eine Zelle und Vergebung. Sie wählte daher das Kloſter des Karmel, eines der ſtrengſten Orden unter allen, der zu den härteſten Peinigungen, den ſtrengſten Faſten, dem abſoluten Schweigen, zu einer Art lebendigen Todes verpflichtet. Man empfing daſelbſt nur Perſonen, deren früheres Leben untadelhaft geweſen war und die im Kloſter nur den wehmütigen Frieden der Entſagung ſuchten, und zögerte daher lange, die Herzogin von Lavallière aufzunehmen. Erſt durch Vermittlung des Marſchalls von Bellefonds, der eine hochgeachtete Tante im Kloſter hatte, wurde ihr endlich die Mit-

teilung, daß man ſie annehmen werde. Sie war darüber ungemein erfreut, doch als eine zarte Seele, die ſie war, wollte ſie erſt jede Rückſicht gegen das, was ſie in der Welt zurückließ, erfüllen, ehe ſie für immer daraus ſchied.

Um ihren Kindern ein Andenken zu hinterlaſſen, ließ ſie ſich in Lebensgröße von Mignard, dem Hofmaler Ludwig XIV., malen. Das Bild befindet ſich jetzt im Muſeum zu Verſailles, in demſelben Schloß, in dem ſie den kurzen Traum der Liebe geträumt hatte, in dieſem ſtolzen Königsſitz, der einſt ihr zu Ehren durch feenhafte Feſte belebt wurde, in dem man ihr ewige Liebe ſchwur und in dem ſie die bitterſten Kränkungen an Seite einer begünſtigten Rivalin erfuhr. Jetzt lächelt ſie mild, in unvergänglicher Anmut, von der Leinwand herab auf den Knaben zu ihren Füßen, auf die Tochter, die nach den Blumen auf dem Tiſch greift. Auch Louiſe hält eine Roſe in der Hand, aber eine ſich entblätternde, Symbol ihres Schickſals, deſſen Erfüllung ſie entgegengeht, während die andere Hand auf die am Boden liegenden reichen Gegenſtände weltlicher Eitelkeit zeigt. Dieſe zarte, anmutsvolle Erſcheinung, noch in reicher, geſchmackvoller Kleidung und ſchon erfüllt von dem Gedanken, der am Fuß einer Säule ausgedrückt iſt: „Sic transit gloria mundi", wirkt um ſo ſympathiſcher auf den Beſchauer, als neben ihrem Bild das der herausfordernden Schönheit der intriganten Montespan, ihrer Quälerin, hängt. Vor dem Bilde Louiſens hört man die Stimme vom Schluß des erſten Teils von Fauſt: „Iſt gerettet", während über dem der Montespan in Flammenſchrift ſteht: „Iſt gerichtet", ebenſo wie über dem ihres königlichen Geliebten, das nicht fern davon hängt.

Der feſte, ernſte Wille der ſanften Louiſe überwand alle Schwierigkeiten, die ſich ihrem Entſchluß noch in den Weg ſtellten. Dahin gehörte u. a. eine nicht unbedeutende Summe, die ſie ſchuldig war. Sie hatte nie zu rechnen verſtanden und hatte freigebig Wohltaten erteilt. Sie beſaß nichts, denn wenn ſie der Welt abſtarb, gingen die Güter und

Einkünfte an ihre Tochter über. Sie mußte ſich deshalb an den König wenden, ſowie auch wegen einer Penſion für ihre Mutter, für ihre Stiefſchweſtern und für ihre treuen Diener. Wie ſchwer ihr das wurde, kann man ſich leicht denken. Der König gewährte indes alles.

Am 20. April 1674 begann die Herzogin ihre Abſchiedsbeſuche. Sie tat es ohne Prahlerei, wie ohne Schwäche; wie eine ebenbürtige Fürſtin, die einen befreundeten Hof verläßt. Die Herzogin von Lavallière, Mutter von zwei Kindern des Königs, konnte nicht gehen, ohne von dem König Abſchied zu nehmen. Es war wohl der ſchwerſte Augenblick für ſie. Der Egoiſt Ludwig, immer gerührt von dem Opfermut der andern, weinte. Louiſe, jede unnütze Rückkehr von Zärtlichkeit verſchmähend, faßte ſich heroiſch, grüßte und ging.

Es blieb die Königin, die edel, wie ſie war, ihr längſt vergeben hatte, als ſie ſah, daß Louiſe dasſelbe Schickſal mit der legitimen Gattin teilte. Louiſe wollte, daß, ſo wie ihr Vergehen gegen dieſe edle Frau öffentlich geweſen war, auch ihre Buße öffentlich ſei. Sie warf ſich der Königin zu Füßen, und dieſe großmütige Frau hob ſie auf, umarmte ſie und verſicherte ſie wiederholt ihrer Verzeihung.

Die rührende Größe dieſes Abſchieds fing an, die Montespan zu beunruhigen. Sie führte Louiſe zu ſich in ihre Gemächer und da ſoupierte dieſe zum letztenmal mit dem Hof. Am folgenden Morgen begab ſie ſich in die Meſſe des Königs, der wieder weinte, ſo daß eine Stunde nachher ſeine Augen noch rot waren. Aus der Kapelle heraustretend, beſtieg ſie einen Wagen, ihre zwei Kinder waren bei ihr, Freunde und Verwandte folgten in anderen Wagen. Es waren gerade 13 Jahre, daß die „kleine Lavallière“ ganz unſchuldig und fröhlich zu den erſten Hoffeſten nach Fontainebleau gekommen war. Jetzt ging ſie, kaum dreißig Jahre alt, noch immer in Schönheit, lebend in ein Grab. Das Volk drängte ſich, die künftige Nonne zu ſehen, man weinte und bewunderte ſie. Es war zugleich ein Be-

gräbnis und ein Triumphzug. Sie verließ die Welt in der Weiſe, die zu ihrer liebenswürdigen, ſanften Natur paßte, und ſo hielt die Welt ihr anmutsvolles, graziöſes Bild für immer feſt.

Die ſchwere Türe des Kloſters ſchloß ſich hinter ihr. Sie, anſtatt davon erſchreckt zu werden, fühlte lautere Freude und ſagte zu der Priorin: „Ehrwürdige Mutter, ich habe mein lebelang einen ſchlechten Gebrauch von meinem Willen gemacht; jetzt geb ich ihn in Ihre Hände, um ihn nie wieder zu nehmen.“ Sie verlangte als eine Gnade, alsbald das geiſtliche Kleid anlegen zu dürfen und noch am ſelben Abend ſchnitt ſie ihre Haare ab. Dieſe Nachricht verbreitete ſich alsbald in Paris und nun zweifelte man nicht mehr, daß Louiſe ſich für immer von der Welt geſchieden habe. Sie war bald mit dem einfachen, ſtrengen, harten Leben des Ordens vertraut. Eine Zelle mit getünchten Mauern, einem Fenſter, einer Tür, einem hölzernen Bett in Form eines Sarges, eine harte Strohmatratze und Bettücher von Serſche, ein Strohſtuhl, ein Kruzifix und zwei Bilder, das war die Wohnung einer Karmelitin. Sie durfte nicht das geringſte Eigentum beſitzen. Im Speiſeſaal herrſchte gleiche Einfachheit: ein hölzerner Löffel, ein irdener Teller und ein Napf. Die Nahrung war immer Faſtenſpeiſe: Milch, Käſe, Gemüſe, zuweilen Fiſch. Um 5 Uhr morgens ſtand man auf, um 11 Uhr abends legte man ſich nieder, und die Stunden dieſes langen Tages waren unausgeſetzter Arbeit gewidmet. Dazu kam die rauhe Kleidung, ein Hemd von Serſche, Strümpfe von grobem Leinen, Schuhe von Stricken ohne Abſätze, ein Gewand von Serſche, auf dem Kopf eine Binde und ein Schleier.

Auf ihr Verlangen erlaubte man der Herzogin, die Zeit ihres Poſtulats abzukürzen und nach drei Monaten den Tag ihrer Einkleidung zu beſtimmen. Sie wählte den achten Sonntag nach Pfingſten, wo die Kirche das Evangelium des guten Hirten, der das verlorene Schaf heimträgt, leſen läßt. Boſſuet, den Louiſe gebeten hatte, die Predigt zu

halten, war verhindert; es übernahm ſie der Biſchof de Fromentières, ein ernſter, würdiger Mann. Der Hof war abweſend, aber die kleine Kirche der Karmeliten war gedrängt voll Menſchen, unter ihnen viele der vornehmſten Damen, die dem Hof nicht gefolgt waren. Louiſe de Lavallière in reicher weltlicher Kleidung nahm unter ihnen Platz. Die Predigt war tief ergreifend, der Biſchof fühlte ſich offenbar ſelbſt hingeriſſen von der Bekehrung eines ſo ſchönen, jungen, hochgeſtellten Weſens, das dem Leben mit all ſeinen Lockungen entſagte, um einen einzigen Fehler zu büßen, den die Welt nicht nur verzieh, ſondern entſchuldigte. Er feierte die Büßerin, aber er ſagte ihr auch, daß das Leben, das ſie erwählt habe, kein Leben für ſchwache Seelen ſei, und dann wendete er ſich zu den Anweſenden, und in Gedanken wohl noch mehr zu den Abweſenden, und ſagte: „Die Gnade erhebt heute dieſe Seele zu einem leuchtenden Beiſpiel für das Jahrhundert; wenn es dasſelbe nicht beherzigt, ſo kann dies Beiſpiel ihm leicht einſt zur ewigen Verdammnis werden. Wenn ein ſo großer Akt des göttlichen Erbarmens ihm unnütz iſt, ſo haben wir nichts mehr zu hoffen für unſere Erlöſung.“

Nach der Predigt legte Louiſe de Lavallière für immer ihre weltliche Kleidung ab und das harte Gewand der Karmelitinnen an, kam, ſich vor dem Altar niederzuwerfen, und erhob ſich als Schweſter Louiſe der Gnade (soeur Louise de la miséricorde).

Vom erſten Augenblick ihres Eintrittes an unterzog ſie ſich den härteſten Arbeiten, indem ſie fand, daß nichts hart und niedrig genug für ſie ſei. Und ſie tat es mit Freudigkeit und bedauerte in nichts die Freuden der Welt, die ſie verlaſſen hatte. Auch wollte ſie keinen Tag verlieren, um am Ende ihres Noviziats, das der Regel nach ein Jahr dauerte, ihr Gelübde abzulegen. Sie hatte das Ordenskleid am 2. Juni 1674 angelegt. Am 3. Juni 1675 legte ſie ihr Gelübde im Kapitel ab, und am folgenden Tag nahm ſie den ſchwarzen Schleier in der Kirche der Karmeliten. Dieſe war wieder

gedrängt voll von Menſchen. Monſieur, Bruder des Königs, ſeine zweite Frau, ſeine Tochter, die grande Mademoiſelle, alle Perſonen des Hofes waren anweſend. Die Königin Marie Thereſe nahm auf der Tribüne der Nonnen Platz, neben ihr die Schweſter Louiſe der Gnade. Diesmal predigte Boſſüet und ſeine gewaltige Rede galt mehr dem abweſenden königlichen Sünder, als der reuigen Büßerin, die er mit zartem Lob als die Seele, die zu Gott heimkehrt, feierte, während er mit ſcharfen Worten die Könige und Großen der Erde rügte, die ihren Leidenſchaften nachhängen und nach dem eitlen Ruhme der Eroberer ſtreben. Er durfte um ſo kühner reden, als er auch im Geſpräch dem König dieſelben Dinge noch einfacher, noch direkter geſagt hatte.

Noch war die Verſammlung unter dem Eindruck der Rede, als die Büßerin von der Tribüne herniederſtieg, um dieſen letzten öffentlichen Akt ihres Lebens mutig, edel und liebenswürdig, wie alles Frühere, zu vollziehen. Das Jahr eines ſtrengen Kloſterlebens hatte ihre Züge nicht entſtellt, im Gegenteil, ihre Schönheit ſchien noch verklärter und überraſchte alle Anweſenden. Man ſah ſie zum letztenmal. Die Priorin bedeckte das liebliche Antlitz mit dem ſchwarzen Schleier, von Marie Thereſe ihr geſchenkt und vom Erzbiſchof geweiht.

Dann nahm ſie Louiſe bei der Hand und führte ſie in einen kleinen Garten beim Chor der Schweſtern. Da, zwiſchen den Blumen, die am Rand eines Grabes zu blühen ſchienen, legte die neue Nonne ſich auf die Erde, und als das ſchwarze Leichentuch Louiſe de Lavallière bedeckte, durchlief ein Schauer die Verſammlung, und viele weinten. Aber die der Welt Geſtorbene erhob ſich, um in Gott zu leben.

Wie man auch über die Art dieſer Buße denken mag, kein fühlender und unparteiiſcher Menſch wird die Größe und moraliſche Schönheit leugnen, mit der Louiſe ihren Entſchluß durchführte. Sie fand in der Kraft der Entſagung

den Heroismus ihres Geſchlechts wieder, den ihre Väter in Kampf und Streit bewährt hatten. Sechsunddreißig Jahre lang übte ſie in Demut und Freudigkeit die ſtrengen Gebote des Karmel. Ihre uns erhaltenen Briefe an ihren edlen Freund, den Marſchall von Bellefonds, geben Zeugnis von dem unverändert freudigen Mut, mit dem ſie ihr hartes Leben ertrug. Sie, die man einſt als Herzogin de Lavallière gezögert hatte, im Kloſter aufzunehmen, war jetzt zum geliebten Vorbild einer wahren Buße und vollſtändigen geiſtigen Wiedergeburt geworden. Und die einzige wirkliche, verſöhnende Gerechtigkeit, die aus dem Innern der Menſchen und ihrer Taten entſpringt, fehlte auch in ihrem Leben nicht. Eines Tages meldete man ihr, daß die Marquiſe von Montespan am Sprachgitter ihrer harre. Nicht mehr die hochmütige Favoritin, die einſt mit glänzendem Gefolge gekommen war, dieſe ernſten Räume mit eitler Luſtigkeit zu füllen, ſondern eine verabſchiedete, vom Hof entfernte Frau, von ihrem Liebhaber und von ihrem Gatten verſtoßen, von ihren legitimen und illegitimen Kindern verachtet, ſo ſtand dieſe intrigante Rivalin jetzt vor ihrem Opfer, um ſich Rat zu holen. Der Inhalt dieſer Unterredung iſt uns nicht aufbewahrt worden, aber eine Montespan war nicht fähig, das hohe Beiſpiel Louiſens nachzuahmen.

Sie überlebte die meiſten der Zeitgenoſſen, mit denen ſie zu ihrem Glück oder ihrem Unglück verkehrt hatte. Endlich aber nahte ſich auch ihr der Befreier. Von ſchweren körperlichen Leiden heimgeſucht, blieb ſie unverdroſſen in Erfüllung ihrer Pflichten, heiter und ohne Klage; wie ihre Äbtiſſin ſagte, von ihren Schmerzen nur wahrnehmen laſſend, was ſie nicht verbergen konnte. Bis zum letzten Augenblick behielt ſie die Klarheit des Geiſtes und ſtarb, indem ſie ihre Gefährtinnen ebenſo betrübt über ihren Verluſt, wie erbaut von ihrer Buße hinterließ.

Als Ludwig XIV. den Tod von Louiſe de Lavallière erfuhr, ſchien er wenig bewegt. Welche Gemeinſchaft war auch noch zwiſchen dem alten königlichen Sünder,

der an die Stelle der edelſten legitimen Frau, der liebevollſten, anmutigen Geliebten und ſo vieler unwürdiger Nachfolgerinnen nun die langweilig-pedantiſch-tugendhafte Gouvernante ſeiner Baſtarde, ehemals Madame Scarron, jetzt Madame de Maintenon, geſetzt hatte — welche Gemeinſchaft war, ſage ich, zwiſchen ihm und der armen Karmeliternonne, die, als ihre Leiche nach dem Gebrauch des Ordens am Gitter des Chores ausgeſtellt war, von der herzudrängenden Menge ſchon heilig geſprochen wurde, ſo daß die vier Schweſtern, die bei ihr Wache hielten, kaum genügen konnten, um all die Reliquien hinzunehmen, mit denen man dieſe verehrten irdiſchen Überreſte berühren wollte?

Dem liebenswürdigen Bild dieſer holden Büßerin folge nun das einer anderen weiblichen Erſcheinung, noch vom Ende desſelben Jahrhunderts, aus einer ganz verſchiedenen Geſellſchaftsſphäre, aber als Individualität nicht minder liebenswert als jene und ein anderer Beweis, wie das Edel-Weibliche in allen Zeiten, auf allen Bildungsſtufen der Geſamtheit, unter ſchweren Schickſalen und Prüfungen aller Art, die reine Schönheit der menſchlichen Natur ſiegend bewährte und durch die Tatſachen den hochmütigen Satz von der Inferiorität des Weibes widerlegte. Hatten ja doch auch von jeher nur die großen Perſönlichkeiten des männlichen Geſchlechts die Anſicht von der Überlegenheit desſelben hervorgebracht.

Adrienne Lecouvreur,

eine der anziehendſten Erſcheinungen, die je die Bühne des Théâtre français betreten haben, iſt dem großen Publikum wohl nur durch das franzöſiſche Schauſpiel, das ihren Namen zum Titel hat, bekannt, und wenige wiſſen mehr von ihr, als die Sage von ihrer Liebe zu Moritz von Sachſen und von ihrem frühzeitigen Tod.

Herr Monval, Archivar am Théâtre français, hat aber aus den lauterſten Quellen, nämlich ihren eigenen Brie-

ſen, und aus Papieren, die der Zerſtörung in der Baſtille glücklich entgangen ſind, eine biographiſche Studie veröffentlicht, die uns den Einblick in eine ſo ſchöne Seele eröffnet, daß ein Zeitgenoſſe mit Recht von ihren Tugenden ſchreiben konnte, und daß man, wenn man ſie nicht mehr als Künſtlerin bewundern kann, ſich doch von innigſter Sympathie für ſie durchdrungen fühlt.

Adrienne war 1692 in der kleinen Stadt Daméry in der Champagne geboren, armer Leute Kind — ihr Vater war ein Hutmacher — aber von der Natur reich ausgeſtattet mit jener ſiegreichen Macht des Genies, die ſich auch unter ungünſtigen Umſtänden Bahn bricht. Schon als Kind rezitierte Adrienne Verſe in ſo auffallend ſchöner Weiſe, daß wohlhabende Bürgerfamilien ſie in ihr Haus einluden, um ihr zuzuhören. Als ſie zehn Jahre alt war, ſiedelte der Vater mit den Seinen nach Paris über und nahm, aus Zufall oder aus Schickung, eine Wohnung in der Nähe des Théâtre français, das ſich eben ein neues Haus hatte errichten laſſen. Adrienne wurde in eine Kloſterpenſion getan, hatte dieſe aber, vierzehn Jahre alt, bereits verlaſſen, als ſie ſich an Aufführungen beteiligte, die eine Geſellſchaft junger Leute in dem Hauſe eines Krämers veranſtaltete. Hier trug Adrienne in der Rolle der Pauline im „Polyeucte" die Verſe Corneilles mit einer Meiſterſchaft vor, die einer großen Künſtlerin würdig geweſen wäre. Eine vornehme Dame der Nachbarſchaft hörte von dieſen Aufführungen, intereſſierte ſich dafür und gab einen Raum in ihrer Wohnung dazu her. Der Hof, die vornehme Geſellſchaft fanden ſich dazu ein, und der Erfolg Adriennes war ſo groß, daß man ihr einſtimmig eine glänzende Zukunft vorausſagte. Der Neid der Mitglieder des Théâtre français, die gegen die kleinen Privattheater ſchon lange einen erbitterten Krieg führten, wandte ſich auch gegen dieſe Vorſtellungen und machte ihnen mit Hilfe der Polizei ein Ende. Indes, was beſtimmt war, mußte ſich doch vollenden. Ein mittelmäßiger Schauſpieler, aber ein vorzüglicher Lehrer, nahm ſich Adriennes an,

erkannte ihr außerordentliches Talent und verſchaffte ihr eine Anſtellung bei Theatern in der Provinz, da er wußte, daß dies die Schule war, aus der ſich das Perſonal des Théâtre français rekrutierte. Nach mehreren Jahren unausgeſetzter Erfolge in den Provinzen kehrte ſie im Jahr 1717 nach Paris zurück und debütierte mit ſolchem Erfolg auf dem Théâtre français, daß man ſagte: ſie fängt damit an, womit die größten Schauſpielerinnen aufhören. Sie war damals fünfundzwanzig Jahre, und ihre glänzenden Erfolge erregten den Neid ihrer Kolleginnen und Nebenbuhlerinnen, aber ſie ſiegte über alle Kabalen und Ärgerniſſe durch ihr einfaches, edles, wahres und ergreifendes Spiel, das ſich, unterſtützt von dem Rat geiſtvoller Kenner des Theaters, zur Vollendung ſteigerte und dreizehn Jahre hindurch auf der Höhe erhielt.

Im Anfang ihres Aufenthalts in Paris lebte Adrienne ſehr zurückgezogen und wies die Menge ihrer Anbeter ſtreng zurück, denn ihr Herz war ſchon zweimal während ihres Aufenthaltes in Straßburg ſchwer verwundet worden, zuerſt durch den Tod eines jungen, von ihr geliebten Mannes, dann durch die Untreue eines andern, der ihr die Ehe verſprochen hatte und ſie treulos verließ. Seitdem glaubte ſie ihr Herz für immer der Liebe verſchloſſen und wollte nur noch für die Kunſt leben. Da erſchien Moritz von Sachſen, der heldenmütige Sohn des Kurfürſten Friedrich Auguſt von Sachſen und der ſchönen Aurora von Königsmark, in ihrem Geſichtskreiſe. Ihm widerſtanden die Herzen ſo wenig wie die Städte, wie man ſagte, und Adrienne glaubte zum erſtenmal zu lieben, als ſie ihn kennen lernte. Drei Jahre währte das Glück dieſer Liebe, dann aber rief der Ehrgeiz den jungen Helden nach dem Norden. Als es ihm an Geld fehlte, die Herzogskrone von Kurland zu gewinnen, ſchrieb er an ſeine Freunde in Frankreich, und Adrienne war die erſte, die ihren Schmuck und ihr Silberzeug für ihn verkaufte. Das Unternehmen gelang aber nicht, und nach drei Jahren Abweſenheit kehrte Moritz im Jahr 1728 nach Paris zurück. Seine Liebe war jedoch erkaltet, und ein

heftiger Ausbruch der Eiferſucht Adriennes löſte das Band vollends, indem er ſich nun um die Gunſt der Herzogin von Bouillon bewarb. Dieſer Dame wird der Verſuch zugeſchrieben, Adrienne vergiftet zu haben, und Dumas hat das Motiv für ſein Stück benutzt, doch iſt die Sache nie völlig erwieſen worden. Gewiß iſt nur, daß ein verwachſener Abbé, Bouret, der als Inſtrument des Vergiftungsverſuchs gedient haben ſoll, wiederholt ins Gefängnis geſetzt und ihm der Prozeß gemacht wurde, und daß Adrienne plötzlich, am 17. März 1730, ſtarb. Allerdings war ſie ſchon ſeit längerer Zeit oft leidend, und ſicherlich hatte der Schmerz über die Untreue des Geliebten dazu beigetragen, ihren zarten Organismus zu erſchüttern. Voltaire war der Meinung, daß ſie eines natürlichen Todes geſtorben ſei, aber andere Zeugniſſe beſtärken in der entgegengeſetzten Vermutung. Auch erhöht es den Verdacht, daß man der berühmten Schauſpielerin nicht nur ein chriſtliches Begräbnis verweigerte, ſondern ihr nicht einmal einen Sarg gönnte. Die Leiche wurde an einem unbekannten Ort mit Kalk bedeckt und verſcharrt, wohl um die Autopſie unmöglich zu machen. Unmittelbar nach Adriennes Tod verſtummten die Kritiken und widerſprechenden Urteile, denen ſie im Leben ausgeſetzt war. Ihr Lob ertönte von allen Seiten, und das Bedauern über ihren Tod machte ſich in einer Menge von Epitaphen und Verſen Luft.

Aus den Briefen, die von Adrienne Lecouvreur an verſchiedene Perſonen gerichtet ſind, ſei hier einer wörtlich wiedergegeben, der vor allen anderen ihr liebenswürdiges Gemüt offenbart. Mit großer Tiefe des Gefühls vereinte ſie eine ſtrenge Redlichkeit und eine Kraft der Selbſtbeherrſchung, wie ſie ſogar edlen Naturen ſelten eigen iſt. Unter den vielen, die in Liebe für ſie entbrannten, war der junge, liebenswürdige d'Argental. Aber er vermochte keinen Eindruck auf ſie zu machen, und ſie wies ſeine Leidenſchaft ſtreng zurück, bewahrte ihm aber eine wahre, ſich immer gleichbleibende Freundſchaft. Die vornehme Familie des jungen

Mannes tat alles, um ihn von ſeiner Leidenſchaft zu heilen. Man ſchickte ihn auf Reiſen, man war niedrig genug, Adrienne bei ihm zu verleumden; nichts war imſtande, ſeinen Sinn zu ändern. Darauf ſchrieb Adrienne ſeiner Mutter folgenden Brief:

„Ich kann nicht ohne lebhafte Betrübnis, meine gnädigſte Frau, von der Beſorgnis hören, in der Sie ſich befinden, und von den Plänen, welche dieſe Beſorgnis Sie faſſen läßt. Ich könnte hinzufügen, daß es mir ebenſoviel Schmerz bereitet, zu erfahren, daß Sie mein Betragen tadeln; aber ich ſchreibe Ihnen weniger, um dasſelbe zu rechtfertigen, als um Ihnen zu ſagen, daß es in Zukunft in allem, was Sie betrifft, ſo ſein wird, wie Sie es mir vorſchreiben werden. Ich hatte mir Dienstag die Erlaubnis erbeten, Sie zu ſehen, in der Abſicht, vertrauensvoll zu Ihnen zu ſprechen und mir Ihre Befehle zu erbitten. Ihr Empfang erkältete meinen Eifer, und ich empfand nur noch Schüchternheit und Trauer. Dennoch iſt es nötig, daß Sie meine wahre Geſinnung kennen und, wenn es mir erlaubt iſt, noch etwas mehr zu ſagen, daß Sie es nicht verſchmähen, auf meine beſcheidenen Vorſtellungen zu achten, wenn Sie Ihren Herrn Sohn nicht verlieren wollen. Er iſt der ehrerbietigſte Sohn und der redlichſte Menſch, den ich im Leben geſehen hatte. Sie würden ihn bewundern, wenn er Ihnen nicht angehörte. Noch einmal, gnädigſte Frau, geruhen Sie, ſich mit mir zu vereinen, um eine Schwachheit zu zerſtören, die Sie aufregt und deren Mitſchuldige ich nicht bin. Zeigen Sie ihm weder Verachtung noch Bitterkeit. Ich will lieber ſeinen ganzen Haß auf mich laden, trotz der Freundſchaft und Verehrung, die ich für ihn empfinde, als ihn der Verſuchung ausſetzen, gegen Sie zu fehlen. Seine Heilung liegt Ihnen zu ſehr am Herzen, um nicht ſorgſam und beſtändig daran zu arbeiten, aber es kann Ihnen nicht allein gelingen, beſonders wenn Sie ſeine Neigung durch Autorität bekämpfen wollen oder dadurch, daß Sie mich ihm mit unvorteilhaften Farben malen. Dieſe Leidenſchaft muß wohl außerordentlich ſein, da ſie ſich ſchon ſo

lange ohne die geringſte Hoffnung erhält, inmitten von Widerwärtigkeiten, ungeachtet der Reiſen, die Sie ihn machen laſſen, und trotzdem er mich in acht Monaten nicht ſah und nicht wußte, ob ich ihn noch jemals empfangen würde. Ich glaubte ihn geheilt und das hatte mich bewogen, ihn in meiner letzten Krankheit wieder zu ſehen. Es iſt begreiflich, daß ſein Umgang mir ohne dieſe unglückliche Leidenſchaft, die mich ebenſoſehr erſtaunt, wie ſie mir ſchmeichelt, die ich aber nicht mißbrauchen will, außerordentlich gefallen würde. Sie fürchten, daß er ſeinen Pflichten untreu werden würde, wenn er mich ſähe, und Ihre Furcht treibt Sie zu gewaltſamen Entſchlüſſen gegen ihn. Es iſt nicht recht, gnädigſte Frau, daß er ſo vielfach unglücklich ſein ſoll. Fügen Sie dem Leid, das ich ihm bereite, nicht noch anderes hinzu, ſondern verſuchen Sie vielmehr ihn dafür zu entſchädigen. Ich werde ihm ſchreiben, was Sie wünſchen; ich werde ihn nie wiederſehen, wenn Sie es wollen; ich werde aufs Land gehen, wenn Sie es für nötig halten, aber drohen Sie ihm nicht mehr, ihn an das Ende der Welt, nach St. Domingo, zu verſchicken. Er kann ſeinem Vaterland nützen; er wird das Entzücken ſeiner Freunde ſein; er wird Sie mit Zufriedenheit und Ruhm überhäufen; Sie brauchen nur ſeine Talente zu leiten und ſeine Tugenden ſich entwickeln zu laſſen. Eher werde ich mich aus der Welt zurückziehen oder ſeine Leidenſchaft erwidern, als daß ich dulde, daß er in Zukunft noch durch mich oder um meinetwillen gequält werde. Verzeihen Sie einem Gefühl, das Sie zerſtören können, das ich aber nicht zurückhalten konnte. Fügen Sie das, was ich von Ihnen verlange, den anderen Gunſtbezeigungen hinzu, die Sie mir erwieſen haben, und erlauben Sie mir, zu denken, daß meine aufrichtige Anhänglichkeit und meine lebhafte Dankbarkeit Sie zwingen werden, mir das Wohlwollen zu bewahren, das mir ſo wert iſt."

Liebenswürdiger hat kaum je ein Weib eine edle Liebe zurückzuweiſen verſucht. Aber ebenſo entſchieden, wie ſie leidenſchaftliche Zuneigung abwehrte, wenn ſie dieſe nicht teilte,

ebenſo warm und treu war ſie in der Freundſchaft. Einfach und natürlich wie in ihrem Spiel, war ſie auch in ihren Beziehungen zu den Menſchen. „Wenn es ſich darum handelt," ſchreibt ſie einmal, „meinen Freunden zu ſchreiben, denke ich nie, daß ich beſonderen Geiſt nötig habe, um ihnen zu antworten. Mein Herz genügt für alles, ich horche darauf und dann handle ich und das iſt immer gut geweſen. Man nimmt mich, wie ich bin, oder man läßt mich. Die ganze Kunſt, die ich kenne, beſteht darin, daß ich mich nie an den Kopf werfe, ſei es für welches Gefühl es wolle. Ich ſuche zunächſt Redlichkeit bis in meine geringſten Beziehungen; wenn die Grazien ſich damit einen, weiß ich ſie zu empfinden, denn die Natur hat mir einen wunderbaren Inſtinkt, ſie zu erkennen, verliehen. Die Gewohnheit der Welt, die Zeit und ein wenig Verſtand, haben mich überzeugt, daß man im Leben viel Nachſicht haben muß, aber die, welche ſie am wenigſten nötig haben, verlieren darum nichts mit mir, ich gebe ihnen ſtatt deſſen ſo viel Achtung und Bewunderung, als ſie mir zu verdienen ſcheinen, und wenn ſie mir einiges Wohlwollen erzeigen, ſo begreifen ſie, was die Dankbarkeit ſolchen Gefühlen noch hinzufügen kann, und gewiß, ich war nie undankbar."

Wie gerechtfertigt erſcheint darum die Empörung der Schauſpieler des Théâtre français, als ſie im April 1797 dem damaligen Miniſter des Innern ſchrieben: „Vertrauensvoll wenden wir uns an Sie, einen Akt der Gerechtigkeit zu erlangen, den die ſchönen Künſte, deren Freund und Beſchützer Sie ſind, fordern. Schimpfliche Vorurteile, Fanatismus und Aberglauben haben einſt der berühmten Adrienne Lecouvreur die Ehre des Begräbniſſes verweigert. Dieſe rührende Schauſpielerin, die zuerſt die Sprache der Natur, den Schrei der Seele und den Ausdruck der Wahrheit auf die Bühne brachte, erhielt bei ihrem Tode, als Preis ihrer Talente, eine Beleidigung, für die ihre Manen von dem Jahrhundert der Philoſophie, von dem wiedergeborenen Volk, heute Genugtuung fordern." —

Haben wir bisher mehr als eine weibliche Persönlichkeit angeführt, die, wie Jeanne de Pienne, Louise de Lavallière, Adrienne Lecouvreur, den angebornen Seelenadel in schweren Prüfungen, unter Verfolgungen, Ungerechtigkeiten und Beleidigungen schmerzlichster Art bewähren mußten, so haben wir schon mit Madame de Sévigné den Anfang jener glänzenden Epoche des Frauenlebens gesehen, wo die Frau nicht nur der anmutsvolle, sondern auch häufig der geistige Mittelpunkt der gebildeten Gesellschaft wurde und die im achtzehnten Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte.

Es ist bekannt, daß gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, als schon durch große bahnbrechende Geister und philosophische Denker eine große Gärung in die Gedankenwelt der Gebildeten gekommen war und als dumpfes, noch unverstandenes Element des Aufruhrs sich in den Massen regte, der Salon der Madame Necker, der ausgezeichneten Frau des damaligen Ministers Necker, ein Sammelplatz der vornehmsten Geister der Zeit war, wo alle Probleme des Lebens, der Wissenschaft, Kunst und Politik besprochen wurden. In diesem Salon glänzte neben der Mutter ein junges Mädchen, ihre Tochter, die hier die ersten bedeutenden Anregungen empfing, die sie zu einer der ausgezeichnetsten weiblichen Erscheinungen in der Literatur nicht nur ihrer Zeit, sondern aller Zeiten, machten.

Germaine Necker erblickte das Licht der Welt am 22. April 1766. Die zwei Hauptfaktoren ihrer Kindheit und ersten Jugend waren ein glückliches Familienleben und eine glänzende Bekanntschaft mit der Welt in dem Salon ihrer Mutter. „Eine Ehe wie die ihrer Eltern", sagt Sorel, ihr Biograph, „blieb das ideale Vaterland ihres Herzens; ein Salon wie der ihrer Mutter das ideale Vaterland ihres Geistes; das Glück in der Ehe blieb das Utopien und ein Königtum des Salons der Ehrgeiz ihrer Existenz."

Der früheste Traum ihrer Jugend war, außer dem Kultus für ihren Vater und der Bewunderung J. J. Rousseaus,

die Liebe, wie ſie dieſe verſtand, in der leidenſchaftlichen Hingebung, in der unausgeſetzten glorreichen Begeiſterung des ganzen Weſens. Später, als das Leben ihr bereits die bitterſten Enttäuſchungen gebracht hatte, läßt ſie Corinne ſagen: „Indem ich den Ruhm ſuchte, habe ich ſtets gehofft, er würde mich geliebt machen", und als ſie einſah, daß aller Ruhm, der ihr zuteil wurde, eitel ſei ohne die Liebe, bekennt ſie: „Der Ruhm ſelbſt kann für eine Frau nur die glänzende Trauer des Glücks ſein."

Dem übermächtigen Bedürfnis der Hingabe des ganzen Weſens an einen mit allen Vorzügen geſchmückten geliebten Mann widerſprach aber das ebenſo mächtige Bedürfnis, zu glänzen und durch die Herrſchaft ihrer geiſtigen Vorzüge den Mangel weiblicher Anmut, deſſen ſie ſich bewußt war, zu erſetzen. „Sie mußte voll Begeiſterung reden, um hinzureißen, zu erobern, um ſich lieben zu machen," ſagte Sorel; „ſie konnte nur glücklich ſein, wenn der Mann, den ſie liebte, ſie beherrſchte, aber ſie ſelbſt war in der Liebe das deſpotiſchſte aller Geſchöpfe. Sie wollte glänzen, um geliebt zu werden, aber ſie wollte nur einen Mann lieben, der glänzender war als ſie, und aus dem Funken im Zuſammenſtoß der Geiſter wurde wohl die Liebe geboren, aber ſie verzehrte ſich, wenn die Flamme einmal entzündet war."

Es kam der Zeitpunkt, wo die Eltern daran dachten, ſie zu verheiraten. Die Mutter wünſchte eine große Heirat. Die Wahl, die man traf, konnte nicht ſchlechter ſein. Sie fiel auf den Baron von Staël-Holſtein, einen Schweden von vornehmer Geburt, Geſandten am franzöſiſchen Hof, 17 Jahre älter als Germaine, einen Mann von feinen Sitten, gebildet, aber Spieler, Verſchwender, vor allem aber Diplomat und nach einer Heirat ausſehend, die ihm erlauben würde, ſeine Schulden zu bezahlen und als Geſandter zu glänzen. Necker ſtellte ſeine Bedingungen, und eine alte Freundin ſuchte den König von Schweden, Guſtav III., dafür zu gewinnen. Die Verhandlungen dauerten fünf Jahre, und endlich, mit Zugeſtändniſſen von der einen und der an-

deren Seite, wurde Germaine Necker, am 14. Januar 1786, Baronin von Staël, ohne daß man ſie um ihre Einwilligung gefragt hatte.

Dieſe Heirat war der Anfang all der ſtürmiſchen Kataſtrophen ihres Lebens. Als ſie bereits ihr Leben überſchaute und ſich von deſſen Vorgängen Rechenſchaft gab, ſchrieb ſie: „Das Schickſal einer Frau iſt entſchieden, wenn ſie den nicht geheiratet hat, den ſie liebte; die Geſellſchaft hat in der Beſtimmung der Frauen ihnen nur eine Hoffnung gelaſſen; wenn das Los gezogen iſt und man verloren hat, iſt alles vorüber."

Aber obſchon ſie das Glück, das ihr Herz erſehnte, nicht gefunden hatte, ſo war ſie doch keineswegs unglücklich in den drei erſten Jahren ihrer Ehe. Sie gab ſich den Freuden der damals noch ſo glänzenden Pariſer Geſellſchaft hin, wurde in Verſailles empfangen, ſchrieb dem König Guſtav III. geiſtreiche Briefe, die ſeiner Eitelkeit ſchmeichelten, und vereinigte in ihrem Salon, der den ihrer Mutter verdunkelte, eine ausgezeichnete Geſellſchaft, deren Zierde und Entzücken ſie ſelbſt war. Der noch ſehr junge Talleyrand, damals erſt Abbé de Perigord, ſagte ſpäter: „Wer nicht in dieſen Jahren gelebt hat, weiß nicht, was die Freude zu leben iſt. Germaine Staël war Königin des kommenden Frankreich in Paris, Marie Antoinette Königin des Frankreich, das verging, in Verſailles."

Die Revolution wendete plötzlich die hohen Geiſtesgaben der Staël der Politik zu; aber ſie konnte ſie nur von ihrem Salon aus leiten; in den politiſchen Stürmen, inmitten der Schwächen und Laſter der handelnden Männer, war ſie unfähig, zu herrſchen. Sie liebte die Freiheit, ſie hatte einen männlichen Geiſt, aber ihre weiblichen Schwächen und beſonders ihre Herzensgüte hinderten ſie, in der Politik ſtark und konſequent zu ſein. Dieſe wurde in ihrem Leben bloß eine Enttäuſchung und ein Leiden mehr. Nur einen glückſeligen Augenblick gab ihr die Revolution: die triumphierende Rückkehr Neckers nach dem 14. Juli 1789. Sie war bei

ihrem Vater, als er im Stadthaus das Volk zur Einigkeit ermahnte und mit Jubel begrüßt wurde. Außer ſich vor Entzücken rief ſie: „Welche berauſchende Freude iſt die Popularität!“ Aber die Kehrſeite dieſer kurzen Glückſeligkeit kam bald. Der zweite, diesmal unwiderrufliche Fall Neckers, Zwiſtigkeiten zwiſchen Staël und dem König, die ſeine Stellung bedrohten, und die großen Kataſtrophen, die Schlag auf Schlag folgten, verwandelten den kurzen Traum der Begeiſterung in tragiſches Leiden. Dazu kam, daß ſie, die ebenſo geglänzt hatte, wie die Königin, auch ebenſo verleumdet und angefeindet wurde, wie dieſe. Man nannte ſie die Bacchantin der Revolution. Aber ihre Begriffe des Wünſchenswerten, welches die letztere bringen ſollte, waren himmelweit verſchieden von dem, was die Maſſe des franzöſiſchen Volkes wollte. Sie und der kleine Zirkel der geiſtvollen Beſucher ihres Salons verfolgten die Entwicklung ihrer reinen Theorien über die Reform des Staates, die politiſche Konſtitution, die Garantie einer gemäßigten Freiheit. Das franzöſiſche Volk verfolgte den Lauf ſeiner Geſchichte nach ſeinen Impulſen und der Erziehung durch die Monarchie hin zur Demokratie, zur bürgerlichen Freiheit und Gleichheit, und aus dem vollkommenen Mißverſtändnis des eigentlichen Charakters der Revolution entſtand für die Staël eine lange Reihe von Fehlern im Betragen, von Enttäuſchungen und Schmerzen.

Dazu kam die erſte große, leidvolle Enttäuſchung für ihr Herz. Narbonne, den ſie mit Leidenſchaft geliebt und an deſſen Ernennung zum Miniſter ſie großen Anteil gehabt hatte, wandte ſich von ihr, als die Unvorſichtigkeiten, die ihre Liebe ſie begehen ließ, den Erfolgen ſeines Ehrgeizes Eintrag taten. Sie ſah ein, daß ſie ſich getäuſcht und bis dahin noch nicht gewußt hatte, was wahrer Schmerz ſei. Sein jäher Fall gab der Staël ihre wahre Bedeutung in der franzöſiſchen Revolution: zu den Opfern derſelben zu gehören. Dabei zeigte ſich ihre Natur von der ſchönſten Seite, der der Großmut. Sie war unermüdlich, ihre Ruhe, ihre Freiheit,

ja, beinahe ihr Leben zu wagen, um zu helfen, zu retten; freigebig mit ihrer Tätigkeit, mit ihrem Vermögen, achtete ſie Beleidigungen nicht und tat Gutes, ohne auf Dank zu rechnen. Sie verſuchte, die Königin zu retten; ſie rettete Narbonne, und erſt in der letzten Stunde, im September 1792, verließ ſie Paris und floh nach Coppet, ihrem Gut am Genfer See. Die ihr verhaßte Einſamkeit trieb ſie von da nach England, wo ſie ihre alten Freunde im Exil, aber auch die alten Anfeindungen der Konſervativen, deren Anſchauungen ſie nicht teilte, fand. Sie kehrte nach Coppet zurück, wo auch ihr Mann ſich eine Zeitlang einfand. Der Terrorismus in Frankreich überwältigte ſie ſo, daß ihr jede Arbeit unmöglich war und ſie ſich den ſchmerzlichſten Betrachtungen hingab.

Der im Mai 1794 erfolgte Tod ihrer Mutter vereinigte ſie aufs neue ganz mit ihrem Vater, der, wie alle ſchönen Seelen es tun, den eignen Schmerz zu vergeſſen ſuchte, indem er den der andern tröſtete. Er lehrte ſeine Tochter, ſich mit ihren Kindern zu beſchäftigen und ſo einen Teil ihrer Zeit auszufüllen. Ihr Kultus für den Vater erhielt neue Nahrung und iſt von ihr auf alle Weiſe ausgeſprochen worden. Sie war die liebendſte Tochter, die aufmerkſamſte Mutter, die treueſte Freundin. Aber es war nicht ihre Beſtimmung, im Leben der Familie aufzugehen. Nach ſo vielen Wandlungen, Enttäuſchungen und Schmerzen, die ſie erfahren, fiel ſie, zu dem Unglück ihres Lebens, der tragiſchen Leidenſchaft anheim, die in Stürmen lebt und in bitterer Erfahrung endet. Sie begegnete Benjamin Conſtant.

Das Bild, das Sorel von ihm entwirft, iſt nicht geeignet, die Leidenſchaft einer ſo ausgezeichneten Frau, wie der Staël, zu erklären. Mit den glänzendſten, beinah genialen Fähigkeiten ausgeſtattet, dabei Wüſtling, Verſchwender, Spieler, Duellant, verſuchte er alles, erreichte vieles, vollendete nichts; er war unfähig zu handeln, Gutes zu tun, das Leben edel zu geſtalten. Aber er war noch jung, als er der Staël begegnete, er entzückte ſie durch ſeinen Geiſt, rührte

ſie durch ſeine Mißgeſchicke, intereſſierte ſie durch ſeine Ideen, entflammte eine Leidenſchaft in ihr, die ihr Leben verwüſtete. Sie lernten ſich im Jahre 1794 kennen, und die politiſchen Ereigniſſe ſchienen ihnen ein Feld gemeinſamer Tätigkeit zu öffnen. Die Staël ſchöpfte neue Hoffnung nach dem neunten Thermidor, richtete ihre literariſche Tätigkeit auf das politiſche Gebiet und ſchrieb die „Réflexions sur la paix adressées à M. Pitt et aux Français“, denn ſie war damals auf der Höhe ihrer Begeiſterung für England. Dieſe in vieler Beziehung bedeutende Schrift erleichterte ihr die Rückkehr nach Paris im Mai 1795, woſelbſt ſie auch ihren Mann wieder als Geſandten fand. Ihr Salon öffnete ſich aufs neue, ſetzte ſich aber jetzt aus ſo verſchiedenartigen, ſich widerſtrebenden Elementen, Überbleibſeln der alten und Mitgliedern der neuen Zeit zuſammen, daß er einen ſonderbaren Charakter hatte. Die Staël verſuchte die verſchiedenen Elemente zu vereinen, und wie ſie früher die alte Monarchie nach dem Vorbild der engliſchen Verfaſſung hatte umformen wollen, ſo ſtrebte ſie nun eine Republick, ähnlich der der Vereinigten Staaten von Amerika, an. Sie ſchrieb ihre zweite politiſche Schrift: „Réflexions sur la paix intérieure.“ Aber die Anfeindungen blieben auch diesmal nicht aus. Man traute ihrem Republikanismus nicht und beſchuldigte ſie, mit ihren alten Freunden gegen die Republik zu konſpirieren. Es war die ewige Widerwärtigkeit ihres Lebens; ſie ſehnte ſich nach Paris, um ihren Salon zu haben, und dieſer, kaum eröffnet, vertrieb ſie wieder von da. Das Direktorium verbannte ſie nicht geradezu, legte ihr aber doch die Abreiſe nahe. Ende 1795 kehrte ſie nach Coppet zu ihrem Vater zurück und gab ſich zunächſt ganz der Literatur hin. Ihre größeren Arbeiten nahmen da ihren Anfang. Ihr „Traité des passions“, in dem ſie ſich, ohne es zu wollen, ſelbſt ſchildert, erſchien und machte Aufſehen. Sie hoffte daraufhin nach Paris zurückkehren zu können, um ſo mehr, da ſie auch großen Anteil an einer Schrift Benjamin Conſtants zugunſten der Republik hatte, aber noch war das Vorurteil

gegen ſie zu groß und man drohte ihr ſogar mit Gefängnis, käme ſie nach Frankreich. Erſt im Jahre 1797 wurde dies möglich und diesmal hoffte ſie, dauernd bleiben zu können. Ein neuer Enthuſiasmus bemächtigte ſich ihrer: der für die aufgehende Ruhmesſonne Bonapartes, welcher eben aus Italien zurückkam. Er war der erſte Menſch, der ſie verwirrte und unfähig machte, zu reden. Aber ihr idealiſierender Traum dauerte nicht lange. Bonaparte nahm ihr Entgegenkommen kalt und mit Mißtrauen auf. Die beiden leidenſchaftlichen Naturen konnten ſich nicht gleichgültig gegenüberſtehen; gegenſeitiges Mißtrauen verwandelte ſich nach und nach in Haß. Ihr Salon wurde verdächtig, indem Benjamin Conſtant, obſchon Bonaparte ihn in den Staatsdienſt berief, ſich alsbald darin öffentlich zur Oppoſition geſellte. Dazu kam ein Buch, das die Staël in Coppet, wohin ſie für den Sommer zurückkehrte, ſchrieb und das, wie auch überhaupt ihr Betragen, ein ſonderbares Gemiſch von Koketterie mit Bonaparte, von ſatiriſchen Anſpielungen auf ſein Gouvernement und von Kabalen gegen ſeine Macht war. Dennoch wünſchte ſie noch nicht den Sturz des Konſulats. Sie wollte nur eine große Stelle darin einnehmen und deſſen Zierde ſein, die Gefährtin des Genies Napoleons und die Muſe ſeiner Regierung, die ſein Genie den modernen Ideen zugewandt hätte. Aber Bonaparte verſtand die modernen Ideen anders als ſie. Unter ſeiner Herrſchaft war kein Platz für liberalen Enthuſiasmus. Er wollte die Revolution in ſich verherrlichen und beenden, wollte ganz Staat in allen ſeinen Formen ſein. Seine Republik war das Gegenteil von der Republik der Staël.

Er ließ es ſie hart fühlen, und ſie erklärte ihm um ſo erbitterter den Krieg, je koketter ſie mit ihm geweſen war. Im Frühling 1802 nach Paris zurückgekehrt, eröffnete ſie abermals ihren Salon; er war nie glänzender geweſen, und ihre Beredſamkeit, ihre Unterhaltung waren nie hinreißender und geiſtſprühender als jetzt. Benjamin Conſtant, bereits in Ungnade bei Bonaparte, vereinigte

ſeine bitteren Ausfälle mit den beißenden Sarkasmen der Staël. Bonaparte ließ ſich vom Zorn zu der kleinlichſten Verfolgung hinreißen und behandelte ſie geradezu als eine zu bekämpfende Macht. Sie behielt in dieſem Kampf, der zehn Jahre dauerte, das letzte Wort, und es war das einer Frau von Geiſt: „Welch eine grauſame Berühmtheit geben Sie mir," ſchrieb ſie ihm, „ich werde eine Zeile in Ihrer Geſchichte haben."

Im Mai 1802 ſtarb Herr von Staël. Sie war frei, und da ihre Leidenſchaft für Conſtant niemandem ein Geheimnis war, ſo erwartete man allgemein, ſie werde ihn heiraten. Aber trotzdem er ihr unentbehrlich war und ſie den Gedanken nicht ertragen konnte, ihn ſcheiden oder gar einer andern angehören zu ſehen, ſo konnte ſie ſich doch nicht entſchließen, ſich unauflöslich zu binden, ihn zu ihrem Herrn zu machen, ihrem Rang, ihrer Unabhängigkeit, dem Namen, den ſie berühmt gemacht hatte, zu entſagen. Benjamin ſeinerſeits war ſeiner Rolle als Liebhaber einer ſo geſuchten Frau überdrüſſig und ertrug nur ſchwer ihre Superiorität. Er ſehnte ſich, blaſiert wie er war, nach der Unterwürfigkeit einer guten, beſchränkten, legitimen Gattin. So verlangte er zwar ihre Hand, aber ohne Wärme; ſie verweigerte ſie, ohne ſich bitten zu laſſen. Sie blieben beiſammen, gegenſeitig gekränkt, nicht mehr Eifer gefunden zu haben, und litten Qualen in dieſem Zwitterzuſtand, ohne ſich daraus befreien zu können.

Die Staël wandte ſich endlich zu dem Troſt aller ſchöpferiſchen Naturen, zur Arbeit. Jetzt beginnt der größere Abſchnitt ihrer literariſchen Tätigkeit mit dem Roman „Delphine", der das Gemälde ihres eigenen Lebens und ihrer Perſönlichkeit iſt. Er weckte neben großer Bewunderung in Frankreich auch die alten Feindſeligkeiten gegen die Verfaſſerin, und als ſie, der Warnungen nicht achtend, im Herbſt 1803 ſich Paris näherte, erhielt ſie den Befehl, ſich vierzig Meilen von der Hauptſtadt entfernt aufzuhalten. Es war der erſte offene Akt der Feindſchaft Bonapartes. Sie

zog es vor zu reiſen und wählte Deutſchland, um deſſen große Genies, Goethe und Schiller, kennen zu lernen, deren Ruhm damals in vollem Glanze ſtrahlte. In Weimar traf ſie mit Benjamin Conſtant zuſammen. Um die Eindrücke, die ſie dort empfing, ſich zu vollem Verſtändnis zu bringen, fehlte ihr die Kenntnis der deutſchen Sprache; um jenen Männern näher zu treten und ihr Geiſtesleben ganz zu erfaſſen, fehlte ihr die beſcheidene Fähigkeit, den eigentümlichen Vorzug ihrer brillanten Intelligenz, die Raſchheit des Gedankens im Feuer des Geſprächs, zu unterdrücken, um jenen zuzuhören und ihre Weiſe des Denkens zu begreifen. Nichts konnte verſchiedener von der Art des geiſtigen Lebens jener Männer ſein, als das Weſen der Staël, die alles wie im Fluge in der Unterhaltung hören und lernen wollte, wobei ſie faſt immer allein ſprach und die wichtigſten Geiſtesprobleme zu Gegenſtänden des Geſprächs machte.

Von Weimar ging ſie nach Berlin, wo ſie ſich Auguſt Wilhelm Schlegel, dem Erzieher ihrer Söhne, verband, der ihr ſpäter half, ihre Ideen über Deutſchland zu erweitern und zu berichtigen. Die Nachricht von der Erkrankung ihres Vaters rief ſie in Eile nach Coppet zurück. Sie fand ihn tot. Es war der ſchwerſte Verluſt ihres Lebens. Sie benutzte den ganzen folgenden Sommer, um mit dem Kultus, den ſie von Kindheit an für ihn gehabt hatte, eine Gedenkſchrift über ſeinen Charakter und ſein Privatleben zu verfaſſen, eine rührende, einfache Darſtellung. Auch nahm ſie tapfer die Erziehung ihrer Kinder und die Verwaltung des Vermögens für dieſe in die Hand, indem ſie bei der letzteren Beſchäftigung, die ihrem Geiſt wenig zuſagte, noch im Sinne ihres Vaters zu handeln dachte.

Aber die Einſamkeit in Coppet bedrückte ſie. Um ihr zu entfliehen, reiſte ſie nach Italien, trat dort in Beziehungen zu den bedeutenden Menſchen der Zeit, was ihr ſtets mehr am Herzen lag als die Natur, wurde von der Akademie der Arkadia feierlich auf dem Kapitol empfangen und kehrte im

Sommer 1805 nach Coppet zurück. Paris war ihr noch verſchloſſen, und um ſich dieſem ewigen Eldorado ihrer Seele in Erinnerung zu bringen, ſchrieb ſie den Roman „Corinne", in dem ſie abermals in der Heldin ihr eigenes Bild malte. „‚Corinne' bleibt in der Literatur", ſagt Sorel, „als ein Meiſterſtück — es ſind zu viele Längen in der Erzählung und es iſt zu viel Mode im Stil — aber als ein ſchönes Beiſpiel des poetiſchen Genies, ſo wie man es damals verſtand. „Corinne" iſt für eine ganze großmütige, romantiſche und leidenſchaftliche Generation das Buch der Liebe und des Ideals geweſen. Es hat vielen Franzoſen Italien offenbart, hat dieſes für viele Jahre zum Vaterland der Liebenden und zu dem geträumten Ziel aller Reiſen des Glücks gemacht."

Sie verſuchte nun abermals, ſich Paris zu nähern, aber Bonaparte, ſobald er es erfuhr, bedrohte ſie ſo, daß ſie genötigt war, nach Coppet zurückzukehren. Da erſchien „Corinne" und hatte einen ungeheuren Erfolg. Die Verbannte, von Ruhm umſtrahlt, beſchloß ihr Exil ſo glänzend zu machen, daß ſelbſt ihre Verfolger geblendet würden. Coppet wurde ein Sammelplatz der geiſtreichſten Menſchen der Zeit. Frau von Staël verſuchte die ſich oft ſehr widerſtrebenden Elemente dieſer Geſellſchaft harmoniſch zu vereinen, und beſonders wurde das Theater eine bevorzugte Beſchäftigung, wobei natürlich die Staël ſelbſt und Benjamin Conſtant die Hauptrollen zu ſpielen pflegten. Das Verhältnis dieſer beiden wurde indes immer ſtürmiſcher. Benjamin war des Jochs, das dieſe deſpotiſche Liebe ihm auferlegte, überdrüſſig. Er entfloh ihm oft, kehrte aber ſtets zurück. Sein Verlangen nach einer legitimen Ehe mit einer einfachen, ihm unterwürfigen Frau, die er in einer Deutſchen gefunden zu haben glaubte, wich noch ſtets dem eiferſüchtigen Widerſtand der Staël, und die entſetzlichſten Szenen ſetzten ſich fort. Endlich unternahm die Staël, ſtets von Paris durch Napoleons Zorn ferngehalten, eine zweite Reiſe nach Deutſchland, Ende 1807, und kehrte erſt im Sommer 1808

zurück. Sie fand Conſtant mit jener Deutſchen verheiratet und geriet darüber in einen ſolchen Anfall von Verzweiflung, daß Benjamin ſich nach Coppet zurückführen ließ und einwilligte, die Verbindung noch geheim zu halten. Doch ſah nun die Staël ein, daß die Liebe auch bei ihr erloſchen ſei und daß ſie ohne den leben könne, den ſie nur noch aus Eigenliebe feſthielt. Nach und nach brach ſie mit dieſer Kette und fand ſich ſelbſt wieder. Aber ſie ſuchte ihre volle Befreiung außer ſich, d. h. in der Religion, der ſie ſeit dem Tode ihres Vaters ſich wieder allmählich zugewandt hatte, indem ſie die Theorie der Moral, wie eine Freundin ſagte, durch eine Theorie der Exaltiertheit erſetzte. Dieſe Veränderung hatte auch auf ihre literariſchen Arbeiten einen großen Einfluß, und wenn dieſe bisher nur eine Nebenſache in ihrem Leben geweſen waren, ſo wurden ſie nun zur Hauptſache. Sie ſuchte ſich nicht mehr ſelbſt darin zu idealiſieren, um geliebt zu werden, ſondern ſie gab das Beſte ihrer eigenen Seele, um veredelnd auf andere Seelen zu wirken, und indem ſie ſich über die weltlichen Intereſſen und die kleinlichen Kabalen der Geſellſchaft erhob, begründete ſie erſt ihren wahren Ruhm bei der Nachwelt.

Der Anfang dieſer neuen Lebensepoche iſt durch das Buch „Über Deutſchland“ bezeichnet. Sie erhebt ſich in ihm ſehr hoch, zeigt den Frieden der Zukunft in der gegenſeitigen Achtung der Rechte der Völker und predigt Frankreich ſowohl wie Deutſchland die Theorie des Fortſchritts, die ſich auf Vernunft und Gerechtigkeit gründet, deren Verteidigerin ſie ihr ganzes Leben hindurch geweſen war. Das Buch erſchien 1810. Mehr als je von dem Wunſch erfüllt, nach Paris zurückzukehren, hatte ſie ſich dieſer Stadt wieder genähert und ſchrieb dem Kaiſer, um eine Audienz zu erbitten. Da ſie ſich innerlich verwandelt fühlte, dachte ſie, auch andere ſeien verändert. Sie ſchickte ihm dabei ein Exemplar des Buches. Napoleon glaubte nicht an ihre Bekehrung und verdammte dieſes Buch, das die Verurteilung ſeiner Herrſchaft war. Er verbot die Veröffentlichung desſelben und befahl

der Verfaſſerin, nach Coppet zurückzukehren und daſelbſt zu bleiben.

Diesmal war es das Exil in aller Strenge. Sie ſollte nicht mehr ſchreiben, ihr Verleger war ruiniert, und — das Bitterſte — man mied Coppet. Sie glaubte ſich verlaſſen, das Ende ihres Lebens nahe, die Pforten ihres Herzens geſchloſſen. Und da gerade nahte unerwartet das Glück, das ſie früher mit ſolcher Leidenſchaft geſucht hatte. Ein junger Offizier, Albert de Rocca, kam nach Genf, um ſeine im ſpaniſchen Krieg empfangenen Wunden zu pflegen. Er beſaß alle äußeren Vorzüge mit den edelſten Eigenſchaften vereint, wie ſie die Staël noch bei keinem ihrer Freunde gefunden. Sie liebte ihn faſt vom erſten Augenblicke an, widerſtand aber der Anziehung, denn ſie war faſt doppelt ſo alt, wie er. Seine Liebe zu ihr war jedoch ſo überwältigend, daß ſie nachgab und ſich 1812 mit ihm vermählte. Doch wurde die Heirat geheim gehalten, da die Staël ihren Namen nicht aufgeben wollte und die Welt genug kannte, um zu wiſſen, daß man ihr eher einen zu jungen Geliebten, als einen zu jungen Mann verzeihen würde. Sie lernte nun endlich das lang erſehnte Glück, wirklich geliebt zu werden, kennen. Coppet wurde von neuem ein Sammelplatz geiſtreicher Menſchen, ein Ort heiterer Feſte. Sie vergaß Paris und lebte nur in der Gegenwart. Aber der Haß Napoleons verfolgte ſie auch jetzt. Viele ihrer Freunde wurden exiliert; ſie fing an, für Rocca, für ihre Kinder, für ſich ſelbſt zu fürchten. Ihre Geſundheit litt unter den Aufregungen; ſie beſchloß, zu fliehen und ſich nach Schweden zu begeben, wo ſie am Hof von Bernadotte, der ſie immer gern gehabt hatte, Schutz zu finden hoffte. Im Mai 1812 begab ſie ſich mit ihren Kindern und gefolgt von Rocca auf den Weg; zunächſt nach Petersburg, im Herzen den Korſen verwünſchend, der ihr die Heimat raubte. Sie ſchrieb: „Die Luft dieſes ſchönen Landes iſt nicht ſeine Heimatluft, wie kann er den Schmerz begreifen, daraus verbannt zu ſein?“ Hätte ſie Seherangen gehabt, ſie würde erkannt

haben, daß er ſchon in nächſter Zukunft dieſen Schmerz herber als ſie kennen lernen und daß ſie gerächt ſein würde.

In Rußland wurde ſie mit Auszeichnung aufgenommen. Alexander I. empfing ſie und entzückte ſie. Was ſie über Rußland ſchrieb, iſt bemerkenswert durch den Scharfblick, mit dem ſie Land und Leute charakteriſierte und die Emanzipation des nationalen Geiſtes in der Literatur vorausſagte, wie er ſich ſeitdem ſo glänzend betätigt hat. Von Rußland ging ſie nach Stockholm, wo ihr ebenfalls am Hof und in der Geſellſchaft der ausgezeichnetſte Empfang zuteil wurde. Dort ſchrieb ſie die zweite Partie der „Zehn Jahre des Exils", worin ſie ihre Streitigkeiten mit Napoleon, und was ſie dadurch gelitten, erzählte und ihrem Haß Ausdruck gab.

Im Juni 1813 begab ſie ſich nach England, das ihr noch immer das gelobte Land der Freiheit ſchien. Endlich kam dann die Möglichkeit, nach Paris zurückzukehren, und für kurze Zeit ſchloß ſie ſich den Bourbons an, in der Hoffnung, nun ihr geträumtes Ideal der freien Staatsverfaſſung verwirklicht zu ſehen. Sie wurde aber bald enttäuſcht. Die Illuſionen, die ſie ſich über die Verbündeten gemacht hatte, ſchwanden mit deren Siegen, und als ſie dieſe in Paris ſah. Alexander I. verlor in ihren Augen den Zauber, den er in Petersburg gehabt hatte, da ſie ihn in Frankreich als herablaſſenden Sieger erblickte. Alles, was ſie ſah, betrübte und verwirrte ſie in dieſer Umwälzung, die ſie ſo ſehr gewünſcht hatte; ihre Geſundheit fing an, darunter zu leiden und verſchlimmerte ſich noch, als ſie von Coppet, wo ſie den Sommer 1814 zugebracht hatte, nach Paris zurückkehrte. Zwar füllte ſich ihr Salon wieder, aber ſie fand in der Geſellſchaft der Reſtauration dieſelben Widerſprüche, dieſelben ihr widerſtrebenden Elemente, wie in der republikaniſchen Geſellſchaft vom Jahre III. Die Reaktion empörte ſie, und ſie verhehlte es nicht. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba verließ ſie eilig Paris und ging der Geſundheit Roccas wegen den Winter nach Italien. Dort blühte ihr ein reines Glück. „Wenn ich eine Tochter hätte," ſagt ſie in

„Delphine", „oh, wie würde ich über ihrer Wahl wachen! Wie würde ich ihr wiederholen, daß das Leben der Frau von einem Tage abhängt." Nun konnte ſie hoffen, daß dieſer eine Tag für ihre einzige Tochter, die ihre höchſte Freude und ein ausgezeichnetes Weſen war, zu deren Glück gekommen ſei. Sie vermählte ſie im Februar 1816 in Piſa mit dem Herzog von Broglie, einem durch Geiſt und Herz ausgezeichneten Mann. Was ſie durch ihr ganzes Leben angeſtrebt hatte, das Glück in der Ehe, ſie ſah es für ihr Kind verwirklicht.

In Coppet, wohin ſie im Juni zurückkehrte, beſuchte ſie der Miniſter vom Stein, dem ſie ſchon in Petersburg begegnet war, wo ſie ihm aus ihrem Buch über Deutſchland vorlas. Er war wie ſie, „erbittert über die Könige, die ihr Wort nicht gehalten hätten" und nun „als Egoiſten die Früchte eines Kampfes genöſſen, den ſie weder begonnen, noch durchgeführt hätten". Im Herbſt kehrte ſie nach Paris zurück, begab ſich mit Eifer an ihre ſchriftſtelleriſche Tätigkeit, kämpfte heroiſch gegen die überhandnehmende Krankheit, lebte geſelliger denn je und betäubte das Gefühl der körperlichen Schwäche durch die Lebhaftigkeit des Wortes und des Geiſtes. Aber in den einſamen Nächten kam die Angſt deſto quälender über ſie und endlich brach die gefürchtete Krankheit aus. Im Monat Februar 1817 fiel ſie auf einem Ball bei dem Herzog Decazes gelähmt zu Boden und erholte ſich nicht wieder. Sie ertrug die Schrecken dieſes Zuſtandes, den ſie vorahnend bezeichnet hatte: „der Verein einer noch lebendigen Seele mit einem zerſtörten Körper", mit Ergebung und noch voll Aufmerkſamkeit für ihre Freunde, beſonders für Rocca, der, ſelbſt leidend, ſie mit zärtlicher Sorge umgab. Ihr Wunſch, daß der Tod kommen möge wie das Ende des Tages, dem Schlaf ähnlich, wurde erfüllt. Am Abend des 13. Juli ſchlief ſie ein und erwachte nicht wieder.

Daß ihr Leben in eine Zeit fiel, wo ihre feurige Natur durch die Macht der Ereigniſſe zur Teilnahme an der Politik gedrängt wurde, obgleich ſie keine politiſche Frau war, war

vielleicht ein Unglück. Aber ſonderbar iſt es und ſicher ein Zeichen ihrer Bedeutung, daß ſie, die ſtets für das Ideal der Staatsformen, welche in Frankreich in raſcher Folge wechſelten, eintrat, von all dieſen verdächtigt und verfolgt wurde. Was ſie wünſchte, war niemals gewöhnlich. Sie verlangte die Reform der abſoluten Monarchie nach Art der engliſchen Verfaſſung; ſie wollte eine Republik mit einer durch Geſetze geregelten, durch Moralität bedingten Freiheit; ſie wünſchte eine geniale, dem öffentlichen Wohl geweihte Diktatur. In dieſem Sinn ſind ihre politiſchen Schriften verfaßt. In dem Buche „Considérations sur la révolution française“ verfolgt ſie durch ein Vierteljahrhundert alle Kriſen der Freiheit und bezeichnet die Freiheit als den Hauptzweck und die Erfüllung der franzöſiſchen Revolution. Es iſt die Geſchichte des Geiſtes von 1789; es iſt mehr als deſſen Geſchichte, es iſt deſſen Auferſtehung.

Das Ende der „Considérations“ enthält einige Seiten von großer Fernſicht und klingt wie das politiſche Teſtament der Staël: „Die Zukunft gehört den Völkern, und der Fortſchritt der Ziviliſation muß ihre Unabhängigkeit beſtätigen. Es iſt gegen die Natur, daß ein Volk das andere unterjoche. Die Revolution in Europa wird ſich durch die Völker und für ſie vollziehen. Sie wird die nationale Form annehmen und in dieſer Form wird ſie gegen und über alle ſiegen. Das iſt der allmächtige Lauf der Geſchichte. Nichts Dauerndes kann geſchehen, wenn es nicht aus dem allgemeinen Impuls kommt.“ —

Einer Zeitgenoſſin der Staël wollen wir hier erwähnen, die, zwar nicht durch Geburt, aber durch Erziehung, Sympathie und Gewohnheiten, ganz der vornehmen, feingebildeten, durch Geiſt, Grazie und Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Geſellſchaft in Paris angehörte, deren Leben aber auch die Miſchung von Frivolität und unbeherrſchter Leidenſchaft zeigte, welche dieſer Mitte innewohnte und aus der ſich dann nur einzelne, energiſche Charaktere lichtumſtrahlt und befreit erhoben. Es befindet ſich, wenn ich nicht irre, in Berlin

in der Gemäldegalerie das Bild einer reizenden Frau, das unter dem Namen Potocka bekannt und durch Stiche vervielfältigt worden ist. Dieses Bild ist das Porträt der Prinzeß Helene Massalsky, einer Polin von Geburt, die aus einer der ersten litauischen Familien stammt und, früh verwaist, von ihrem Onkel, der Bischof von Wilna war und sich aus politischen Gründen nach Paris flüchten mußte, zur Erziehung dahin mitgenommen und den Klosterdamen der Abbaye aux Bois übergeben wurde. Diese berühmte Abtei war das eine der zwei Klöster, denen im vorigen Jahrhundert in Paris die Erziehung der vornehmen weiblichen Jugend anvertraut wurde. Über die Art dieser Erziehung erhalten wir einen vollständigen, sehr unterhaltenden Bericht durch die kleine Prinzeß selbst, die, obgleich noch nicht zehn Jahre alt, gleich nach ihrem Eintritt den Entschluß faßte, die Ereignisse ihres dortigen Lebens aufzuschreiben. Sie belegte diese Arbeit mit dem pompösen Titel: Memoiren, und diese, deren Authentizität bewiesen ist, sind es, welche Lucien Perey (Pseudonym einer Dame) den Anstoß zu den Nachforschungen über das fernere Leben der Prinzeß und dessen Schilderung in einem interessanten Buch gegeben haben.

Von einem frühreifen Talent der Beobachtung Zeugnis gebend, sind diese Memoiren anfangs in kindlichster Naivität geschrieben, beweisen aber die raschen Fortschritte der geistigen Entwicklung des begabten Mädchens und charakterisieren oft mit sehr unehrerbietiger Schärfe Vorgänge und Persönlichkeiten der Vorgesetzten. Unter letzteren zeichnet sie jedoch mit verehrender Liebe das Bild der obersten Leiterin der Erziehungsanstalt: Madame de Rochechouart, eine grande dame im besten Sinne des Wortes, eine Frau von Geist und scharfem Verstand, die bedeutendste Person in der Abtei; sie und zwei ebenso schöne als geistreiche Schwestern, Töchter des Herzogs von Mortemart, hatten, nach der grausamen Sitte jener Zeit, sich schon vor dem fünfzehnten Jahr dem Kloster widmen müssen, damit

das Vermögen der Familie den männlichen Erben allein bliebe. Die Öde dieſes unfreiwillig übernommenen Berufs ſuchte die ſeltene Frau durch die Sorge für die ihr anvertraute Jugend auszufüllen, deren Erziehung ſie ganz nach ihrem Sinn leitete. Helene entwirft von ihr folgendes Bild:

„Sie iſt 27 Jahre alt, groß, ſchön gewachſen, hat einen zierlichen Fuß, weiße, zarte Hände, prachtvolle Zähne, große, ſchwarze Augen, einen ſtolzen, ernſten Ausdruck, ein bezauberndes Lächeln. Sie iſt ein wenig ſtreng, aber gerecht; wir beten ſie alle an und fürchten ſie; ſie iſt nicht zärtlich, aber ein freundliches Wort von ihr hat eine unglaubliche Wirkung. Man wirft ihr vor, ſtolz und ſpöttiſch mit ihresgleichen zu ſein, aber ſie iſt ſehr human und gut mit ihren Untergebenen, ſehr unterrichtet und voller Talente.“

Dieſe ausgezeichnete Frau nahm ſich mit beſonderer Zuneigung des verwaiſten Mädchens an, ließ ſie jeden Tag in ihre Zelle kommen und überwachte ſie mit mütterlicher Sorgfalt, rügte auch nie allzuſtrenge die mutwilligen Streiche und kleinen Torheiten, zu denen das heitere, übermütige Temperament die kleine Polin verleitete. Sehr unterhaltend ſind die Erzählungen all der ausgelaſſenen Neckereien, die Helene im Verein mit ihrer liebſten Freundin, Mademoiſelle de Choiſeul, verübte. Sie hatten ihr Zimmer nebeneinander und nachts, wenn alles ſchlief, huſchten die zwei jungen Kobolde durch die weiten Gänge und Räume des Kloſters und waren unermüdlich in Erfindung von allerlei Unſinn und Schelmereien. So hatten ſie u. a. einmal eine ganze Flaſche voll Tinte in das Weihwaſſerbecken an der Tür des Chors geſchüttet, ehe die Kloſterfrauen zur Frühmeſſe kamen. Da die Damen dieſe auswendig wußten, ſo war dabei keine andere Beleuchtung, als der matte Schein einer Lampe, und die frommen Frauen merkten es nicht, welche Färbung ſie ſich gaben. Erſt als der Tag anbrach, gewahrten ſie es und brachen in ein ſolches Gelächter aus, daß die Andacht dabei völlig verloren ging. Dieſe und andere, übrigens im Grunde ſehr unſchuldige Schelmſtückchen, hatten für

Helene ſonſt keine ernſten Folgen, nur daß ihre erſte Kommunion dadurch um ein Jahr hinausgeſchoben wurde und ſie noch ſo lange in der Klaſſe bleiben mußte, deren Unterrichtsgegenſtände ſie beinah auswendig wußte. Der Unterricht, der in dem Kloſter erteilt wurde, war dazu eingerichtet, vollkommene Weltdamen und tüchtige Hausfrauen zu bilden. Muſik, Tanz und Malerei wurden mit beſonderer Sorgfalt gepflegt; Deklamation und Vorleſen wurden von berühmten Lehrern, die Balletts von den erſten Tänzern der Oper gelehrt. Die Abtei beſaß ein ſchönes Theater, prächtige wertvolle Koſtüme und Dekorationen, und Theatervorſtellungen, von den Zöglingen ausgeführt, kamen häufig vor. Nachdem die unteren Klaſſen abſolviert waren und die erſte Kommunion ſtattgefunden hatte, wurden die Schülerinnen abwechſelnd in die verſchiedenen Abteilungen der häuslichen Beſchäftigung gewieſen und, ohne daß die äſthetiſchen Studien darum vernachläſſigt wurden, ſah man die Töchter der höchſten Familien Frankreichs in der Küche tätig, oder das Hausleinen ordnend, die Treppen und Schlafſäle kehrend, die Lampen beſorgend uſw. Helene, nachdem ſie endlich ihre erſte Kommunion begangen hatte, wurde zunächſt in die Apotheke des Hauſes gewieſen, und es ereignete ſich, daß man ſie am Abend auf dem Theater der Abtei hatte Eſther ſpielen ſehen in einem Kleid, das mit Perlen und Diamanten geſtickt war und an hunderttauſend Taler koſtete, und ſie am folgenden Tag in ihrem ſchwarzen Kloſterkleidchen in der Apotheke fand, Tiſanen und Kataplasmen bereitend.

Wenn dieſe Erziehung aber wirklich dazu führte, die jungen Mädchen einesteils vorzubereiten, um einem Hauswesen mit Autorität vorzuſtehen und andernteils, um in der Geſellſchaft jene Rolle zu ſpielen und den mächtigen Einfluß auszuüben, wie wir es bei den Frauen des vorigen Jahrhunderts ſehen, ſo war ſie doch wiederum nicht geeignet, die Zöglinge gegen die Gefahren jener Welt zu waffnen, außerhalb derſelben ſie von Frauen erzogen wurden, welche ihre Lockungen nicht kannten. Dazu kam die konventielle, unnatür-

liche Art, wie die jungen Mädchen verheiratet wurden. Helene erzählt davon merkwürdige Beiſpiele. So kehrte u. a. die zwölfjährige Mlle. de Bourbonne eines Tages von einem Beſuch bei ihren Eltern traurig zurück, blieb lange allein bei Madame de Rochechouart, und am folgenden Tage wurde es im Kloſter bekannt, daß ſie mit einem Grafen d'Avaux verlobt worden ſei. Auf die Glückwünſche der Penſionärinnen erwiderte ſie voll Kummer, daß der Bräutigam alt und häßlich und ſie ſehr unglücklich ſei. Dieſe Anſicht fanden die Mitſchülerinnen vollkommen beſtätigt, als ſie beim erſten Beſuch des Bräutigams ſich neugierig an das Fenſter drängten, um ihn vorübergehen zu ſehen. Sie verhehlten der Braut ihre Meinung nicht, und dieſe verſicherte, daß ſie ihn aus Gehorſam gegen ihren Vater heiraten, aber ihn nie lieben werde. Acht Tage darauf ging ſie zur erſten Kommunion und wieder acht Tage darauf wurde ſie in der Kirche getraut und kehrte noch am ſelben Tage in das Kloſter zurück, wo ſie eine prachtvolle corbeille de mariage und glänzenden Schmuck empfing und noch längere Zeit verblieb. Der Haß gegen den ihr aufgedrungenen Gatten wuchs aber immer mehr, ſo daß ſie nach einigen Jahren, als ſie in der Geſellſchaft dem liebenswürdigen Grafen Ségur begegnete, mit dieſem ein Verhältnis einging, das ihr ganzes Leben hindurch dauerte.

Geiſt und Charakter Helenens fingen an, ſich in bedeutender Weiſe zu entwickeln, und ihre Memoiren geben, wie ſchon geſagt, davon Zeugnis. Ihr Stil bildet ſich aus und verliert das Gepräge kindlichen Geplauders; ſie berichtet über ernſtere Dinge, wie z. B. den tragiſchen Tod von zweien ihrer Gefährtinnen mit einer, von ſeltenem Gefühl und Geiſt zeugenden, faſt vollendeten Ausdrucksweiſe. Während ſie aber noch mit den Aufzeichnungen ihres friedlichen Kloſterlebens beſchäftigt war, hatte ſich der Ruf ihrer Schönheit, ihres Geiſtes, ihres Ranges und Reichtums bereits verbreitet, und mehrere vornehme Damen fingen an, für ihre Söhne auf die Hand der jungen Polin zu ſpekulieren. Zu ihrem großen

Unglück war ihre mütterliche Freundin, Madame de Rochechouart, gestorben, und es war dies der erste, große Schmerz ihres Lebens, der sie zum zweiten Male verwaiste und sie, ohne den Rat und Beistand einer erfahrenen, edlen und liebenden Freundin, den geschickten Unterhändlerinnen preisgab, welche sich ein Geschäft daraus machten, eheliche Verbindungen vornehmer Häuser zustande zu bringen, um sich dadurch in die Gunst der betreffenden Familien zu setzen. Eine solche Unterhändlerin war Madame de Pailly, die Freundin des älteren Marquis de Mirabeau, Vater des berühmten Tribunen und intimer Freund des Bischofs von Wilna, Onkel Helenens, der längst in seine Heimat zurückgekehrt und dort wieder mit Ehren überhäuft worden war. Madame de Pailly handelte im Auftrag der Prinzeß de Ligne-Luxembourg, welche die Hand Helenens für ihren Neffen, den Prinzen Charles de Ligne, zu erhalten wünschte, und der Marquis übernahm die darauf bezüglichen schriftlichen Verhandlungen mit dem Bischof.

Der Prinz Charles, aus einem der vornehmsten Geschlechter der Niederlande, war der Sohn des berühmten Fürsten Karl Joseph de Ligne, des Feldmarschalls in österreichischen Diensten, welcher, seiner glänzenden Eigenschaften wegen, in Wien sowie in Versailles und Brüssel hohes Ansehen genoß und äußerst beliebt war. Schön, tapfer, großmütig, ritterlich, mit lebhafter Phantasie, feurigem Geist und scharfem Verstand begabt, voller treffender, geistvoller Einfälle, war er, bei all diesen Vorzügen, natürlich und bescheiden. Alle Memoiren der Zeit sprechen von ihm, und Menschen der verschiedensten Ansichten stimmen in seinem Lob überein. Madame de Staël beendigt die Schilderung, die sie von ihm entwirft, mit den Worten: „Wenn Sie erstaunen über das, was ich von ihm sage, was würde es sein, wenn Sie ihn selbst hörten und sähen."

Sehr streng, ja hart und lieblos von seinem Vater erzogen, wurde er der zärtlichste Vater für seinen Sohn Char-

les. Als er im Herbſt 1759, während des Feldzuges in Sachſen gegen die Preußen, die Geburt dieſes Sohnes erfuhr, rief er entzückt aus: „Ich habe einen Sohn! Oh, wie ich ihn lieben werde! ich möchte es ihm jetzt ſchon ſchreiben; wenn ich aus dieſem Kriege zurückkomme, werde ich ihm ſagen: ſei willkommen; ich wette, daß ich Dich von ganzem Herzen lieben werde.“ Dieſer älteſte Sohn blieb auch ſein Liebling, obgleich er alle ſeine Kinder zärtlich liebte. Er lehrte ihn von früh auf, was er ſelbſt am beſten wußte, nämlich ſich als Edelmann zu ſchlagen. Als Charles noch ein Kind war, nahm er ihn einmal auf ſein Pferd und, ſeine kleine Hand in der ſeinigen haltend, mit zu einem Vorpoſtengefecht mit den Preußen, und als der erſte Schuß fiel, ſagte er ihm: „Es wäre hübſch, mein Charles, wenn wir zuſammen eine kleine Verwundung erhielten,“ worüber der Kleine herzlich lachte und ſich freute.

Mit ſechzehn Jahren trat der junge Prinz ebenfalls in öſterreichiſche Dienſte und befand ſich mit ſeinem Vater bei der öſterreichiſchen Armee, da der Krieg zwiſchen Öſterreich und Preußen wegen der bayeriſchen Erbfolge ausgebrochen war, als in Paris die Verhandlungen wegen ſeiner Vermählung mit der Prinzeß Helene Maſſalsky gepflogen wurden. Man hatte den Biſchof von Wilna vermocht, ſelbſt nach Paris zu kommen, um die Sache ſchneller zur Entſcheidung zu bringen, da ſich noch mehrere Prätendenten auf die Hand der reichen Erbin einfanden. Zwiſchen ihm und der Mutter des Prinzen Charles, welche die finanziellen Angelegenheiten des Hauſes de Ligne in der Hand hatte, wurden durch die Unterhändlerinnen, die Pariſer Prinzeß de Ligne und Madame de Pailly, die Bedingungen beſprochen, unter denen, beſonders was das Vermögen der jungen Leute betraf, die Verbindung zuſtande kommen ſollte. Helenens Herz und Neigung kamen dabei nicht in Betracht; ſie war bis dahin dem Projekt entgegen, da ſie in Paris zu leben wünſchte und fürchtete, den Aufenthalt in Brüſſel und auf den Beſitzungen der de Ligne zu lang-

weilig zu finden. Man ſchickte daher einen vertrauten Abgeſandten nach Bel-Oeil, dem Landſitz, wo die Prinzeß de Ligne weilte, und die glänzende Beſchreibung, die dieſer bei ſeiner Rückkehr von dem Orte machte, und die herrlichen Blumen und Früchte, die er von da für Helene mitbrachte, ſtimmten ſie endlich dem Plane etwas günſtiger. Der Biſchof verſprach eine reiche Mitgift, und ſo kam der Kontrakt zuſtande, worauf die Prinzeß de Ligne mit ihrem Sohn nach Paris kam. Auch der Prinz Charles fühlte keine beſondere Luſt zu dieſer Heirat, aber an unbedingten Gehorſam gegenüber dem Willen der Eltern gewöhnt, erhob er keinen Widerſpruch. Der Biſchof empfing die Prinzeß und ihren Sohn zuerſt, und nachdem man ſich vollſtändig geeinigt hatte, führte er dieſe in die Abtei. Helene war auf den Beſuch vorbereitet, aber es war ihr ſehr empfindlich, daß ſie ſich dem Bewerber zum erſtenmal in ihrem einfachen Kloſteranzug zeigen ſollte, doch war hierin die Regel unerbittlich. Trotz ihrer angenommenen Zurückhaltung bemerkte ſie indes doch, daß der Prinz ſie auch in dieſem Anzug ſehr hübſch fand, und ſie entwarf ihren Gefährtinnen ebenfalls ein ſehr vorteilhaftes Bild von ihm. Drei Tage ſpäter kam auch der ältere Prinz de Ligne an und war entzückt von ſeiner künftigen Schwiegertochter, die alles tat, um ihm zu gefallen. Da Helene keine Familie in Paris hatte, wurde beſchloſſen, die Trauung in der Kapelle der Abtei zu vollziehen, worüber die Penſionärinnen entzückt waren, die außerdem auch reich beſchenkt wurden. Die Ausſteuer Helenens war fürſtlich, ihr Vermögen koloſſal, Güter, Schlöſſer, Landhäuſer in Polen mit glänzendem Einkommen, außerdem 60 000 Franken jährlicher Renten, von ihrem Oheim ihr zugeſichert. Der Kontrakt wurde in Verſailles vor der königlichen Familie und von derſelben unterzeichnet, und am 29. Juli 1779 fand die Trauung in der Abtei ſtatt. Der höchſte Adel war dabei anweſend, die Braut war reizend und ihre Haltung wurde von allen Anweſenden bewundert. Nach der Trauung begab ſich Helene in ihr Zimmer, um den Anzug zu

wechſeln, aber ehe ſie zu der Verſammlung im Sprechzimmer zurückkehrte, eilte ſie in den Chor der Kapelle, um noch einmal auf dem Grab von Madame de Rochechouart zu beten. Nach kurzem Abſchied beſtieg ſie dann die prächtige Equipage der de Ligne, die mit ſechs feurigen Pferden beſpannt war, die von den Jockeis, in roſa mit Silber geſtickten Livreen, kaum zurückgehalten werden konnten und ſie mit ihrem jungen Gatten im Galopp gen Brüſſel entführte.

In dem wahrhaft königlichen Schloß zu Bel-Oeil wurde Helene mit Feſten empfangen, die an Märchen der Tauſendundeinen Nacht erinnern, und der Glanz, der ſie hier umgab, bezauberte ſie. Die jungen Gatten ſchienen entzückt voneinander. Die Schönheit, die Grazie und der Geiſt Helenens hatten den Prinzen überraſcht und hingeriſſen. Er hatte einen ſolchen Verein von Eigenſchaften bei einem Mädchen von fünfzehn Jahren nicht erwartet. Seine Familie, ſowie der glänzende Kreis der Gäſte, die verſammelt waren, teilten ſeine Meinung, und ſogar ſeine Mutter, die ſchwer zu befriedigen war, ſchrieb nach Paris an ihre Schwägerin, welche die Heirat zuſtande gebracht hatte: „Immer von neuem muß ich Ihnen danken. Unſer Kind iſt reizend, ſanft und fügſam, durchaus nicht eigenwillig, freut ſich an allem, kurz iſt ſo, wie man es wünſchen würde, wenn man ſich ſelbſt eine Schwiegertochter zu bilden hätte.“ Auch der Fürſtbiſchof war entzückt von den Verhältniſſen, in welchen er ſeine Nichte zurückließ. Die Liebenswürdigkeit der Familie de Ligne, der feingebildete Geiſt und die Güte des Prinzen Charles ſchienen ihm das Glück ſeiner Nichte zu verbürgen, und er verließ ſie voll Zufriedenheit.

Helene lernte nun zum erſtenmal das Familienleben kennen, und zwar in der beſten Weiſe, denn unter den de Ligne herrſchten gegenſeitiges Vertrauen, Liebe und Zärtlichkeit. Unter allen Mitgliedern der Familie zog Helene ihren Schwiegervater und deſſen älteſte Tochter, Chriſtine, verheiratete Prinzeß Clary, vor, die der Vater ſelbſt ſein „Meiſterwerk“ nannte, und die in der Tat die Güte, Grazie

und Liebenswürdigkeit ſelbſt war. Sie wäre die beſte und liebevollſte Führerin für die junge Frau bei ihrem Eintritt in die Welt geweſen, aber dieſes Amt ließ ſich die Fürſtinmutter um keinen Preis nehmen. Die letztere ſpielte eine große Rolle im Haus, wenn auch nicht ganz im Herzen ihres Mannes, der, obgleich er ihr oft untreu war, ſie aber doch mit der größten Achtung und freundlichſten Aufmerkſamkeit behandelte und ihre Verdienſte anerkannte, da ſie die Verwalterin des Vermögens war, das er oft in Gefahr brachte. Ihr Charakter war nicht immer ganz leicht zu ertragen, aber die unverwüſtliche Heiterkeit und Liebenswürdigkeit ihres Gatten, die ſich auch im häuslichen Leben ganz gleich blieben, machten dieſes letztere wahrhaft ſchön und wohltuend.

Helene genoß ihr neues Leben mit Wonne. Bei den Feſten, die ihr zu Ehren veranſtaltet wurden, gefiel ſie allgemein durch ihre Heiterkeit und Anmut, und ihr Mann, obgleich weltlichen Zerſtreuungen wenig geneigt, freute ſich ihres Glücks und ließ ſie gewähren. Nach einiger Zeit wurde dieſes glänzende Leben durch eine Reiſe der beiden de Ligne nach Rußland unterbrochen; öffentlich der Vermögensverhältniſſe Helenens, aber insgeheim wohl politiſcher Zwecke halber, da die Herren über Wien gingen, wo ſie wahrſcheinlich vom Kaiſer Joſeph Aufträge für die Kaiſerin Katharina bekamen. Sie reiſten über Berlin, wurden von Friedrich II. freundlichſt empfangen und brachten vierzehn Tage auf das angenehmſte da zu. Die Briefe des älteren Prinzen de Ligne über dieſen Aufenthalt ſind hochintereſſant, und das Bild, das er von dem König entwirft, faßt ſich in den Schlußworten zuſammen: „Er iſt ein alter Zauberer, welcher alles errät und den feinſten Takt beſitzt, den man je geſehen hat.“

In Petersburg wurden ſie ebenſo wohlwollend von Katharina aufgenommen. Sie kannte den älteren Ligne ſchon längſt durch Briefe Voltaires und Erzählungen Kaiſer Joſephs, und ſie fand ihn des hohen Lobes würdig,

das man ihm ſpendete. „Der Prinz de Ligne“, ſchrieb ſie, „iſt eines der angenehmſten und leichtlebigſten Weſen, die ich je geſehen habe. Es iſt ein origineller Kopf, der tief denkt und dabei Torheiten begeht wie ein Kind. Solch eine Geſellſchaft würde mir ſehr behagen.“

Der Prinz war ſeinerſeits entzückt von Katharina „dem Großen“, wie er ſie nannte, und dank ſeiner Schilderung haben wir das lebendigſte Bild von ihr. „Man ſieht,“ ſagte er, „daß ſie mehr ſchön als hübſch geweſen iſt; die Majeſtät ihrer Stirn wird gemildert durch die Augen und durch ein angenehmes Lächeln, aber dieſe Stirn ſagt alles; man lieſt auf ihr, wie in einem Buch: Genie, Gerechtigkeit, Mut, Tiefe, Sanftmut, Ruhe und Feſtigkeit.“

Schon wenige Tage nach ſeiner Ankunft gehörte der Prinz zu den Vertrauten Katharinas, und es koſtete ihm viel, ſich von dem reizenden Aufenthalt bei ihr loszureißen. Es mußte jedoch ſein. Die Prinzen begaben ſich dann zu dem Fürſtbiſchof nach Wilna und auf deſſen herrlichen Landſitz und endlich mit ihm nach Warſchau. Nach ſechs Monaten kehrten ſie von dieſer genußreichen Reiſe zurück. Helene hatte die Zeit nicht ſo heiter unter der etwas ſtrengen Aufſicht ihrer Schwiegermutter verbracht und war nicht wenig glücklich, als ihr Gemahl und ſein Vater zurückkehrten, und als mit ihnen das glänzende Leben in Brüſſel und Bel-Oeil wieder anfing. In der Tat kann man ſich kaum eine ſchönere Exiſtenz denken, als wie ſie damals Helene in dieſer Familie zuteil wurde. Ihr Mann, deſſen Geiſtesrichtung mehr zu ernſten Beſchäftigungen neigte, hatte unter anderem eine wahre Leidenſchaft für Malerei, und trotz ſeiner Studien und ſeines Militärdienſtes hatte er Zeit gefunden, eine herrliche Sammlung von Originalzeichnungen alter und neuer Meiſter zuſammenzubringen. Er war ein feiner Kenner, zeichnete ſelbſt gut und fing an, unter der Leitung eines berühmten Meiſters in Kupfer zu ſtechen. Helene fand Geſchmack an dieſen Beſchäftigungen ihres Gatten, half ihm dabei und wurde durch ſeine Belehrung ſelbſt Kennerin. Ein Teil des

Tages verging ſo mit geiſtiger Arbeit; dann kam die Mahlzeit, welche die Familie und ſtets viele Gäſte vereinte, und den Reſt des Tages füllten mannigfaltige Vergnügungen aus. Über das ganze Leben aber verbreitete beſonders der Geiſt und die heitere Liebenswürdigkeit des älteren Prinzen ein anmutiges Licht. Brüſſel fing an, ein literariſches Zentrum zu werden, und de Ligne empfing die jungen Schriftſteller gern und half ihnen nach Kräften. Er ſelbſt hatte ein nicht unbedeutendes Talent, und hätten ihn nicht die politiſchen Ereigniſſe abgezogen, ſo würde er wahrſcheinlich Bemerkenswertes geleiſtet haben. Auch hatte er eine eigene Druckerei in Bel-Oeil eingerichtet; die dort gedruckten Schriften ſind jetzt ſelten und ſehr geſucht.

Helene war ſehr glücklich in Bel-Oeil, beſonders wenn ihr Schwiegervater daſelbſt weilte, aber der Aufenthalt in Brüſſel war nicht angenehm, und ſie erreichte endlich ihren heißeſten Wunſch, den Winter in Paris zuzubringen. Dem ernſten Sinn ihres Gemahls war das Leben dort wenig zuſagend. Er fürchtete den Vergleich mit der Eleganz und dem leichten, geiſtreichen Weſen der brillanten Kavaliere zu Verſailles. Helene dagegen war ſelig, ſich in Paris einzurichten, wo ſie faſt alle ihre Jugendfreundinnen wiederfand und bald ein glänzender Stern der vornehmen Welt wurde. Sie träumte nur von Vergnügungen und Toiletten, und die Neigung zur Koketterie fing raſch an, ſich in ihr zu entwickeln. Sie ſah ihren Mann kaum, der ſtets ernſt beſchäftigt war, ſie ſelten begleitete und mit ſeiner innerlichen, etwas deutſchen Geiſtesrichtung einen völligen Gegenſatz zu der leichten, witzigen, oberflächlichen Art der Hofleute bildete. Helene erkannte in ihrer jugendlichen Verblendung den Wert ihres Gatten nicht genug und ſie fing an, ihn langweilig zu finden. Er hatte ſie ohne Liebe geheiratet, aber ſehr bald eine zärtliche Neigung für ſie gefaßt; in Bel-Oeil hatte er ihr volle Freiheit gelaſſen, ſich zu unterhalten, obgleich er auch ſuchte, ſie für eine ernſtere Richtung empfänglich zu machen. Dies war ihm beinahe gelungen, als der

Pariſer Aufenthalt wieder alles zerſtörte. Ein ſeit langem erwünſchtes Ereignis vereinigte jedoch für einige Zeit die beiden Gatten wieder. Helene gab einer Tochter das Leben (1786), die Sidonie genannt wurde. Der Prinz Charles war ſehr glücklich und vermochte ſeine Frau um ſo leichter, nicht nach Paris, ſondern nach Bel-Oeil zu gehen, da auch ſein Vater Paris verlaſſen hatte, um einer Einladung der Kaiſerin Katharina nach Rußland zu folgen.

Die Harmonie und der Frieden, die in Bel-Oeil herrſchten, wurden plötzlich unterbrochen durch eine Inſurrektion, die im Sommer 1787 in Flandern ausbrach. Joſeph II. hatte nach dem Tod ſeiner Mutter angefangen, daſelbſt Reformen, ſowohl auf kirchlichem, wie auf politiſchem Gebiet einzuführen. Das bis zum Aberglauben religiöſe Volk ſah mit Mißvergnügen die Abſchaffung vieler allerdings äußerlicher Zeremonien, Prozeſſionen und Wallfahrten, die aber einmal in die nationalen Gewohnheiten eingedrungen waren. Die Biſchöfe widerſetzten ſich offen der Toleranz gegen die Proteſtanten; die bürgerliche Geſellſchaft war empört über den Umſturz der gerichtlichen Organiſation, durch welchen die Niederlande in eine öſterreichiſche Provinz verwandelt wurden; kurz, Kaiſer Joſeph hatte ſich alle Klaſſen der Geſellſchaft verfeindet, und die Revolution war nahe daran, auszubrechen. Die Familie de Ligne, über die Aufregung in Belgien erſchrocken, beeilte ſich, dem Prinzen Charles nach Wien zu folgen, wohin er von ſeinen militäriſchen Vorgeſetzten gerufen war, da man im geheimen die Armee zum Feldzug gegen die Türken für das Frühjahr vorbereitete. Helene war nur einmal kurze Zeit in Wien geweſen, und es hatte ihr dort nicht ſehr gefallen. Sie wäre lieber für den Winter nach Paris zurückgekehrt, wagte aber nicht, ihren Gemahl darum zu bitten, da ihn der Dienſt in Wien zurückhielt. Der Hof Joſephs II. war ſehr einfach für die damals größte europäiſche Macht, und Maria Thereſia und ihr Gemahl hatten eine große Gemütlichkeit und Ungeniertheit der Sitten eingeführt, welche Marie An-

toinette, von früh auf daran gewöhnt, mit nach Frankreich brachte, und die dort so streng beurteilt wurde.

Diesen Hof umgaben jedoch, trotz seiner Einfachheit, eine Menge der vornehmsten Personen, Fürsten, Prinzen und große Herren, die durch ihren Rang und Reichtum beinah ihrem Oberherrn gleich standen. Bei besonderen Gelegenheiten wußte dann aber auch der Kaiser dem Hofe einen wahrhaft kaiserlichen Glanz zu geben, zu dem diese Herren, besonders die ungarischen Magnaten, in ihrer kostbaren Kleidung, nicht wenig beitrugen. Außerdem war die Gesellschaft reich an schönen, liebenswürdigen, ausgezeichneten Frauen, und Joseph liebte den Umgang mit ihnen, ohne daß je eine Liebesintrige in seinem vertrauten Zirkel entstehen durfte. Ganz besonders war es der Salon der Prinzeß Kinsky, der jeden Donnerstag die ausgesuchteste Gesellschaft vereinte, in die auch Helene, durch besondere Gunst, aufgenommen wurde. Joseph fehlte nie bei diesen Abenden, und man behandelte ihn hier, von seiten der Damen, mit der größten Freiheit. Aber auch außerhalb dieses Kreises gab es die glänzendsten Vereinigungen in Menge, und die Bälle gaben Helene Gelegenheit, sich als elegante Tänzerin zu zeigen. Auch in der Musik leistete man in Wien das Vorzüglichste, und Mozart führte gerade damals seinen Don Juan zuerst auf. Trotzalledem gefiel es Helene nicht in Wien, denn sie war zu sehr Pariserin in allen ihren Neigungen. Ihr Mann hingegen, der von Kindheit auf die ersten Familien des Hofes intim kannte, fühlte sich unendlich viel wohler hier als in Paris. Er war mit all den jungen Frauen, Freundinnen seiner Schwestern, auf dem freundschaftlichsten Fuß, und ganz besonders in brüderlicher Vertraulichkeit mit der Gräfin Kinsky, Schwiegertochter der bereits genannten Prinzeß. Es war schwer, eine reizendere, liebenswürdigere, vortrefflichere Frau zu finden, als die Genannte, und ihre eigentümliche Geschichte erhöhte noch den Zauber ihrer Persönlichkeit. Ihre Heirat mit dem Grafen Kinsky war nämlich von den beiderseitigen Eltern geschlossen worden, ohne

die jungen Leute nur einmal zu fragen. Der Graf kam nur gerade zur Vollziehung der Trauung aus ſeiner Garniſon in Ungarn. Nach derſelben führte er ſeine junge Frau in ihre Wohnung, küßte ihr die Hand und ſagte: „Wir haben unſeren Eltern gehorcht; ich verlaſſe Sie mit Bedauern, aber ich muß Ihnen bekennen, daß ich ſeit langem einer Frau verbunden bin, ohne die ich nicht leben kann, und daß ich zu ihr zurückkehre.“ Eine Kutſche wartete an der Tür, der Graf ſtieg hinein und kam nie mehr wieder. Die Gräfin Kinsky war alſo weder ledig, noch Frau, noch Witwe, und dieſe ſonderbare Lage war um ſo gefährlicher, je größer die Vorzüge der jungen Frau waren. Auch glich die zärtliche Freundſchaft, die der Prinz Charles für ſie fühlte, ſehr der Liebe. Helene, mit dem feinen Inſtinkt der Frau, erriet ſehr bald, daß ein geheimes inniges Band ihren Mann mit der reizenden Gräfin verknüpfte, aber ſie konnte ihn nicht anklagen, da von beiden Seiten der größte Anſtand beobachtet wurde. Zwiſchen ihr und ihrem Mann war nach der kurzen Annäherung durch die Geburt der kleinen Sidonie wieder völlige Gleichgültigkeit eingetreten. Der Prinz hatte die beinah verächtliche Ironie nicht vergeſſen, mit der ihn ſeine Frau in Paris behandelt hatte, und es tat ihm wohl, ihr zu zeigen, daß man ihn in Wien hochſchätzte. Sie hatten ſich ja auch nicht aus Liebe geheiratet, und die Neigung, die ſich im Zuſammenleben entwickelt hatte, war wohl nicht ſtark genug geweſen, einem mächtigeren Gefühl zu widerſtehen.

So verging der Winter. Die Revolution in Flandern machte die Rückkehr nach Bel-Oeil unmöglich. Der Prinz Charles hatte Wien verlaſſen, um ſich zu ſeinem Armeekorps zu begeben. Sobald er fort war, bat ihn Helene ſchriftlich um Erlaubnis, zu ihrem Onkel nach Warſchau, wo der Reichstag verſammelt war, gehen zu können. Es wurde ihr gleich gewährt mit der Bedingung, Sidonie bei der Großmutter zurückzulaſſen, und ſie reiſte gleich darauf im September 1788 ab.

Inzwiſchen befand ſich der ältere de Ligne wieder in

Rußland, hatte die feenhafte Reiſe der Kaiſerin nach der Krim mitgemacht und war ſogar in die ruſſiſche Armee als General eingetreten, nachdem Katharina 1787 der Pforte den Krieg erklärt und mit Joſeph II. ein Bündnis abgeſchloſſen hatte. Während er aber im Lager Suwórows deſſen Untätigkeit gezwungen teilte und ſeinen Unmut auf Stückchen Papier, die uns aufbewahrt worden ſind, niederſchrieb, zeichnete ſich ſein Sohn in der öſterreichiſchen Armee ſo aus, daß der Kaiſer, der ſelbſt kommandierte, ihn zum Oberſt ernannte, ihm den Maria-Thereſia-Orden verlieh und dem Vater eigenhändig über die glänzende Waffentat des Sohnes einen Brief ſchrieb. Die Freude und Rührung des Vaters waren unbeſchreiblich; er ſchrieb einem Freund: „O mein Freund, laß mich einen Augenblick weinen und dann lies", indem er ihm den Brief des Kaiſers ſchickte. Der Brief, den er ſeinem Sohn darauf ſchrieb, iſt voll von begeiſterter Liebe und Bewunderung, und es iſt wahrhaft rührend, wie er ſich neben dem Sohn in den Schatten ſtellt. So ſagt er u. a. „Der Vater und der zärtlichſte Freund meines Charles ſind tief gerührt geweſen über die Ehre, die Du dir angetan haſt, und die alles übertrifft, was ich je in meinem Leben getan habe. Aber der General de Ligne hat verteufelt ſchwer dabei gelitten."

Helene war in Warſchau angelangt, wo der Ruf ihrer Schönheit, ihrer Grazie und ihres Geiſtes, der ihr vorangegangen war, ihr den günſtigſten Empfang bereitete. Der Hof des Königs Stanislaus Auguſt war einer der glänzendſten der damaligen Zeit; es herrſchte daſelbſt der feinſte Ton der franzöſiſchen Geſellſchaft, zuſammen mit einem orientaliſchen Anſtrich, und er war berühmt durch ſeine Vergnügungen, ſeine Liebesintrigen und die große Anzahl ſchöner Frauen, deren unwiderſtehliche Grazie, als den Polinnen überhaupt eigen, bekannt war. Helene entzückte ihre Landsleute durch ihre Eleganz, ihre Talente, ihren Geiſt und die Freude, die ſie zeigte, in ihrem Vaterland zu ſein. Ihr verödeter Palaſt, den ſie raſch zu einem der eleganteſten in

Warſchau umwandelte, wurde ein Zentrum der vornehmen Geſellſchaft. Sie gab ſich ohne Rückhalt dem Reiz der geſelligen Freuden hin, die ihr geboten wurden, und verbrachte den ganzen Winter in Polen, ohne an die Rückkehr zu den Ihrigen zu denken. Die Familie de Ligne, mit Recht über dieſe lange Abweſenheit beleidigt, beobachtete ein ſtolzes Schweigen.

Aber mitten in dem Freudenrauſch, in dem ſie als wahre Kokette keinen ihrer vielen Anbeter ausgezeichnet und nur die Huldigungen aller entgegen genommen hatte, trat eine Begegnung ein, die Helenens ganzes Leben umgeſtalten ſollte. Unter den polniſchen Großen, die verpflichtet waren, während des Reichstags in Warſchau zu verweilen, erſchien der Graf Vincent Potocki, einer der erſten polniſchen Familien angehörig, Beſitzer großartiger Güter und prächtiger Schlöſſer und einer der ausgezeichnetſten, unwiderſtehlichſten Männer des Hofes. Er war, von ſeiner erſten Frau nach kurzer Ehe geſchieden, zum zweitenmal vermählt, und ſeine Frau hatte ihm eben den zweiten Sohn geboren, als er nach Warſchau mußte und ſie, ihrer Geſundheit wegen, auf dem Lande zurückließ. Er lernte Helene kennen und wurde bald ein eifriges Mitglied ihres kleinen Hofes. Bald wurde es bemerkbar, daß Helene ihn vor allen andern auszeichnete; ihre Gewohnheiten veränderten ſich, ſie kam nur noch in die Kirche, wo ſie den Grafen zu finden wußte, ſonſt ging ſie faſt nicht mehr aus, da es ihr ſchien, als tadle er ihr allzu weltliches Leben; die glänzenden Feſte, die Kavalkaden, wo ſie, umringt von eleganten Kavalieren, ſich mit Leidenſchaft den Vergnügungen des Reitens hingegeben hatte, wurden aufgegeben. Die Liebe zog zum erſtenmal mit ſiegender Gewalt in ihr Herz ein, und in den Briefen an ihre Freundinnen verriet ſie, ohne es zu wollen, ihr Geheimnis. Der Graf war anfangs ſehr zurückhaltend, faſt kalt, nach und nach aber wurde die Annäherung größer, und es kam endlich zu einer Ausſprache, bei der Helene allerdings die Hingebendſte war, während er vollkommen Herr der Situation

blieb. Doch nahm von da an ihre Intimität in der Weiſe zu, daß er abſolut über ihr Sein und Tun herrſchte, und daß ſie ohne Zögern jedes Opfer brachte, das er verlangte. Plötzlich jedoch wurde der Verkehr durch die Ankunft der Gräfin Vincent unterbrochen, die, wieder hergeſtellt, die Ukraine verlaſſen hatte, um ihren Gemahl aufzuſuchen. Trotz aller Vorſicht des Grafen entdeckte ſie ſehr bald, wie die Sachen ſtanden. Sie vergötterte ihren Mann und weigerte ſich entſchieden, Helene zu empfangen. Dieſe, tödlich dadurch verletzt, forderte vom Grafen, daß er ſeine Frau zwinge, ſie zu ſehen und gab ſich bei dieſer Unterredung ganz der Leidenſchaftlichkeit ihres Charakters hin. Der Graf ſuchte vergebens, ſie zu beruhigen, wurde endlich auch heftig und verließ ſie im Zorn.

Außer ſich über die Art, wie er ſie verlaſſen, ſchrieb Helene ihm einen rührenden Brief, worin ſie ihm ſagte, daß ihr nun nichts mehr zum Troſt bliebe, nachdem ſie ihm alles, ſogar die Briefe ihres Mannes, geopfert, aber ſie verſicherte ihm, daß, auch wenn er ſie verließe, er ihre einzige Liebe bleiben werde. Der Brief kam ungeöffnet zurück; von der Hand der Gräfin war darauf geſchrieben, der Graf ſei nach ſeinem Gut abgereiſt. Helene war in Verzweiflung; ſie ſah voraus, daß die Gräfin ihm folgen werde, und daß dann alles für ſie aus ſei. Einer verzweifelten Eingebung folgend, ſaß ſie nach einer halben Stunde, mit nur einer ihrer Frauen, in einer Poſtkutſche und kam nach einer raſtlos durchgejagten Reiſe, kurz nach dem Grafen, in Niemirow in der Ukraine an. Er hatte Warſchau verlaſſen, um einer unerträglichen Lage zu entgehen. Die unerwartete Ankunft Helenens, ihre Schönheit, ihre Liebe, ihr Schmerz, der verzweifelte Schritt, durch den ſie ihren Ruf auf das Spiel geſetzt hatte, alles erſchütterte ihn und ſicherte Helene den Sieg über die arme Gräfin. Sie kamen überein, jeder von ſeiner Seite, die Scheidung zu verlangen. Den folgenden Morgen gingen drei Briefe ab, einer an die Gräfin, einer an die de Ligne, und einer an den Fürſtbiſchof von

Wilna. Die Gräfin weigerte ſich entſchieden, auf die Scheidung einzugehen und ſchrieb einen rührenden Brief, der aber ohne Wirkung blieb.

Für die de Ligne hatte ſich inzwiſchen vieles Wichtige zugetragen. Die Revolution in Flandern hatte größere Proportionen angenommen, und die furchtbare Aufregung, die Joſeph II., der nicht früh genug Maßregeln dagegen ergriffen hatte, darüber empfand, machte ihn ſo mißtrauiſch gegen alle, die aus Flandern kamen, daß er ſogar den ältern de Ligne beargwöhnte, teilgenommen zu haben und ihm einen harten Brief ſchrieb. Bald jedoch kam er von dem Verdacht zurück und berief de Ligne von der Belagerung von Belgrad, wo ſich dieſer befand, zurück nach Wien. Den 2. Dezember 1789 erklärten die Niederlande den Kaiſer Joſeph ſeiner Herrſchaft über ſie für verluſtig, und zwei Monate darauf ſtarb Joſeph an einer chroniſchen Krankheit, die durch die Aufregung und den Zorn verſchlimmert worden war. De Ligne war ſehr ſchmerzvoll ergriffen durch dieſen Tod und ſchrieb der Kaiſerin Katharina: „Er iſt nicht mehr, Madame, er iſt nicht mehr, der Fürſt, der den Menſchen ehrte, der Menſch, der noch mehr den Fürſten ehrte. Er ſagte mir wenige Tage vor ſeinem Tod, als ich von der ungariſchen Armee, die ich nach Schleſien geführt hatte, zurückkam: „Ich habe Sie geſtern nicht ſehen können, Ihr Land hat mich getötet — Gent, genommen, iſt meine Agonie geweſen, Brüſſel, verlaſſen, mein Tod. Welche Kränkung für mich (er wiederholte mehrere Mal dies Wort). Ich ſterbe daran; man müßte von Holz ſein, wär es nicht ſo. Ich danke Ihnen für alles, was Sie für mich getan haben. Ich danke Ihnen für Ihre Treue. Gehen Sie in die Niederlande, machen Sie, daß dieſe zu ihrem Herrn zurückkehren, und wenn Sie es nicht können, bleiben Sie dort; opfern Sie Ihre Intereſſen mir nicht; Sie haben Kinder.“

Der Nachfolger Joſephs, Leopold II., benahm ſich kalt und undankbar gegen den Prinzen de Ligne, wie gegen alle, die ſein Vorgänger bevorzugt hatte. Überhaupt befolgte

er eine ganz andere Politik und ſchloß im Juli 1790 einen Vertrag mit Preußen, wonach dieſes den Frieden mit der Pforte, auf der Baſis des status quo vor dem Kriege, vermitteln ſollte. Der Prinz Charles, der eine lange Untätigkeit vorausſah, erhielt die erbetene Erlaubnis, in ruſſiſche Dienſte zu treten, und verließ Wien, ſeinen Vater in Ungnade bei Hof und voller Schmerz über ihre Trennung zurücklaſſend. Bei der berühmten Belagerung von Ismailoff zeichnete er ſich wieder durch ſeine Kühnheit und Tapferkeit aus und war der erſte, der mit ſeiner Schar in die Stadt eindrang. Inmitten der Plünderung, des Feuers und der furchtbaren Ermordung der Türken, ſah er unter dem Tor eines ſchönen Hauſes einen reich gekleideten Knaben von drei oder vier Jahren, ganz allein, der verzweifelt ſchrie und weinte. Der Prinz hob ihn in ſeinen Armen auf, und das Kind klammerte ſich an ihn und verbarg das Geſicht an ſeiner Bruſt, um die Greuelſzenen nicht zu ſehen, die ſie umgaben. Prinz Charles, gerührt, übergab den Knaben ſicherer Obhut, ließ ihn durch gefangene Türken befragen, erfuhr, daß ſeine Mutter und die Wärterinnen ermordet waren und beſchloß, ihn zu adoptieren und nach Wien mitzunehmen.

Die Kaiſerin Katharina überhäufte den Prinzen Charles mit Ehren wegen ſeiner bewieſenen Tapferkeit, und ſein Vater vergaß die ihm von Leopold II. widerfahrene Unbill über dem Glück, das er bei den Erfolgen ſeines geliebten Sohnes empfand. Als Katharina aber Friedensverhandlungen mit den Türken anfing, nahm der Prinz Charles ſeinen Abſchied und kehrte nach Wien zurück, worüber ſein Vater ſelig war. Inzwiſchen war die Revolution in Flandern glücklich beendet, und die Prinzeß de Ligne eilte nach Bel-Oeil, um dort die Verwüſtungen der Revolution wieder gutzumachen. Gerade um dieſe Zeit kam der Brief Helenens, worin ſie die Scheidung forderte. Gerüchte über ihren Aufenthalt in der Ukraine waren nach Wien gedrungen, und die de Ligne, natürlich ſchwer beleidigt, ſchlugen es rundweg ab, auf die Scheidung einzu-

gehen. Der Graf Potocki reiſte nach Paris, um mit der Familie de Ligne durch einen Bevollmächtigten zu unterhandeln, hatte aber keinen Erfolg und fand bei ſeiner Rückkehr Helene ſehr troſtlos, auch für den Augenblick in pekuniärer Bedrängnis, da ihr Onkel, der Scheidung abgeneigt, ihr nichts zukommen ließ und ſie zu ſtolz war, vom Grafen etwas anzunehmen. Aber ſelbſt die Armut und alle anderen Opfer erſchreckten ſie nicht, wenn ſie nur der Liebe des Grafen gewiß blieb; ſie kannte nur ein Unglück: daß er ſie verlaſſen würde. Sie hatte gar nicht an der Bereitwilligkeit der de Ligne, in die Scheidung zu willigen, gezweifelt. Nun türmten ſich aber die Schwierigkeiten um ſie her auf, und ſelbſt ihr ſonſt ſo nachſichtiger Onkel verſprach ihr nur Vergebung und Vergeſſen des Vorgefallenen, wenn ſie ihrer „tollen Leidenſchaft für den Grafen“ entſagen würde.

Aber das Schickſal kam ihr unerwartet zu Hilfe. Der Prinz Charles, der in den Reihen der öſterreichiſchen Armee mit den Verbündeten gegen die Soldaten der franzöſiſchen Republik kämpfte, wurde bei einem kühnen Angriff von einer Kugel getroffen und getötet. Sein Tod erregte allgemeine Trauer, denn er war überall, ſeiner edlen Eigenſchaften wegen, verehrt und geliebt. Geradezu vernichtend aber war die Nachricht für ſeinen Vater, dem mit dem geliebten Sohn jede Freude am Leben ſchwand, und der ſich nie mehr von dieſem Schlag erholte. Der Prinz Charles ſchien ein Vorgefühl ſeines Todes gehabt zu haben, denn man fand ein genau ausgearbeitetes Teſtament, in dem er mit rührender Treue aller, die ihm nahe geſtanden hatten, gedachte, die Frau ausgenommen, die ihn verlaſſen hatte. Aus dieſem Teſtament konnte man, obgleich es mit der größten Zartheit angedeutet war, doch mit Beſtimmtheit ſchließen, daß die Dame, der ſein Herz gehört hatte, die Gräfin Kinsky geweſen war.

Helene lebte indes in tiefer Einſamkeit und Trauer in der Ukraine, auf einem der Güter des Grafen. Sie wußte,

daß man ſie allgemein für deſſen Mätreſſe hielt, obgleich ſie das nie geweſen war, und dieſer Gedanke fügte zu ihrer übrigen Traurigkeit neue Pein. Da kam die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls, und ſie, ohne dem glorreich Geſtorbenen nur einen Augenblick des Mitleids zu weihen, gab ſich ganz dem Gefühl der Befreiung und dem Egoismus ihrer Liebe hin. Es ſchien auch, als ob der Tod es wirklich übernommen hätte, ihr den Weg zu ebnen, denn zur ſelben Zeit ſtarben der zweite Sohn des Grafen und Helenens einziger Bruder, der ihr ein koloſſales Erbe hinterließ. Der Graf Potocki zeigte ſeiner Frau den Tod ihres Kindes und den des Prinzen Charles an und verſprach, ihr den älteſten Sohn zu geben, wenn ſie in die Scheidung willigen würde. Der Widerſtand der armen Frau war gebrochen; ſie gab ihre Einwilligung; auch der Fürſtbiſchof von Wilna machte keine Einwendung mehr, und ſo wurde drei Monate nach dem Tode des Prinzen Charles die Trauung mit dem Grafen Potocki in aller Stille vollzogen. Nach längerem Aufenthalt in Litauen auf den Gütern Helenens kehrten die Gatten in die Ukraine zurück, und Helene zog triumphierend in das Schloß ein, das ſie einſt in Verzweiflung betreten hatte. Die Leiden der Vergangenheit waren vergeſſen, und ſie ſchrieb ihrem Gatten, als er auf wenige Tage abweſend war: „Morgen ſehe ich Dich wieder und ſehe Dich wieder als denſelben, der Du warſt, denn ich will nicht, daß Du Dich je in der geringſten Sache änderſt; Tugenden, Talente, Geiſt, Fehler, Launen — alles iſt mir teuer. Wenn Du noch vollkommner wärſt, ſo wärſt Du nicht mehr der Vincent, um den ich alle möglichen Torheiten hätte begehen können, wenn der gütige Himmel nicht erlaubt hätte, daß alles in Weisheit ende.“

Eine ſo große, allmächtige Liebe kann vielleicht wieder unſere Nachſicht in Anſpruch nehmen, nachdem Helene unſere Sympathie durch ihr Benehmen gegen ihren edlen Mann und durch die Trennung von ihm und ihrem Kind verſcherzt hat. Aber wir dürfen ſie überhaupt nicht zu ſtreng richten, ſondern

müſſen vielmehr an ihrem Beiſpiel die Sitten der Zeit verurteilen, die unerfahrene Kinder von vierzehn, fünfzehn Jahren einen Ehebund zu ſchließen zwangen mit einem Manne, den ſie nicht kannten, den ſie kaum geſehen hatten, und dem ſie beinah unausbleiblich untreu wurden, ſobald die wahre Liebe, durch irgendeine Begegnung, in ihr Herz einzog. Für Helene ſpricht außerdem der Umſtand, daß ihr keine liebevoll ratende Mutter zur Seite ſtand und daß ihr die, welche ſie hätte erſetzen können, Madame de Rochechouart, zu früh entriſſen wurde. Doch gehört ſie gewiß zu den anmutigſten der an reizenden Frauen ſo reichen Zeit, wie es, was ihre äußere Erſcheinung betrifft, das beſagte Porträt beſtätigt. Es war kein Wunder, daß ſolche Frauen durch ihre Schönheit, ihre Grazie, ihre Eleganz und ihren Geiſt die damalige Geſellſchaft beherrſchten, ſo daß man die Zeit vor der franzöſiſchen Revolution in gewiſſer Beziehung die Zeit der Frauenherrſchaft nennen kann. Aber was bei der Ausübung dieſer Herrſchaft fehlte, das war der ſittliche Ernſt, der mit den wichtigſten Verhältniſſen des Lebens nicht frivol umgeht, ſondern Pflichten anerkennt, deren heiligem Recht auch die Gewalt der Leidenſchaft erliegen muß. — —

Indem ich noch von einer anderen Frauengeſtalt vom Schluß des 18. Jahrhunderts reden will, kann ich nicht umhin, zunächſt jene Örtlichkeit etwas eingehend zu berühren, die ſo weſentlich in die Geſchichte jener Zeit gehört und gleichſam den Hintergrund zu den individuellen Schickſalen bildet. Dieſe Örtlichkeit iſt Verſailles.

Verſailles iſt der vollkommenſte Ausdruck der abſoluten Monarchie, den wohl irgendein Ort in der ziviliſierten Welt als Charakter an ſich trägt, und ſonderbarerweiſe iſt gerade er von der Revolution verſchont worden. Die Stadt Verſailles hat kein Zentrum wie andere Städte, ſie hat eine Demarkationslinie, von der die übrigen Stadtteile ausgehen, und dieſe Linie wird von dem ſtolzen Königsſchloß mit ſeinen Parks und Gärten gebildet. Da wurde der Gedanke: „l'état c'est moi“ gleichſam perſonifiziert, und in ſtolzer

Breite, in verſchwenderiſchen Dimenſionen, ſchaut die Wohnung der Alleinherrſcher auf die Schneckenhäuſer, die ſich zu ihren Füßen angebaut haben. Schon trennt uns ein Abgrund von jener Zeit, ein Abgrund, in dem ein Blutſtrom ſtrömt und Leichen zu Haufen ſchwimmen, die, wenn es einen jüngſten Tag gibt, aufſtehen und gräßlich zeugen werden gegen jene frivole Welt des Abſolutismus, der hier das Maß ſo vollhäufte, daß der Tag des Zorns endlich hereinbrach und die unſchuldigen Häupter als Sühnopfer für die Schuldigen fällte. Das iſt es, was den Beſuch von Verſailles ſo ergreifend macht, der Gedanke an die ungeheuerlichen Geſchicke, welche die Mauern dieſes Schloſſes, dieſe ſtolzen Prachtſäle, ſahen, an den frechſten Übermut des Daſeins und das furchtbarſte Gericht, das die Weltgeſchichte aufzuweiſen hat. Es trennt uns, wie geſagt, ein Abgrund von jener Zeit, und doch iſt ſie uns noch nahe genug, um ſie uns zu vergegenwärtigen, wenn wir den Schauplatz ſo vieler Ereigniſſe durchwandeln. Iſt da nicht das Zimmer, in dem der, welcher ſich ſelbſt als Halbgott träumte, dem Schickſal aller Sterblichen verfiel, und in dem die Uhr von dem Augenblick an ſtill ſtand, als ſei die Weltordnung aufgehoben, da dieſer einzige Sterbliche nicht unſterblich war? Und iſt da nicht das andere Zimmer, in dem ſich eine kleine Tapetentür befindet, durch welche die unglücklichſte der Königinnen ſich vor der Wut des Volkes rettete, das ſie zum erſtenmal in ſeiner wahren Geſtalt ſah, nachdem ſie in den Chalets von Trianon in heiterer Illuſion ſelbſt Volk geſpielt hatte? Kann man ſich der Ergriffenheit erwehren, wenn man durch die endloſen Prachtſäle des jetzt öde ſtehenden Schloſſes wandelt und den ungeheuren Kontraſten der Geſchicke, die ſich hier vollzogen haben, nachdenkt? Und wenn man ſchließlich in den glänzenden Spiegelſaal gelangt, wo, als ein Akt tödlich ernſter Ironie des Schickſals, in noch nicht langer Vergangenheit, deutſche Fürſten und deutſche Waffen das Deutſche Reich herſtellten und die Kaiſerkrone auf ein ehrwürdiges Heldenhaupt ſetzten? Gewiß, es gibt wenig Orte, die dem Hiſtoriker und dem Philoſophen ſolchen

Stoff zum Nachdenken geben, und die unerſchöpflich reiche Porträtgalerie liefert dazu den anziehendſten Kommentar von Phyſiognomien. Weniger intereſſant ſind die Galerien, in denen der Bürgerkönig Louis Philipp ſeiner proſaiſchen Regierung ein Denkmal ſetzte durch die Schlachtenbilder aus den Algeriſchen Feldzügen, obwohl einige derſelben von Delacroix und Horace Vernet ſchön gemalt und geiſtreich komponiert ſind. Aber der Zweck dieſer Bilder iſt durchaus verfehlt, denn unwillkürlich wendet ſich alle Sympathie auf die Seite der Araber, denen man eine Ziviliſation aufdrängt, nach der ſie ſich nicht ſehnten, denen man wegnimmt, was ihnen gehörte, deren phantaſievolle Architektur man zerſtört, und deren Herzen man bis auf den heutigen Tag nicht zu gewinnen gewußt hat.

Verſailles iſt jetzt, da es auch ſeine Rolle dem deutſch-franzöſiſchen Kriege und dann der Kommune gegenüber ausgeſpielt hat, zu einem ſtillen, friedlichen Aſyl geworden, in welches ſich Rentiers, die vom Genuß ausruhen wollen, arbeitende Menſchen, denen in der fieberhaften Unruhe des Pariſer Lebens die Fähigkeit des geſunden Denkens vergeht, vernünftige Familien, die ihre Kinder in reiner Luft und fern von den ſinnverwirrenden bunten Eindrücken der Großſtadt erziehen wollen — flüchten.

Und ſie tun wohl daran, denn alle Vorteile des Pariſer Lebens ſind ihnen unverwehrt, da die Eiſenbahn, auf beiden Seiten der Seine, ſie in weniger als einer Stunde je nach Wunſch in die eine oder andere Hälfte der Rieſenſtadt trägt und ihnen bis in die Nacht hinein den Genuß von Theatern, Konzerten und Geſellſchaften geſtattet. Dagegen genießen ſie in einer ſehr angenehmen, reinlichen, luftigen Stadt alle Vorteile des Landlebens. Die meiſten Häuſer ſtehen einzeln, von mehr oder minder großen Gärten umgeben; es ſind unter ihnen prächtige, geſchmackvolle Villen mit herrlichen Parks. Aber auch da, wo die Häuſer, Straßen bildend, dicht nebeneinander ſtehen, werden ſie durch breite Alleen von der gegenüberliegenden Reihe getrennt, und dieſe prächtigen

Avenüen gehören mit zu dem vornehmen, fürſtlichen Charakter des Orts, der vom Schloß ausgeht. Außer dieſen unabſehbaren langen Alleen, die ſchon allein die angenehmſten Spaziergänge bieten, da ſie ſtets von friſcher Luft durchweht ſind, beſitzt Verſailles aber auch eine ſolche Fülle von Spaziergängen, wie ſie wenige Orte aufzuweiſen haben, vereint mit dem Vorzug, daß man nicht erſt nötig hat, ein endloſes Gewirr von übelriechenden Straßen zu durchſchreiten, ſich durch einen Höllenlärm von raſſelnden Wagen, ſchreienden Menſchen u. dgl. das Gehirn ermüden zu laſſen, ſondern daß man nach allen Seiten hin ſchnell und leicht in die ſchönſte freie Natur hinausgelangt.

Zunächſt iſt da der Garten des Schloſſes, der mit ſeinen großartigen Anlagen, ſeinen Waſſerkünſten, ſeinen Baſſins und Baumgruppen, trotz der etwas ſteifen Gartenkunſt Le Notres, gerade wie das Schloß, durch die Größe und Verachtung aller Raumbeſchränkung imponiert, wogegen der mit darin eingeſchloſſene engliſche Park von Trianon durch die unvergleichliche Schönheit der Bäume verſchiedenſter Art wahrhaft entzückt. Unter ihnen bemerkt man, nahe bei einem der Chalets von Marie Antoinette, eine Pappel, die dieſe unglückliche Königin ſelbſt gepflanzt hat, die aber von einem heftigen Sturm der Krone beraubt und zerſplittert worden iſt; ein ſonderbar zufälliges Bild für jene hart geprüfte Frau, der auch ein Sturm die Krone vom Haupte riß.

Außer dieſen weitläufigen, ſtundenumfaſſenden Parks gelangt man aber auch von allen Seiten raſch in die umgebenden Wälder, wo man auf bequemen Wegen, in wirklicher Waldesfriſche ſich ergehen und ausruhen kann und oft durch einen Fernblick auf dunkle Waldgründe und duftig blaue Höhenzüge überraſcht wird. Dieſer herrlichen Waldumgebung verdankt Verſailles ſeine geſunde, reine Luft, die es zu einer wahren Oaſis neben dem von dem Atem dreier Millionen Menſchen verpeſteten Paris macht. Zu verwundern iſt es, daß dieſer ſo viele Vorzüge vereinigende Ort nicht mehr von ſolchen Ausländern aufgeſucht

wird, die, wie beſonders die Engländer, einen geſunden, nicht zu koſtſpieligen Aufenthalt in der Fremde ſuchen, wo noch dazu, wie hier, der Vergnügungsſucht durch die Nähe von Paris jeder Vorſchub geleiſtet wird. Doch gehört auch dies zu den Vorzügen von Verſailles, daß man keine müßigen Gaffer mit Baedekers oder Murrays in der Hand herumlaufen und eine frivole Neugierde in frivoler Weiſe befriedigen ſieht. Dagegen haben ſich manche bedeutende Menſchen hierher entweder zu bleibendem Aufenthalt zurückgezogen oder kommen zeitweiſe zu kurzer Ruhe und Erfriſchung hierher; zu dieſen gehört Monſieur Bardoux, der Verfaſſer eines Buches, das zu den Ereigniſſen, die einſt auch Verſailles erſchütterten, in direkter Beziehung ſteht. Es trägt den Titel: „Pauline de Beaumont" und enthält das Leben dieſer liebenswürdigen, geiſtvollen, unglücklichen Frau, die der jetzigen Generation kaum bekannt ſein dürfte, da ſie eine von den Unzähligen war, über die der Wirbelwind der Revolution hinbrauſte, ſie bis auf die Erinnerung verwehend, wie der Frühlingsſturm, der die Blüten zu Tauſenden vom Baume reißt und zerſtreut — hätte nicht die Neigung eines genialen Mannes, Renés de Chateaubriand, ihr in ſeinen mémoires d'outre tombe ein Denkmal geſetzt, das ihr Andenken noch feſter erhalten wird, als das marmorne Denkmal, das er in Rom ihren irdiſchen Überreſten ſetzen ließ.

Pauline de Beaumont ſtammte aus einer der älteſten ariſtokratiſchen Familien Frankreichs, die in der Auvergne ihren Stammſitz hatte. Sie war die Tochter des Grafen Armand Marc von Montmorin Saint Hérem, der unter Ludwig XVI. im Miniſterium Neckers Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten war. Unter den Vorfahren Paulinens befanden ſich bedeutende Männer, großartige Charaktere. François de Montmorin, Gouverneur der Auvergne um 1572, ſchrieb nach der Bartholomäusnacht an Karl IX. den folgenden Brief, der mit Recht verdient, in der Geſchichte aufbewahrt zu werden:

„Sire, ich habe einen Befehl Ew. Majeſtät erhalten, alle Proteſtanten in meiner Provinz zu töten. Ich achte Ew. Majeſtät zu hoch, um nicht zu glauben, daß dieſer Brief falſch iſt, und im Fall, was Gott verhüten wolle, der Befehl wirklich von Höchſtderſelben ausgeht, achte ich Sie zu hoch, um zu gehorchen.“

Pauline war ſtolz auf dieſen Ahnherrn.

Armand de Montmorin, Paulinens Vater, ward mit Ludwig XVI. erzogen und blieb dieſem unglücklichen Monarchen ſo treu zugetan, daß er mit in deſſen Schickſal verflochten wurde. Von vier Kindern, die ihm ſeine Frau geboren hatte, war Pauline das jüngſte. Sie war im Kloſter erzogen, wie alle jungen Mädchen vornehmer Familien damals, und als ſie dasſelbe verließ, wurde ſie, auch nach der allgemeinen Sitte, kaum ſiebzehn Jahre alt, verheiratet, ohne den Mann, den man ihr gab, vorher gekannt zu haben. Äußerlich war es eine glänzende Heirat. Am 27. September 1786 verkündete die „Gazette de France“, daß die Majeſtäten und die königliche Familie den Ehekontrakt zwiſchen dem Grafen Chriſtophe François de Beaumont und Mademoiſelle Pauline de Montmorin unterzeichnet hätten, und am 4. Oktober zeigt dasſelbe Blatt an, daß die Gräfin de Beaumont Ihren Majeſtäten vorgeſtellt worden ſei, ein Akt, der damals beinahe ebenſo wichtig wie die Heirat ſelbſt war.

Aber das innere Glück fehlte dieſem Bund. Schon nach wenigen Monaten wurde das Zuſammenleben unerträglich, und der Graf de Beaumont ging zu ſeinen Eltern zurück; er kam noch einmal wieder, als Paulinens Vater Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten war, aber die junge Frau, die ihre geiſtigen Fähigkeiten inzwiſchen im Umgang mit bedeutenden Männern entwickelt hatte, ward empört durch die groben Inſtinkte und den Mangel an Intelligenz ihres Mannes, und dieſes Mal war die Trennung endgültig. Beaumont blieb gleichgültig bei all dem Unglück, das über Pauline hereinbrach und trat nicht von

ferne helfend ein, als ſie 1794 ganz allein und mittellos in der Welt zurückblieb. Pauline wohnte von dem Augenblick dieſer Trennung an im Hauſe ihres Vaters und war die Seele von deſſen Salon, als er Miniſter wurde und in demſelben die ausgezeichnetſten Menſchen jener Zeit verſammelte. „Es gab niemals in Frankreich," ſagt Herr Bardoux, „ausgenommen am Ende der Reſtauration, eine kräftigere Generation mit einer vollkommneren Erziehung, mit einer reiferen und für große Ereigniſſe beſſer vorbereiteten Intelligenz, als die der jungen Leute, die den parlamentariſchen Familien, der Armee, der Finanzwelt, dem höheren Bürgerſtand angehörten und 1789 kaum dreißig Jahre alt waren." Zu dieſen gehörten François de Pange, die zwei Brüder Trudaine, André Chénier u. a., eine ganze Phalanx ausgezeichneter Leute, unter denen beſonders François de Pange die größte Sympathie einflößt. Man ſagte von ihm, daß er nur ſolche Dinge ſage, die wert ſeien, aufgeſchrieben zu werden, und nur ſolche Dinge ſchreibe, die wert ſeien, getan zu werden. Er war 1787 erſt dreiundzwanzig Jahre alt, beſaß aber ſchon, neben der gefühlvollſten, zarteſten Seele, ein ausgebreitetes Wiſſen und ein reifes Urteil. Nahe verwandt mit Paulinen de Beaumont, ſtimmte er auch in ſeinen Anſichten und Neigungen mit ihr überein, und er und ſeine Freunde bildeten den engeren Kreis, in dem ſich ihre Intelligenz und ihr Kultus für die Literatur entwickelten. Derſelbe erweiterte ſich jedoch bedeutend um 1788, als Necker in das Miniſterium eintrat, und Pauline ſich an Frau von Staël anſchloß, die als Geſandtin bereits einen eigenen Salon hielt und infolge ihrer proteſtantiſchen Genfer Erziehung „den Rahmen der alten Welt durchbrach". Die Staël war erſtaunt über die Intelligenz, den Ernſt und die Zuverläſſigkeit Paulinens und liebte es, deren feinen Geſchmack bei ihren erſten literariſchen Schöpfungen zurate zu ziehen. Mehrere Jahre nach Paulinens Tod, in dem geiſtreichen Zirkel, der ſich in Coppet verſammelte, ſagte Frau von Staël bei

einem Geſpräch über die Freundſchaft zwiſchen Frauen: „Ich habe ſeit meinem Eintritt in die Welt den edelſten Charakter bewundert und geliebt; ich habe keinen großmütigeren, keinen dankbareren, keinen leidenſchaftlich gefühlvolleren gekannt. Und dies war eine Frau. Ich hielt an ihr mit allen Wurzeln, ich hätte die Freundin meines Lebens aus ihr gemacht. Ich meine Pauline de Beaumont, die Tochter des unglücklichen Montmorin, des treuen Kollegen meines Vaters."

Ebenſo an ihrem Vater hängend, wie Germaine Necker an dem ihrigen, erlebte Pauline die kurze, aber glänzende Zeit ſeines Miniſteriums bei ihm, war oft ſein Sekretär, die Vertraute ſeiner Gedanken und Teilnehmerin der harten Prüfungen, die über ihn hereinbrachen. Je ſchöner die Illuſionen geweſen waren, die noch bis in die Anfänge der Revolution hinein den glänzenden, geiſtvollen Kreis belebten, der ſich im Hotel Montmorin und in Luciennes auf dem Landſitz der Madame Pourrat verſammelte, und die den Grafen Montmorin ſelbſt mit fortriſſen und einen Verteidiger der Konſtitution und der engliſchen Ideen aus ihm machten — je furchtbarer brach die Wirklichkeit herein. Die Anklagen und Verleumdungen, welche man auf Montmorin häufte, und die grauſamen Gemütsbewegungen, die dadurch hervorgerufen wurden, gaben der Geſundheit Paulinens den erſten ſchweren Stoß. Herr Bardour entwirft, nach bisher zum Teil unbekannten Dokumenten, ein ſehr vorteilhaftes Bild vom Grafen Montmorin, welches ihn von all den Anſchuldigungen reinigt, die ſeine Feinde in die Geſchichte zu übertragen gewußt hatten. Sein Wunſch, ein wahrhaft konſtitutionelles Königtum herzuſtellen, war aufrichtig und ſeine Hoffnung groß, als er ſich auf das engſte mit Mirabeau verband. Bald aber belehrte ihn der Gang der Ereigniſſe, daß er ſich getäuſcht habe, und als Mirabeau am 2. April 1791 ſtarb, ſchwanden ſeine letzten konſtitutionellen Träume. Von nun an widmete er

all ſein Denken und Tun nur noch der Möglichkeit, das Leben des Königs zu retten.

Die Anklagen regneten jetzt aber förmlich auf ihn; man beſchuldigte ihn, bei der Flucht nach Varennes behilflich geweſen zu ſein, mit der Emigration zu verhandeln und tauſend anderer Dinge. Dabei verlor er das Vertrauen des Königs und beſonders der Königin, die hinter ſeinem Rücken, nur von Brüſſel und Koblenz Ratſchläge annahmen. Er hatte ſich vergebens bemüht, ſie von der Notwendigkeit einer feſten Handlungsweiſe zu überzeugen. Nichts konnte ſie ihrer Verblendung entreißen, und der König nahm endlich die ſchon ſo oft geforderte Entlaſſung Montmorins an. Dieſer zog ſich zu kurzer Raſt auf ſein Landgut bei Sens zurück und genoß mit ſeiner Familie und den nächſten Freunden, Trudaine und Pange, die letzten Stunden häuslichen Glücks. Aber er wurde bald gezwungen, nach Paris zurückzukehren, bemühte ſich noch einmal vergebens, den König zu retten, blieb aber dennoch hartnäckig auf ſeinem Ehrenpoſten, um Ludwig XVI. nicht zu verlaſſen, trotzdem die Gefahr ſich ihm immer drohender nahte. Endlich kam der 10. Auguſt. Durch die Kanonen und die Sturmglocke belehrt, verließen Montmorin, ſeine Frau und Pauline ihr Hotel zu Fuß und begaben ſich zu einer Freundin, und da er ſich nicht in Sicherheit glaubte, flüchtete er zu einer anderen Bekannten, die ihn bei ihrer Amme in der Vorſtadt St. Antoine verſteckte. Aber er konnte ſeinem Schickſal nicht entgehen, ward aufgefunden und am 21. Auguſt 1792 gefangen genommen. Er verteidigte ſich vollkommen vor ſeinen Richtern, aber umſonſt. Am 2. September führte man ihn vor das Tribunal, deſſen Präſident Maillard war, und das bereits die Offiziere und Soldaten, die ſich an dem Tag dem Volk ergeben hatten, hatte ermorden laſſen. Dieſem Elenden gegenüber erwachte der Ariſtokrat in Montmorin, und als man ihn ins Gefängnis zurückbringen wollte, ſagte er ſardoniſch und verächtlich zu Maillard: „Herr Präſident, da man Sie ſo nennt, ich bitte, mir einen Wagen kommen

zu laſſen." — „Sie ſollen ihn haben," antwortete Maillard und gab ein Zeichen. Ein Untergebener ging hinaus, die Mörder zu benachrichtigen, daß ſie ein ariſtokratiſches Opfer erſten Ranges haben würden und kam zurück, um zu ſagen, der Wagen ſei da. An der Tür fiel Montmorin den Mördern in die Hände, und von tauſend Wunden zerfleiſcht wurde ſein Leichnam als Trophäe vor die Tür der Aſſemblee getragen.

Die Gattin Montmorins und Pauline hatten alles erfahren. Sie verließen Paris mit der älteren verheirateten Schweſter Paulinens und deren Bruder Calixte, begaben ſich nach Rouen und von da in die Bourgogne zu der ihnen verwandten Familie des Grafen Mégret de Sérilly. Hier verbrachten ſie den Winter von 1793 in tiefer Einſamkeit. François de Pange und einige Freunde aus der Nähe kamen nachts, ihnen Bücher und Nachrichten zu bringen. Endlich wurde aber durch einen untreuen Diener die Aufmerkſamkeit des von der Konvention eingeſetzten Komitees der öffentlichen Sicherheit auf ſie gelenkt, und der Befehl kam von Paris, die Familie Mégret und eine andere vornehme Familie der Provinz, die Loménie, gefangen zu nehmen. Als die Diener der Guillotine im Schloſſe der Mégret de Sérilly ankamen, um alle Einwohner desſelben nach Paris zu führen, erſchien auch Pauline de Beaumont und verlangte, mit den Ihrigen fortzugehen. Aber ihre Bläſſe und Magerkeit waren ſo groß, daß die Agenten der Konvention ſie nur als ein Hindernis anſahen und ſie unferne vom Schloß auf der Landſtraße zurückließen.

Ihre Mutter, ihre Schweſter und ihr Bruder nebſt den Loménie wurden in den Prozeß der Prinzeß Eliſabeth mit eingeſchloſſen. Die Anklagen waren der niedrigſten, leichtfertigſten Art, und die gröbſten Irrtümer kamen dabei vor. Die Vicomteſſe de la Luzerne, Paulinens Schweſter, wurde verurteilt, weil ſie mit ihrem Mann, der in England bei der Geſandtſchaft war und nicht zurück-

konnte, eifrig korreſpondiert habe. Aber man gab ſich nicht einmal die Mühe, die Briefe, die in engliſcher Sprache geſchrieben waren, zu überſetzen, um ihren Inhalt zu kennen. Die arme Frau verfiel in ein hitziges Fieber, wurde in ein Hoſpital gebracht und ſtarb den Abend vor der Hinrichtung der übrigen. Alles iſt verabſcheuungswürdig und herzzerreißend in dieſem Prozeß. Madame de Montmorin und ihr Sohn waren heroiſch vor dem Tribunal. Am Abend desſelben Tages (21. Floreal) um ſechs Uhr wurden die Verurteilten zum Tode geführt. Ein Freund der Montmorin war in der Volksmenge und begleitete den düſtern Zug, der aus ſechs Karren beſtand, zum Platz der Guillotine. Madame de Montmorin und ihr Sohn waren im letzten Karren. Die Mutter, erſt 49 Jahre alt, ſchien 60, ihr Haar war völlig weiß. Sie war aber ruhig und froh, dieſe Welt zu verlaſſen. Calixte, erſt 22 Jahre alt, ſtand aufrecht, mit entblößtem Haupt und hielt ein Band in der Hand, welches einer Dame gehört hatte, die ſeine erſte Jugendliebe geweſen war. Als die Karren anhielten, verneigte er ſich voll Ehrfurcht vor der Prinzeß Eliſabeth und jedesmal, wenn das Meſſer der Guillotine fiel, rief er: „Es lebe der König!“ Nur als das zwanzigſte Opfer die Stufen hinaufſchritt, wollte der Ruf nicht mehr aus ſeiner Kehle, es war ſeine Mutter. Nach ihr wurde er guillotiniert.

Herr Bardoux ſagt mit Recht: „Alle Bemerkungen, alle Kommentare würden die Größe dieſes Dramas ſchwächen.“

Auf dem Schloſſe der Montmorin und der Mégret waren im Namen der Nation die Siegel angelegt. Pauline de Beaumont fand, beinah ſterbend, ein Aſyl bei einem armen Weinbauern in der Nähe von Villeneuve-ſur-Yonne, bloß von einem alten Diener ihres Vaters, Saint Germain und deſſen Frau, begleitet. In einer verfallenen Hütte lebte ſie von dem Ertrage einiger Schmuckſachen, die man in Sens für geringes Geld verkaufte. Im Winter ſchleppte ſie ſich aus dem Bett an den Herd. Zwei oder drei

Bücher waren ihre Geſellſchaft. Da erfuhr ſie nach und nach alle Schläge, die ſie getroffen hatten, das Ende der Ihrigen, das ihrer Freunde, der Trudaine, André Chéniers, Malesherbes. Aber aus der Ungeheuerlichkeit ihres Schickſals erwuchs der Armen eine Beziehung, die auf den Reſt ihres Lebens eine tröſtende und fördernde Wirkung hatte, ja man kann ſagen, die ſie noch eine Zeitlang dem Leben erhielt. In Villeneuve lebte in großer Zurückgezogenheit ein Mann mit einem ebenſo edlen wie zuverläſſigen Charakter, mit einer Intelligenz erſten Ranges, der auf ſeine Freunde den außerordentlichſten Einfluß ausübte und, wie ein geiſtreicher Mann von ihm ſagte, ein Egoiſt war, der ſich nur mit andern beſchäftigte. Es war Joubert, der jetzt erſt durch die Veröffentlichung ſeiner Gedanken und Briefe, von ſeinen Nachkommen herausgegeben, dem Publikum bekannt geworden iſt. Seit kurzem verheiratet, obgleich nicht mehr ganz jung, hörte er von den Ereigniſſen auf dem Schloß der Mégret und von dem Elend und dem Verlaſſenſein der Tochter des Grafen Montmorin. Dieſes Schickſal ergriff ihn, und er ging, an die Tür des armen Häuschens zu klopfen, in dem Pauline lebte. Während des harten Winters von 1794 wiederholte er ſeine Beſuche oft, und von der Zeit an übte der Umgang mit dieſer zarten, feinen Frau, einem Weſen ganz voll Geiſt und Grazie, aber ſo ſchwach und hinfällig, daß ein Hauch genügend ſchien, es umzuwehen — einen ſolchen Einfluß auf ihn aus, daß er ſich nicht mehr er ſelbſt ſchien, als der Tod ſie ihm raubte. Ebenſo groß war aber auch der Einfluß, den er auf Pauline ausübte; er gab der philoſophiſchen Richtung ihres Geiſtes Nahrung, gab ihr Bücher des ernſteſten Inhalts, wurde ihr eine Stütze, ein Ratgeber und der treueſte, leidenſchaftlich ergebenſte Freund. Pauline entſchloß ſich, im Winter 1794 auf kurze Zeit nach Paris zu gehen, um die wenigen Freunde zu treffen, welche die Guillotine verſchont hatte. Wie furchtbar mußte es ſie erſchüttern, dieſen Ort des Schreckens wiederzuſehen, der noch die Spuren des vielen vergoſſenen, ihr teuer ge-

weſenen Blutes trug. Das Hotel Montmorin war geplündert worden; es war nichts ſtehen geblieben, als eine Zypreſſe im Garten, die Pauline gepflanzt hatte, als ſie vierzehn Jahre alt war. Sie hatte aber die unendliche Freude, François de Pange und Madame de Sérilly wiederzufinden, die glücklich aus dem Gefängnis befreit worden war und durch die Sympathie, welche die nach Ruhe dürſtende Bourgeoiſie den Opfern der Konvention entgegenbrachte, wieder in den Beſitz ihrer Güter gelangte; ſie verheiratete ſich darauf mit Pange, mit dem ſie längſt die tiefſte Neigung verband; beide kehrten auf das Schloß Vaſſy-ſur-Yonne zurück und nahmen Pauline mit ſich, die dann ihre Bekanntſchaft mit Joubert vermittelte.

Es folgte eine Zeit der ruhigen, zärtlichſten Freundſchaft, der intimen Geſpräche, der gegenſeitigen Vervollkommnung dieſer auserwählten Seelen, von welcher Zeit Joubert ſpäter wie von einem verlorenen Paradieſe ſprach. Der Tod von François de Pange, deſſen ſeltenem Charakter und Geiſt Pauline ſchriftlich das ſchönſte Denkmal ſetzte, war ein neuer herber Schlag, der ſie traf. Er ſtarb im September 1796.

Madame de Staël war infolge der Anerkennung der Republik von ſeiten Schwedens nach Paris zurückgekehrt, und Pauline war glücklich, ſie wiederzuſehen, als die Ordnung ihrer Vermögensverhältniſſe ſie nach Paris rief. Später trat eine kleine Entfremdung zwiſchen ihnen ein und zwar wegen Benjamin Conſtant, der auf Madame de Staël trotz ihrer Überlegenheit einen ſo allmächtigen Einfluß ausübte und Paulinen dagegen vom erſten Augenblick an völlig antipathiſch war, welche Empfindung von Joubert und ihren nächſten Freunden geteilt wurde.

Es war Paulinen gelungen, ihre Scheidung von dem unwürdigen Gatten zu erlangen. Nachdem dies im Jahr 1800 erreicht war und ſie ihre Beſitzung in der Bourgogne für immer verlaſſen hatte, richtete ſie ſich in Paris in einer Wohnung in der Rue Neuve du Luxembourg ein, und hier

vereinigte ſich während zweier Jahre beinahe alle Abende die ausgewählteſte Geſellſchaft, der Überreſt jener feinen, unvergleichlichen franzöſiſchen Ariſtokratie. Joubert war auch faſt immer anweſend; dazu kamen einige neu erworbene Freunde; und in dem kleinen Heiligtume, das kaum von einer Lampe erhellt und nur von den treuen Dienern des Montmorinſchen Hauſes, Saint Germain und Frau, bedient war, wurden alle wichtigſten Fragen des Lebens mit Geiſt und Grazie diskutiert, und außer der Politik waren es beſonders Literatur und dramatiſche Kunſt, welche den leidenſchaftlichſten Anteil erregten.

Da trat im Mai 1800, von einem Freunde eingeführt, ein Mann in Paulinens Leben ein, dem alsbald der Reſt dieſes Lebens in ungeteilter Hingebung, in begeiſterter Neigung gehörte. Es war René de Chateaubriand, der aus dem Exil zurückkehrte, 32 Jahre alt, mit dem ſtolzen Kopf und der prächtigen Stirn, mit dem tiefen Blick und, wenn er es wollte, dem unwiderſtehlichen Lächeln, ſo wie ihn ein Porträt aus der Zeit darſtellt. Mit dieſem Zauberer, dem ſo viel Huldigungen im Leben zuteil wurden, kam ein neuer Geiſt auch in die abendlichen Vereinigungen bei Pauline de Beaumont. Wenn er in dem auserwählten kleinen Zirkel die noch ungedruckten Seiten von Atala und René mit ihrer flammenden Sprache vorlas, oder wenn ſeine Geſpräche mit Joubert und Fontanes ſich auf Flügeln erhoben, dann wurde der Zauber vollſtändig. Aber wenn er mit Pauline allein war, öffnete ſich ſein Herz zu innigſtem Vertrauen, und er erzählte ihr von ſeiner Jugend, von ſeinem bedrückten Verhältnis zum Vater, von ſeiner Schweſter Lucile, von den mannigfachen Eindrücken ſeines jungen Lebens in den Savannen von Amerika, in den blutigen Kämpfen der Revolution, in der Armut des Exils. Bardour ſagt: „Alles zwiſchen ihnen ſchien ſich entgegengeſetzt, von ihrer Kindheit und ihrer Erziehung an; der eine hatte in der Einſamkeit mit der Natur gelebt und hatte darin nur die Glut der Leidenſchaft genährt, anſtatt ſie zu beruhigen; die

andere hatte früh in der feinen, gebildeten, literariſchen Welt Vergeſſenheit für häusliches Unglück geſucht. Sie hatten nur eins gemeinſam: eine unheilbare Melancholie; bei René aber entſtand ſie aus dem Mißverhältnis zwiſchen einer mächtigen, ſtolzen Intelligenz, einem immer jungen und verlangenden Herzen und einer großartigen und enttäuſchten Phantaſie; bei Pauline dagegen hatte die Melancholie ihre Quelle in dem unglaublichen Unglück aller Art, in dem Bewußtſein der Ungerechtigkeit des Schickſals und in dem Vorgefühl eines frühen Todes."

„Madame de Beaumont trug in ihre Vergötterung Chateaubriands die Beſorgnis der liebenden Frau und die Uneigennützigkeit der Schwäche hinüber. Wenn ſie erſchien, in einen weißen Shawl gehüllt, ganz zart und klein, mit der Eleganz ihres Weſens, ihre Bläſſe durch den Glanz ihrer Augen erhellt, ſo hätte man dieſen dahingleitenden Schatten ſchon mit Sympathie verfolgt; aber wenn ſie das Geſpräch leitete und einen wirklichen Gebrauch von ihren Eigenſchaften, von dem Reichtum ihrer Gedanken, von der Trefflichkeit ihres Urteils machte, ſo begriff man die fruchtbare Ermutigung, die Chateaubriand durch ihr Lob empfing."

Sie wurde der Schutzgeiſt ſeines raſch ſich verbreitenden literariſchen Ruhms. Um ſein bedeutendſtes Werk „Le Génie du Christianisme" auszuarbeiten und ihm die vollendete Geſtalt zu geben, in der es erſchien, bedurfte er eines ruhigen Aufenthalts und friſcher Umgebung. Pauline verſchaffte ihm dieſe; ſie mietete in Savigny für ſieben Monate ein Haus inmitten von Wieſen, Bäumen und Parks und ging, ſich dort mit ihm einzuſchließen und ihn zur Arbeit zu begeiſtern. Sie wurde für ihn die Muſe, deren jeder Dichter bedarf, und ihrer Begeiſterung verdankt das Buch ſeine beredteſten Seiten. Für Pauline war dieſe Zeit die glücklichſte ihres Lebens, und hätte ſie ihr gebieten können, ſtill zu ſtehen, ſie hätte dieſe ſeligen Stunden feſtgehalten. Sie blieben in Savigny bis zum Dezember und „wir führten ein ſo

ſchönes Leben, daß wir den bezaubernden Plan hatten, es fortzuſetzen". Dies war jedoch nicht möglich, und Pauline kam allein und leidender als zuvor, aber immer gleich begeiſtert liebend, nach Paris in ihr kleines Heim zurück. Die Kritiken über Chateaubriands Werk, Lob ſowohl wie Tadel, regten ſie aufs höchſte auf, und der letztere, in den ſich perſönliche Angriffe miſchten, machte ſie krank. Dazu kam die Ungewißheit wegen einer Veränderung in ihres Freundes Schickſal. Er ſollte als erſter Sekretär an der Geſandtſchaft in Rom ernannt werden, und er begab ſich wirklich im Mai 1803 dahin. Paulinens Geſundheit aber nahm zuſehends ab. Ein Freund ſchrieb über ſie: „Ihre Geſundheit ſchwächt ſich mehr und mehr; ich glaube, die Quellen des Lebens ſind verſiegt; ihre Kraft iſt nur noch Aufregung, und ihr Geiſt, ſo voller Grazie, gleicht der leichten Flamme, dem glänzenden Hauch, die ſich von einem Feuer, das am Erlöſchen iſt, erheben."

Sie verließ Paris den 28. Juni, war aber ſchon ſo krank, daß ſie allen Mitleid einflößte, die ſie ſahen. Auch die von der rührendſten Freundſchaft eingegebenen Briefe Joubert's vermochten nicht mehr, ſie aufzurichten; ſie hatte nur noch einen Wunſch, den fernen Freund wiederzuſehen, und trotz der angſtvollen Widerrede aller Freunde unternahm ſie die Reiſe, die ſie nur äußerſt langſam und mit Unterbrechungen vollenden konnte. In Florenz kam ihr Chateaubriand entgegen und war entſetzt über ihren Anblick. Er führte ſie nach Rom; im Anfang ſchien das Klima ihr gutzutun, dann aber ging es raſch dem Ende zu. Nur zwanzig Tage war es ihr noch vergönnt, mit dem vereint zu ſein, den ſie zu ſehen gekommen war; aber die letzten Tage waren ſo voll tröſtenden, gegenſeitigen Erguſſes, daß ſelbſt Joubert nach ihrem Tode, als er von den erhabenen Tröſtungen hörte, die ſie von Chateaubriand empfangen hatte, ſchrieb: „Wenn man ſie gekannt hat, ſo fühlt man, daß ſie zehn Jahre Leben hingegeben hätte, um ſo friedlich und ſo beweint zu ſterben. Ich würde jetzt

untröſtlich ſein, wenn ſie die Reiſe, die mich ſo geängſtigt hat, nicht gemacht hätte."

Am 4. November 1803, nach heroiſch überſtandenen Leiden, endete dieſe ausgezeichnete Frau ein Leben voll ſo furchtbarer Prüfungen, wie ſie wenigen Sterblichen zuteil werden. Chateaubriand beſtattete die Freundin, wie es ſich für die Tochter des Grafen Montmorin und den letzten Sprößling einer edlen und unglücklichen Familie gebührte, und verlangte nur zwei Dinge, die ſeinem Herzen Ehre machen: die alten, treuen Diener, Germain und Frau, in ſeinen Dienſt zu nehmen und Paulinen ein Denkmal auf ſeine Koſten ſetzen zu dürfen. Das letztere befindet ſich heute noch in der Kirche San Luigi dei Franceſi in Rom, und wer es ſieht, wird ſich der tiefſten Rührung nicht erwehren können beim Anblick der zarten Geſtalt, die nicht geſchaffen ſchien, um ſolche Stürme auszuhalten. Chateaubriand verkaufte alles, was er hatte, um das Monument zu bezahlen; aber dreißig Jahre ſpäter ſetzte er ihr ein anderes, unvergänglicheres in ſeinen Memoiren. Monumente aber, wenn auch nicht aus Marmor und nicht in Wort und Schrift, blieben ihr errichtet in den Herzen aller derer, die ſie gekannt hatten, ganz beſonders in dem treuen Herzen Joubert's, der ihren Verluſt nie überwunden hat und ſie bis an ſein Lebensende beweinte. —

Wir kommen nun zu dem neunzehnten Jahrhundert, und wenn wir da Frauen in weniger leidenſchaftlichen und ungleichen Konflikten und in ruhigeren bürgerlichen Verhältniſſen antreffen, ſo äußert ſich da auch die Perſönlichkeit anders und auf anderen Gebieten, teils auf dem häuslichen, Liebe gebend, teils auf dem literariſchen, Ruhm erwerbend, aber immer noch als Ausnahme, außerhalb des Geſetzes.

Ein vor nicht langer Zeit erſchienenes Buch bringt uns ein Leben zur Kenntnis, das gewiß wenigen bekannt iſt, weil es im Schatten des Ruhmes des Gatten dahinfloß, ohne den eigenen hohen Wert anders als in der Verherrlichung des ſeinen vor die Öffentlichkeit zu bringen. Lamartine

erging es längere Zeit, wie es Schiller eine Weile erging. Beide traten für einige Zeit etwas zurück in der Beachtung und Schätzung der Nachwelt vor den glänzenderen Gestirnen, die neben ihnen leuchteten: Goethe und Victor Hugo. Aber so wie man in Deutschland wieder gerecht wurde und zu den beiden schönsten Sternen der deutschen Literatur mit gleicher Verehrung aufschaute, so fängt man auch in Frankreich wieder an, Lamartine die ihm gebührende, liebevolle Anerkennung zu zollen und seine reine, edle Poesie mit der Erquickung zu genießen, mit der man sich an frischer Quelle labt.

Dabei wendet sich auch die Erinnerung zu seiner Frau, deren Leben so innig mit dem seinen verschmolzen war, so daß man es nicht erzählen kann, ohne auch die Gestalt des Dichters wieder vor unserem geistigen Auge zu beleben. Denn Frau von Lamartine hat nicht das Schicksal anderer Frauen genialer Männer gehabt, wie z. B. Madame de Chateaubriand, Lady Byron, Frau Carlyle. Diese wurden verlassen, verkannt, mißhandelt, nicht so Frau von Lamartine. Sie wurde bis an das Ende geliebt, geschätzt und von ihrem Gatten in seinen Schöpfungen und Briefen geschildert und verherrlicht. Sie blieb seine teilnehmende Gefährtin im Glück und seine Stütze in den großen Kämpfen seines Lebens und im Unglück.

Sie war jedoch nicht seine erste Liebe. Die reizende Erzählung von „Graziella", dem Fischermädchen auf der Insel Procida im Golf von Neapel, zeigt uns das anmutsvolle Bild derjenigen, die das Herz des Jünglings zuerst schlagen ließ. Dann kam die große Leidenschaft für jene Julie, die er unter dem Pseudonym Elvira feierte, als der Tod sie ihm entrissen hatte. An dem schönen See von Bourget in Savoyen, wo er mit ihr die Seligkeit der Liebe genossen, irrte er im Jahre 1817 schmerzerfüllt allein umher, während Julie in Paris, fern von ihm, in unheilbarer Krankheit, der sie auch im Dezember des Jahres erlag, dahin siechte. Der tiefe Seelenschmerz des Dichterjüng-

lings fand ſeinen Ausdruck in dem ſchönen, rührenden Gedicht „Le lac“, das, aus den Tiefen eines verwundeten Herzens entglommen, mit ſeiner den Schmerz verklärenden Muſik, mit der Harmonie ſeines durch Natur, Liebe und Leiden erregten Wohllauts die Herzen, vorzüglich der Frauen, zur Begeiſterung hinriß und der Anfang einer neuen Poeſie in Frankreich wurde.

Aber ehe ihm Ruhm und Troſt aus den Kindern ſeines Schmerzes erwuchs, litt er mehrere Jahre lang an dieſer tiefen Herzenswunde, während er bald auf dem Lande bei Mâcon, auf dem Gut ſeiner Eltern in der Einſamkeit, bald in Paris im Geräuſch der Welt nach dem Eintritt in die Diplomatie ſtrebend, zwiſchen Hoffnungen und Enttäuſchungen hin und her geworfen, lebte. Das Herz, das ſtill mit ihm litt, um ihn ſorgte, für ihn hoffte und ihn vergötternd liebte, war das ſeiner Mutter, einer ganz einzigen, durch Schönheit und edelſte Geiſtes- und Gemütsgaben ausgezeichneten Frau. Lamartine hatte, wie viele bedeutende Männer, die Erbſchaft des Genies von der Mutter erhalten. Er glich ihr ganz, auch im Äußeren. Ein Bild von ihr, das ſie in ihrer hohen Schönheit und Grazie, im einfach edlen, beinahe klöſterlichen Anzug darſtellt, folgte dem Sohn überall und hing ſtets vor ſeinen Augen, wenn er dichtete, arbeitete oder betete, wie eine Schutzheilige, die ihn begeiſterte und behütete. Und dieſes Bild war auch das ſeine. Die Mutter hatte ihm alles gegeben, ihr Blut, ihr Leben, ihre Seele, ihre Grazie, ihre Schönheit, ihre Nobleſſe, ihren Glauben, ihre Poeſie. Er widmete ihr einen wahren Kultus, ihr und ihrem Tagebuch, in dem ſich ihr ganzes Leben widerſpiegelte. Dieſe Erzählung ihrer Freuden, ihrer Schmerzen, ihrer Mutterliebe und ihrer Mutterſorgen, dieſe intimſte Offenbarung ihrer ſchönen, tiefen, edlen Seele, war ein Heiligtum für ihn, das er ſorgſam aufbewahrte, als ſie, die es geſchrieben, nicht mehr war.

Dem Schmerz aber, den auch ſie nicht lindern konnte, nahte endlich der Troſt von anderer Seite. Lamartine kehrte

nach mehreren Jahren an den See von Bourget zurück, wo ihn die schönsten und schmerzlichsten Erinnerungen seines Lebens umgaben. Dort lebte in einem alten Schloß, in entzückender Umgebung, eine vornehme savoyische Familie de Pierre, die während der Zeit der französischen Emigration in England die Gastfreundschaft der angesehenen Familie Birch genossen hatte. Nach ihrem Besitztum bei Chambéry zurückgekehrt, wurde die inzwischen verwitwete Madame Birch mit ihrer einzigen Tochter Marianna, welche die englische Reiselust in den verschiedenen Ländern Europas umher führte, eingeladen, um auch ihrerseits die Gastfreundschaft des savoyischen Hauses, in dem sich die beste und gebildetste Gesellschaft Chambérys vereinigte, zu genießen. Cesarine, die älteste Schwester Lamartines, eine berühmte Schönheit, war an einen savoyischen Edelmann, den Grafen de Vignet, verheiratet und verkehrte auch in dem Hause der de Pierre. Sie lernte daselbst Marianna Birch kennen und wurde aufs höchste von den inneren und äußeren Vorzügen derselben gefesselt. Ihr Schwager Louis de Vignet, ein intimer Freund Lamartines, las öfter Gedichte von diesem in dem geistvollen Zirkel des Schlosses vor und gab dabei eine begeisterte Schilderung von dem Poeten. Die Phantasie der jungen Engländerin entflammte für die Poesie des Unbekannten. Ihr hoch gebildeter, für Kunst und Poesie empfänglicher Geist wußte alles Schöne und Erhabene zu schätzen. Sie war eine treffliche Musikerin und liebte vor allem die Musik Beethovens. Ihre Reisen in Italien hatten ihr Malerei und Bildhauerei lieb gemacht. Sie war im strengen Protestantismus erzogen, aber ihr frühreifer Geist ließ sie die religiösen Fragen mit tiefem Ernst durchdenken und, abgestoßen von den Streitigkeiten der Protestanten und der nüchternen Moral der schottischen Kirche, der sie durch ihren Großvater angehörte, neigte sie zum Katholizismus, der ihrem künstlerischen, poetischen Empfinden mehr Nahrung gab. Sie hatte bereits in ernsten inneren und äußeren Kämpfen mit Tradition und Um-

gebung dieſe Bekehrung in ſich vollzogen, als die religiöſe Poeſie des beſtrickenden Dichters dazu kam, um ſie zu vollenden.

Endlich erſchien nun dieſer Dichter ſelbſt, in dem milden Glanz ſeiner melancholiſchen Jugendſchöne, in dem Zauber, den Liebe und Poeſie um ihn gewoben, und was ſeine Gedichte begonnen hatten, vollendete ſeine Erſcheinung. Marianna kannte das Geheimnis ſeines Lebens aus ſeinen Gedichten, ſie wußte, daß ſie nicht die erſte ſein würde, aber wie hätte ſie unter dieſen Umſtänden nicht die zweite ſein mögen? Sie liebte ihn vom erſten Augenblick an mit der Liebe, die in einem Frauenherzen nur mit dem Tode endet. Lamartine war bald der tägliche Gaſt im Hauſe der de Pierre. Seine Schweſter Ceſarine wünſchte ſeine Verlobung mit der jungen Engländerin, aber deren Mutter, eine ſtrenge Proteſtantin, hatte Einwendungen gegen die Verbindung wegen der Religion, da die Tochter aus Furcht, die Mutter zu betrüben, ihre Bekehrung noch nicht öffentlich gemacht hatte. Die Familie de Pierre war zur Badeſaiſon nach Chambéry gekommen und wohnte im Hauſe eines alten Botanikers, der die Flöte ſpielte. Der junge Dichter hatte ſich die Freundſchaft des Alten erworben, unterhielt ſich gern mit ihm über Pflanzen und göttliche Dinge, und der Greis, der die Liebe des jungen Mädchens kannte und ihre Seele durch die Heirat zu retten hoffte, machte ſich zum Verbündeten dieſer Liebe. Wenn die widerſtrebende Mutter ausging und die Tochter allein ließ, ging er an das Fenſter, ſpielte auf der Flöte, und dann eilte der Dichter durch die Melodie benachrichtigt herbei, um mit Marianna die Mittel zu beſprechen, durch die man den Widerſtand der Mutter beſiegen könne.

Dieſe aber blieb unbeugſam und reiſte mit der Tochter nach Turin, um die Verbindung abzubrechen. Lamartine kehrte nach Mâcon zu ſeiner Mutter zurück und vertiefte ſich in poetiſche Schöpfungen, die endlich unter dem Titel: „Méditations“ erſchienen und ſich um den „Lac“ gruppier-

ten, der den Grundton des Ganzen, die zarte, melancholiſche, tief religiöſe Klage um ein verlorenes einziges Glück in melodiſchen Rhythmen enthielt. Der kleine Band, der ohne den Namen des Autors erſchien, erregte allgemeine Begeiſterung. Ganz Frankreich lauſchte den Tönen dieſer neuen Poeſie. Die Jugend, die Frauen, die Männer der Politik, die Greiſe — alle waren gerührt und hingeriſſen. Nach den furchtbaren Realitäten der Revolution, nach der Dürre des Kaiſerreichs auf dem Gebiete der Poeſie, hatte man Sehnſucht nach der Poeſie des weicheren Empfindens, nach dem jugendlichen Quell, aus Liebe und Leid entſprungen. Der Erfolg war ein unermeßlicher. Der Dichter ſelbſt blieb am wenigſten ergriffen davon, deſto glücklicher machte derſelbe ſeine Mutter und diejenige, die in dieſem Erfolg ihr eigenes Empfinden beſtätigt fand und die Gewißheit ihres Glückes dadurch erhoffen durfte. Sie wußte, daß ſie die ſein würde, welche der Dichter ſich zur Tröſterin erbeten hatte in den Worten im Lac: „Vielleicht, daß die Zukunft mir noch die Rückkehr jenes Glücks vorbehielt, deſſen Hoffnung verloren iſt. Vielleicht, daß in der Menge eine Seele, die ich nicht kenne, meine Seele verſtanden und mir geantwortet hätte.“

Und ſo kam es. Der Erfolg des Buches verſchaffte dem Dichter zugleich Ruhm, eine Anſtellung bei der Geſandtſchaft in Neapel und die Einwilligung der Mutter Mariannens zur Heirat.

Am 6. Juni 1820 wurde die kirchliche Trauung in Chambéry vollzogen. Die Mutter Lamartines ſagt in ihrem Tagebuch, in dem ſie über dieſes Ereignis ſpricht, von der Braut: „Es iſt unmöglich, eine Haltung zu ſehen, die mehr Würde, Demut und Grazie und einen Ausdruck größerer Frömmigkeit hätte.“

Das junge Paar eilte, ſein Glück in Italien im Genuß von Natur und Kunſt doppelt zu genießen. Beide kannten das herrliche Land bereits; beiden lächelten dort heitere Jugenderinnerungen. Von Rom ſchrieb der Dichter an eine alte Freundin: „Ich finde, daß meine Frau die denkbar ge-

eignetſte der Frauen für mich iſt; damit ſage ich Ihnen, daß ich auch hoffe, ein guter Mann für ſie zu ſein."

Seine Pflicht rief ihn nach Neapel, und dort gründeten ſie ſich das herrlichſte Heim, ſowie ein reizendes Idyll im Sommer auf der Inſel Iſchia.

Auf dem entzückenden Eiland floſſen ihnen die Stunden in einem Traum von Liebe und Poeſie dahin, und abermals ſchrieb er an einen Freund: „Ich ſegne Gott, ich bin glücklich. So viel kann eine gute, zärtliche, liebenswürdige, anbetungswürdige Frau in meinem Leben."

Eine Steigerung dieſes Glückes erfolgte noch durch die Geburt eines Knaben in Rom, wohin die Gatten zurückgekehrt waren. Er wurde in St. Peter getauft, und der glückliche Vater ſchrieb: „Das iſt ein ſchöner Anfang in der Welt und wird eine ſchöne Erinnerung ſein." Aber die Geſundheit der jungen Mutter verlangte eine zeitweilige Rückkehr nach Savoyen und da, in ländlicher Zurückgezogenheit, im Genuſſe reinſten Familienglücks, ſchrieb der Dichter an dem zweiten Teil der „Méditations", die bald darauf entflattern ſollten, um, gleich zurückgebliebenen Tauben, ihre Schweſtern, die erſten Méditations, einzuholen, in denen „ſich mein Herz entlud, das jetzt ſo glücklich iſt, aber treu an ſeinen Erinnerungen im Grabe feſthält". Die Geburt einer Tochter brachte neue Freude, neues Glück. Der Dichter wollte ihr den Namen der einſt ſo Heißgeliebten, nie Vergeſſenen geben, und die nun ſeiner Liebe gewiſſe Gattin nahm ihn an, nur änderte man das Julie in Giulia, und der Dichter ſagte ſpäter darüber in ſeinem Gedicht:

„Damit ihr Name ſüßer im Hauſe klinge —
Mit melodiſchem Klang haben wir ſie getauft."

Doch ein wolkenloſes Glück hat keinen Beſtand. Nach einiger Zeit ging der junge Haushalt nach London in das Haus der Großmutter Birch, und Frau von Lamartine war glücklich, den Freunden und Verwandten in England ihre zwei ſchönen Kinder zeigen zu können. Leider aber

erkrankte nach einiger Zeit der kleine Alphonſo, der nach ſeinem Vater getauft, auch ſo ſehr deſſen Ebenbild war, daß die zärtliche Mutter ihn ſchon im Geiſte mit gleichem Dichterruhm gekrönt ſah, wie den Vater. Ungeachtet alles deſſen, was die beſorgten Eltern unternahmen, um ihn herzuſtellen, ſiechte, der ſo blühend, ſchön und lebensvoll geweſen war, dahin, und als man nach Paris zurückkehrte, ſtarb er nach kurzer Zeit. Die Liebe zu dem Gatten und zu der kleinen Tochter hielt die junge Frau aufrecht in ihrem gerechten Schmerz. Der Dichter ſuchte Troſt in ſeiner Kunſt. Er bearbeitete einen große Gedanken erweckenden Gegenſtand, den Tod des Sokrates. Seine Frau hatte den Mut, ſich der Arbeit zuzugeſellen, indem ſie Auszüge aus Plato für ihn machte.

Aber das Unglück war eingekehrt in der edlen Familie. Die geliebte Schweſter Lamartines, Ceſarine, ſtarb, und bald darauf folgte ihr eine zweite Schweſter.

Diesmal war es ſein Childe Harold, dem Andenken Byrons gewidmet, bei dem ihm der Schmerz zur Muſe wurde. Seine Frau half ihm auch diesmal bei den Vorarbeiten mit dem Aufſuchen der dazu nötigen Dokumente. Der Dichter ſchrieb nach Beendigung der Dichtung: „Schwankende Geſundheit; von allen Seiten Unangenehmes, Trauriges, Enttäuſchungen über alles und von allem; außer von meiner Frau, die immer ganz vollkommen iſt.“

Endlich wurde Lamartine zum Geſandtſchaftsſekretär in Florenz befördert. Er wäre lieber in Saint-Point geblieben in der poetiſchen Einſamkeit, wo er volle Muße hatte, aber ſeine Frau hatte recht: die poetiſche Umgebung, die er ſuchte, fand er in Florenz. Er wurde ſchnell der Liebling und Freund des Großherzogs von Toskana, unter deſſen Regierung ſich damals dieſer Staat eines blühenden, friedlichen Zuſtandes erfreute. Der Fürſt empfing den Dichter jeden Tag in ſeiner Bibliothek und unterhielt ſich mit ihm. Er wurde an dieſem kunſtliebenden Hof geehrt, wie einſt Taſſo am Hof zu Ferrara. Auch war Lamartine hier im vollen

Strom lyriſcher Begeiſterung. Es entſtanden die „Harmonien", die der Ausdruck des Glückes ſind, das ihn durch ſeine Frau, durch ſeine in Schönheit, Anmut und Geiſt erblühende Tochter Giulia, unter dem leuchtenden Himmel Italiens, aufs neue umfing. Leider endete ſeine diplomatiſche Miſſion, die er mit dem größten Erfolg durchgeführt hatte, unerwünſcht bald, und er kehrte mit den Seinen nach Saint-Point zu der Mutter zurück, in deren Sphäre die religiöſe Richtung ſeiner Poeſie einen erneuten Aufſchwung erhielt.

Jetzt nahmen ihn auch die politiſchen Ereigniſſe in Anſpruch. Es war das Jahr 1829; er ſah den Sturz der Monarchie voraus. Man berief ihn nach Paris in das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten. Er ließ die Seinen auf dem Lande bei der Mutter, die mit ihrer Schwiegertochter im zärtlichſten Einvernehmen lebte und ſie gleich einer eigenen Tochter liebte. Gerade in dieſe Zeit der Trennung fiel der Tod ſeiner Mutter. Durch einen Unfall beim Baden wurde dieſe ſchwer verletzt, und die beſtürzte Schwiegertochter ſchrieb dem treueſten Freunde ihres Gatten, dieſen auf den herben Verluſt vorzubereiten. Die edle Frau ſtarb mit der Freudigkeit eines religiöſen, wahrhaft gläubigen Gemüts. Der Sohn war bis in das innerſte Herz getroffen. Sie war noch ſo blühend, ſo kräftig geweſen; ſein ganzes Gemüts- und Geiſtesleben war mit dem ihrigen ſo verwebt, daß es ihm ſchien, als ſei für ihn die Freude am Leben dahin. Man hatte ſie vorläufig auf dem Kirchhof bei Mâcon beigeſetzt; der Sohn aber wußte, daß es ihr Wunſch geweſen war, auf Saint-Point, wo ſie ſo glückliche Tage im Kreiſe ihrer Kinder verlebt hatte, zu ruhen. Sie war Ende November geſtorben. Einen der erſten Tage des Dezember ließ er den Sarg wieder aus der Erde nehmen, um ihn dorthin zu bringen. Starke Männer trugen den Sarg auf den Schultern, und er, in ſeinen Mantel gehüllt, folgte. Er hatte nicht einmal die Begleitung ſeiner Gattin gewollt. Allein mit ſeinem unergründlich tiefen Schmerz, wollte er die teueren Überreſte zur letzten Ruhe an die Stätte ihrer Wahl geleiten.

Der Weg, bedeckt mit Eis und Schnee, zog ſich bergan und war nicht ohne Mühe zurückzulegen. Erſt am Abend kam der ſchweigende Zug in Saint-Point an; der Sarg wurde in das Zimmer der Mutter auf ihr Bett geſetzt, und der Sohn wachte dabei die Nacht hindurch. Am folgenden Morgen ließ er ſie in der Kirche einſegnen und vorläufig auf ſo lange beiſetzen, bis die Kapelle fertig ſein würde, die er ihr zum Monument errichten wollte. Dann blieb er mehrere Tage lang einſam, um ſeine Faſſung wieder zu gewinnen.

Aber das Leben überließ ihn ſeiner Trauer nicht lange. Im April 1830 wurde er als Mitglied in die Akademie aufgenommen. Die ausgeſuchteſte Geſellſchaft, die vornehmſten, liebenswürdigſten Frauen der Ariſtokratie bildeten das Auditorium und ſahen mit geſpanntem Intereſſe der Einführung des ſchönen, edlen Dichters entgegen. Unter ihnen war eine, deren Antlitz von Glück ſtrahlte und deren Blicke unverwandt auf dem geliebten Mann ruhten. Dagegen fehlte eine, die dieſen Tag ſo heiß erſehnt hatte, die Mutter; und ihr galten die erſten Worte in der ſchönen Rede des Dichters.

Im Juni desſelben Jahres 1830 erſchienen die „Harmonien“. Frau von Lamartine genoß in ihnen die Erinnerung an die glücklichen Zeiten in Italien, an die erſte Zeit ihrer Ehe und las mit innigſter Erhebung das herrliche Gedicht „Das Grab der Mutter“.

„Glücklich der Mann, dem Gott eine heilige Mutter gab;
Wer kann auf ihrem Grabe zweifeln?“

Die Nachricht vom Ausbruch der Julirevolution traf die Gatten in Aix. Lamartine hatte ſie vorausgeſehen. Er war eben zum Geſandten in Athen ernannt worden; welche lockende Ausſicht für den Dichter! Aber nach der politiſchen Umwälzung bedachte er ſich keinen Augenblick und, obgleich er die Politik der Bourbons nicht geliebt hatte, ſo eilte er doch nach Paris, um ſeinen Abſchied zu nehmen, da ihm ſein Ehrgefühl nicht erlaubte, ſich alsbald einer Regierung anzuſchließen, die ſich auf den Trümmern derjenigen erhob, der

er eben noch gedient hatte. Seine Frau war ganz mit ſeinem Verfahren einverſtanden. Vorfälle auf ſeinem Gute riefen ihn nach Hauſe. Aufrühreriſche Banden, die Beſitzenden bedrohend, durchzogen das Land. Aber die Gemeinde erhob ſich und verteidigte ſein Schloß. Damals fing ſeine ſelbſtändige politiſche Laufbahn an. Er veröffentlichte ſeine Ode gegen die Todesſtrafe, und der Widerhall dieſer heroiſchen, groß-empfundenen Poeſie entwaffnete die Terroriſten und rettete die Miniſter Karls X., deren Tod jene verlangten. Während der Kämpfe des Jahres 1831 verſuchte er, ſeine Wahl zum Deputierten zu erwirken. Am Wahltag ſuchte man die Menge zu einem Aufſtand zu erregen. Lamartine erwartete allein im Hotel, die Piſtolen neben ſich auf dem Tiſch, den Ausgang. Man brachte ihm die Zeitung. Mit edlem Zorn las er das gegen ihn gerichtete Gedicht Nemeſis, und inmitten des Lärms der Aufrührer ſchrieb er die glänzende Antwort darauf. Als er ſie vollendet hatte, erhob ſich das Triumph-geſchrei der Partei ſeines Gegners, der ihn mit nur ſieben Stimmen Mehrheit beſiegt hatte. Aber ſein herrliches Ge-dicht erſchien in Paris und weckte in weiten Kreiſen Be-geiſterung. Man begrüßte in ihm nun nicht bloß den Dich-ter, ſondern auch den heroiſchen Charakter, den würdigen Kämpfer für das Vaterland. Die Liebe ſeiner Gattin ſteigerte ſich in dieſer Zeit zum bewundernden Enthuſiasmus. Zu ihrer Freude kehrte er im Herbſt nach Saint-Point zurück und wandte ſich wieder der Poeſie zu, „dieſem Faß der Seele", wie er zu Madame de Girardin ſagte. Hier ent-ſtand der Prolog zu Jocelyn, doch der Plan des Gedichts, in einer Nacht unter dem Sternenhimmel entworfen, wurde zunächſt nur ſeiner Gattin anvertraut.

Das Jahr 1832 fing in Sorgen an. Ihr geliebtes ein-ziges Kind, Giulia, begann zu kränkeln; ein wärmeres Klima wurde angeraten, und die Reiſe in den Orient wurde beſchloſſen. Im Frühling ſchifften ſie ſich ein. Als ſie die Küſte Griechenlands vor ſich ſahen, ſchrieb er in ſein Tage-buch: „Giulia und ihre Mutter ſind neben mir auf dem

Deck. Das Antlitz des Kindes ſtrahlt bei jeder Anſicht, jedem Namen, bei jeder hiſtoriſchen Tatſache, welche die Mutter ihm nach und nach erzählt; ſeine Augen weilen mit den unſeren auf all den Szenerien, deren wunderbare Dramen ihm ſchon bekannt ſind. Es iſt Genie in ſeinem Blick; man ſieht die tiefen, lebendigen, warmen, raſchen Gedanken einer Seele, die ſich durch die Hilfe der liebenden, feurigen Seele der Mutter erſchließen. Sie ſcheint eben ſo ſehr zu genießen, wie wir, und beſonders weil ſie uns voll Intereſſe und glücklich ſieht, denn die Seele dieſes Kindes lebt durch unſere Seelen; ſein Auge füllt ſich mit Tränen, wenn es mich traurig und nachdenklich ſieht; ſeine Züge ſind ein Reflex der meinigen, und das Lächeln unſerer Freuden hat nie auf das Lächeln ihres Mundes zu warten. Wie ſchön ſie dann iſt!“ Endlich, nach ſechzig Tagen auf dem Meer, die das Kind ſehr angegriffen hatten, fanden ſie Ruhe in einem entzückenden Neſt am Fuße des Libanon, mit der Ausſicht auf die Berge und das Meer. Frau von Lamartine malte an der Seite ihrer Tochter, während er die berühmte Lady Stanhope auf ihrem Wohnſitz in den Bergen und das Land der Druſen beſuchte. Er kam zu den Seinen zurück, begeiſtert von den Herrlichkeiten des Orients. Sein Ruf, der ihm vorausgegangen war, lockte Haufen von Eingeborenen herbei, um den berühmten „Fürſt der Franken“ zu ſehen. Dann unternahm er eine zweite Reiſe, die ihn nach Jeruſalem führte; mit ihr erfüllte er einen Traum ſeiner Seele. Aber ein Brief ſeiner Frau, die wegen Giulias Geſundheit beſorgt war, trieb ihn nach einem Monat Abweſenheit eilig nach Beirut zu Mutter und Kind zurück. Anfangs ſchien ſich Giulia viel beſſer zu befinden; der Vater ſchrieb, ſie ſei geheilt, und verbrachte köſtliche Stunden mit ihr in jenem irdiſchen Paradies. Aber es war das trügeriſche Aufflackern der Flamme vor dem Erlöſchen. Im Dezember wurde das Übel ſchlimmer; die Lungen waren angegriffen, und am 6. Dezember ſtarb ſie, ohne Todesahnung den geliebten Eltern zulächelnd, in deren Armen. Wer kann den Schmerz

der Eltern beſchreiben? In einem zweiten Brief vom Januar an ſeinen intimſten Freund, de Virieu, ſchreibt der Vater: „Meine Frau hat kaum Kraft weiter zu leben, und ihre Verzweiflung nimmt zu, anſtatt abzunehmen. Meine Seele iſt tödlicher getroffen, als ſie es je war. Wir haben meine Frau bewogen, nach Jeruſalem zu gehen, wo der Anblick der heiligen Orte ihr einigen religiöſen Troſt verſpricht.“ Aber erſt im März konnte die unglückliche Mutter ſich entſchließen, den Ort zu verlaſſen, wo ſie zuletzt mit ihrem Kinde geweilt. Eine Karawane von ſechsundzwanzig Pferden und zehn Arabern zu Fuß begleitete die Reiſenden. Man überſtieg den Libanon und beſuchte das Wunder der Wüſte, die Ruinen von Balbek. Hier zum erſtenmal ſeit Monaten regte die Poeſie in Lamartine wieder ihre Flügel. Allein, in der Nacht auf den Ruinen der Tempel, in der unermeßlichen Einſamkeit dieſer Zeugen der Vergänglichkeit alles irdiſch Schönen und Großen, überkam eine erhabene Rührung die Seele des Dichters, und er faßte den Plan zu der großartigen Dichtung: „Der Fall eines Engels.“

Noch einmal kehrten ſie dann nach Beirut zurück, um Abſchied zu nehmen von dem Haus, wo ſie mit Giulia gelebt hatten, wo ſie von ihnen geſchieden war, und wo noch alles an ſie erinnerte. Der Sarg, der nur vorläufig in einem Kloſter beigeſetzt war, wurde auf dasſelbe Schiff geladen, das ſie hergeführt hatte. Die Eltern ſchifften ſich auf einem anderen ein. Von Konſtantinopel an nahmen ſie den Landweg. In einem bulgariſchen Dorf wurde Lamartine infolge von Schmerz und Ermüdung gefährlich krank, und ſeine arme Frau, ſchon ſo tief gebeugt, mußte achtzehn Tage lang um das Leben des Gatten bangen, fern von aller Freundeshilfe, von allem Troſt. Ihr Mann ſchrieb ſpäter: „Bewundernswerte Hingebung meiner Frau, die vierzehn Tage und Nächte kein Auge ſchloß und neben meinem Strohlager wachte.“ Herzzerreißend war die Rückkehr nach Mâcon ohne die, an welche ſie alles hier erinnerte, deren liebliche Gegenwart einſt dieſe Heimat mit Licht und Freude

verklärt hatte. Der Vater ging allein nach Marſeille, um den Sarg, der alles umſchloß, was der Tod ihm gelaſſen hatte, zu holen und brachte ihn nach Saint-Point, wo er ihn auf ſeinen Armen zu dem Sarg ſeiner Mutter trug.

Frau von Lamartine war eine von den tiefen und konzentrierten Naturen, die ſich auf ewig in einer Erinnerung abſchließen und ihren Schmerz wie in einem Heiligtum verwahren. Sie wäre am liebſten in der ländlichen Einſamkeit geblieben, wo ſie ganz ihrer Erinnerung leben konnte, aber ſie fühlte, daß es ihre Pflicht war, in die Welt zurückzukehren und ihrem Manne zur Seite zu bleiben, den ſeine Wahl zum Deputierten fortrief, um ſich dem Dienſt des Vaterlandes zu weihen. Für ihn kehrte ſie in das Leben zurück, das keinen Reiz mehr für ſie hatte; für ihn wurde ſie zur Vorſehung, zur Tröſterin aller Stunden, ob glückliche, ob traurige, und für ihn hieß ſie ihr Herz ſchweigen, das in ſeinem Schmerz zu leben verlangte.

Im April 1835 erſchien „Die Reiſe in den Orient". Lamartine hatte darin die ſchönſte Erzählung ſeiner Frau von ihrer Pilgerfahrt nach Jeruſalem aufgenommen. Sie las das Buch unter Tränen; es war durchwärmt von der Liebe zu ihr und von der Erinnerung an ihr Kind. Nach einer Anweſenheit in Paris, wohin ihn die Politik rief, kehrte Lamartine nach Saint-Point zurück und vollendete „Jocelyn" zur Freude ſeiner Frau, die dieſes Buch nächſt der „Reiſe in den Orient" am meiſten liebte. Der Roman hatte einen unglaublichen Erfolg. In ſiebenundzwanzig Tagen wurden achtzigtauſend Exemplare verkauft. Er war der Gattin, der Mutter Giulias, gewidmet mit Strophen, deren zarte Innigkeit alles ausdrückte, was dieſe ſeltene Frau für ihn war, und die ihr Herz mit einem Glanz erfüllten, der ſie für vieles irdiſche Leid entſchädigen mußte.

Eine dreifache Wahl Lamartines zum Deputierten führte ſie wieder mit ihm nach Paris. Sie freute ſich ſeiner immer ſieghafter ſich entwickelnden Gewalt der Rede und der Anerkennung, die ihm ſowohl von ſeiten des Publikums, wie

von den ersten Männern aller Parteien, u. a. von Chateaubriand, zuteil wurde. In der politischen Aufregung des Jahres 1840 gewann er mehr als einen parlamentarischen Sieg, und nach einer heroischen Improvisation sagten ihm Chateaubriand und Royer-Collard, er habe alles übertroffen, was sie von ihm erwartet hätten. Im Frühling 1841 starb der treueste Freund beider Gatten, de Virieu, ein unermeßlicher Verlust für Lamartine, wie für seine Frau. In allem, was ihren Gatten betraf, bei allem, was er empfand, sei es Freud oder Leid, was er tat und schuf, war sie die intime Teilnehmerin, seine Beraterin und Trösterin und hatte auf ihn einen tiefen inneren Einfluß. In ihrem Salon in Paris, den sie aus politischen Rücksichten für ihren Mann halten mußte, zeichnete sie sich unter all den zum Teil schöneren Frauen durch ihre einfache Würde und Anmut und durch den Ausdruck eines in tiefen Leiden gereiften Charakters aus und flößte wohl allen Ehrfurcht und Sympathie ein. Doch gefielen ihr diese glänzenden, banalen Vereinigungen nicht; sie liebte mehr den intimen Kreis der Freunde in dem Atelier, wo sie malte. In den großen Gesellschaften sprach sie nicht viel, hörte nur zu und billigte oder widersprach mit wenigen Worten.

Es kam das Jahr 1848. Als Lamartine seine Frau am 24. Februar verließ, war sie zwar auf die kommenden Ereignisse gefaßt, aber sie war voll tödlicher Sorge um den geliebten Mann. Sie stand am Fenster ihres Ateliers und horchte mit angsterfülltem Herzen auf das Getöse in den Straßen. Ein treuer Freund ließ es sich angelegen sein, Nachrichten zu sammeln und sie ihr zu bringen. Die Beschreibung der Szene in der Kammer von der Erscheinung der Herzogin von Orleans mit ihren Kindern, der schmerzlichen Ablehnung der Regentschaft von seiten Lamartines, der sie einst warm verteidigt hatte und sie jetzt angesichts der Revolution für unmöglich erkannte, der Verzweiflung der fürstlichen Mutter, die mit ihren Kindern vor den Aufständischen fliehen mußte — alles das erschütterte das Herz der

edlen Frau auf das tiefſte; und wenn es ſie freudig durchſchauerte, von der Straße her den Ruf: Vive Lamartine! zu hören, ſo bebte ſie doch wieder ſtundenlang in banger Erwartung deſſen, was ſich in dem Hotel de Ville begeben würde, wohin ihn die Volksmaſſen begleiteten. Erſt um Mitternacht kehrte er, wie ein Sieger vom Schlachtfelde, heim und erzählte der Tiefbewegten die ſtürmiſchen Ereigniſſe des Tages, wobei er ihr jedoch die Augenblicke der größten Gefahr verſchwieg. Mit Tagesanbruch verließ er am 25. wieder das Haus; es war der Tag des heißeſten Kampfes mit der roten Fahne. Lamartines Beredſamkeit rettete in glühenden Worten, die aus dem Herzen kamen, den Frieden und das Vaterland. Mit Entzücken vernahm die Frau von Lamartine die Dekrete reiner Humanität, die dem großen Siege Schlag auf Schlag folgten: die Abſchaffung der Sklaverei, die Einrichtungen zum Beſten des Volkes, die Abſchaffung der Todesſtrafe uſw. Ihre Augen vergoſſen endlich wieder einmal Freudentränen. Dann ging es von einer Aufregung zur anderen, bald tödliche Angſt, bald Siegesjubel und Hoffnung auf die volle Erfüllung der Träume des edlen Dichters von einem allgemeinen Sieg der Humanität und Freiheit ohne blutigen Kampf. Am 7. und 8. Mai war Lamartine auf dem Gipfel der Popularität; eine Salve von Beifallsbezeugungen grüßte ihn auf der Tribüne. Aber ſeine Frau kannte die geheimen Manöver der Bonapartiſten, ſie war die Vertraute der Befürchtungen ihres Mannes, ſeines Zornes über das Zögern Cavaignacs beim Ergreifen entſcheidender Maßregeln; ſie hatte die trübſte Ahnung, daß alles in Strömen Bluts enden werde; Lamartines Popularität ſowohl als die Republik.

Und ſo kam es. Am 25. Juni ſah ſie mit ſchmerzvoller Reſignation ihren Gatten auf die Barrikaden eilen; ſie wußte es, daß er dem Tod nicht ausweichen würde und bereit ſei, mit der Republik zu ſterben. Vom Tod jedoch verſchont, verbarg er ſeine Verzweiflung unter der würdevollen Faſſung einer großen Seele, und ſeine Frau, nur für ihn lebend, ahmte

ihm nach. Bitterer aber noch empfand ſie es, daß die Verleumdung über den Beſiegten herfiel; ſie kannte die Geſchichte zu gut, um nicht zu wiſſen, daß die Volksgunſt, einmal verloren, nicht wiederkehrt. Die Gatten gingen nach Saint-Point zurück, wo ſie zunächſt ein kleiner Kreis intimſter Freunde umgab. Danach verbrachten ſie den Winter von 1850 in tiefſter Einſamkeit, allein mit einem jungen Sekretär Lamartines. Der Dichter war am Morgen mit neuen Schöpfungen, ſeine Frau an ihrer Staffelei oder mit Werken der Barmherzigkeit beſchäftigt. Im Frühjahr kehrte man nach Paris zurück. Inzwiſchen hatte der Sultan Frankreich ein Beiſpiel der Dankbarkeit gegeben und Lamartine eine Beſitzung in Kleinaſien geſchenkt. Nach einiger Zeit traulichen Verkehrs mit den Freunden in Paris, traten daraufhin die Gatten die Rückreiſe in den Orient an, für beide, beſonders für die Mutter, ein Erwachen ſchmerzvollſter Erinnerungen. Die Reiſenden wurden mit orientaliſchem Pomp und fürſtlicher Gaſtfreundſchaft von den Beauftragten des Sultans empfangen, die ihnen das Beſitztum zeigen ſollten, das Lamartine geſchenkt war, und das ihn anregte, den Plan einer bleibenden Niederlaſſung im Orient ins Auge zu faſſen. Doch kam er nicht zur Ausführung. Nach einem längeren Aufenthalt, während deſſen die Orientalen den Undank Frankreichs durch fortwährende, herzliche Huldigungen gut machten, trat man die Rückreiſe an.

Das bedeutendſte Ereignis der nächſten Zeit, während der Lamartine wieder Kammermitglied war, war der Staatsſtreich Napoleons III. Lamartine erhielt die Nachricht auf dem Krankenlager. „Die Nachricht hat mich geſchmerzt, nicht überraſcht," ſchrieb er an einen Freund. Frau von Lamartine fühlte ſich, indem ſie ihn in ſeinem Schmerze ſah, an die ſchönen Worte aus ſeiner „Reiſe in den Orient" erinnert: „Es hat immer eine erhabene und heroiſche Harmonie gegeben zwiſchen dem höchſten Ruhm, dem höchſten Genius und dem höchſten Unglück." Bis zum Jahre 1852 war jedoch, trotz aller trüben Erfahrungen und

Heimſuchungen, das Leben der Gatten noch ein glückliches zu nennen. Da erſt erloſch der günſtige Stern, der bisher auf Lamartines Lebensbahn niedergeleuchtet hatte. Seine ungemeine Großmut und Freigebigkeit, die ſich keiner Bitte, keiner Not verſagte und immer mit vollen Händen gab — unvorſichtiger Ankauf von Gütern, die ſeine prächtige Beſitzung bei Mâcon umgaben, wo er ſeine ganze Familie um ſich zu verſammeln wünſchte, und noch andere Urſachen, die alle einen edlen Grund hatten — waren ſchuld, daß die Vermögensumſtände des Dichters ſich plötzlich zerrüttet fanden und die Notwendigkeit herantrat, die ſo ſehr geliebten Beſitzungen zu verkaufen, auch dieſes Saint-Point, das die Gräber der Mutter und der Tochter umſchloß. Schwer laſteten dieſe Verhältniſſe auf dem Dichter, ſchwerer noch auf ſeiner Gattin. Und nicht allein um dieſer peinlichen Lage willen litt ſie, ſondern ſie ſah auch mit tiefem Schmerz, wie die Verleumdung alsbald über den geliebten und verehrten Mann herfiel und für die Verlegenheiten ſeiner Lage die häßlichſten Urſachen ſuchte. Sie war bereit zu jedem Opfer und beklagte den Verluſt der künſtleriſch ſchönen Exiſtenz nicht um ihretwillen. Sie verkaufte ihr Reitpferd, das ſie geliebt hatte, wie ein vernünftiges Weſen, und das ihr ſo nötig war, da ſie nicht viel gehen konnte und viel leidend war. Sie begnügte ſich, ohne zu klagen, mit dem kleinen Häuschen, das ſie jetzt in Paris ſtatt ihrer früheren ſchönen Wohnung bezogen, und in dem ſie und ihr Mann nur zwei Stübchen und einen kleinen Salon hatten, in dem ſich aber doch abends ein ausgeſuchter Kreis treuer Freunde und geiſtvoller Menſchen verſammelte.

Aber während der Neid und die Verleumdung über den ſchwer getroffenen Mann herfielen, erhoben ſich in ſeinem engeren Geburtsland andere Stimmen, um eine nationale Subſkription zu ſeinen Gunſten zu veranſtalten. Die Sache fand Anklang, nur von oben herab wurde ihr eine heimliche, aber entſchiedene Oppoſition gemacht. Das Kaiſerreich konnte dem Republikaner nicht vergeben. Frau von Lamartine ſchrieb darüber, nachdem ſie von einer vorgeſchlagenen Rück-

kehr nach Saint-Point geſprochen: „Ich möchte nicht dahin zurückkehren, außer wenn dort kein Menſch mehr einen Sou zu fordern hätte. Ach, wird das jemals der Fall ſein? . . .“ „Wenn dies Unglück uns trifft, ſo dürfen wir nicht mehr in Frankreich bleiben. Weder die Wiege, noch das Grab dürfen uns zurückhalten. Die Verweigerung, die Liſte hier aufzulegen, iſt ſchmachvoll.“ (Der Präfekt des Departements hatte verboten, den Aufruf zur nationalen Subſkription in der Zeitung des Departements drucken zu laſſen.) „Es bedürfte jemandes, der mit Autorität ſpräche, aber es iſt gerade die Autorität, die Hinderniſſe in den Weg legt.“ Die Nation hatte ſich nicht bei dieſer Subſkription hervorgetan. Nun ließ der Kaiſer dem Dichter ein glänzendes Geſchenk anbieten. Lamartine wies es trotz ſeiner bedrängten Lage zurück. Er wollte nur durch Arbeit und ehrenvolle Hilfe gerettet ſein. Es ehrte ſein Alter, daß er die zwei Millionen des Kaiſers verſchmähte.

Mitten in den Nöten einer ſo ſchwer zu ertragenden Lage blieben die beiden Gatten unausgeſetzt ihrem edlen Charakter treu. Lamartine blieb immer wohlwollend, teilnehmend und gerecht gegen jüngere Talente, die er durch Rat und Aufmunterung unterſtützte. Seine Frau, faſt unaufhörlich von ſchweren körperlichen Leiden heimgeſucht, arbeitete fortwährend, um ihm zu helfen, indem ſie Druckbogen korrigierte, Korreſpondenzen beſorgte uſw. Dabei ſchrieb ſie kleine Erbauungsbücher für die jüngeren und älteren Mädchen ihrer Dorfſchule in Saint-Point, Bücher voll inniger Frömmigkeit, edler Moral, einfacher, mütterlicher Ratſchläge für das Leben. Dieſe Jugend auf dem Lande, auf die ſie alle Zärtlichkeit ihres vereinſamten Mutterherzens übertragen hatte, war ihr ein Gegenſtand unausgeſetzter, liebender Sorge.

In ihrer nunmehrigen kleinen Stube in Paris, wo ſie faſt immer das Bett hüten mußte, befand ſich kein Schmuck mehr, außer einem Kruzifix über demſelben. Aber das Bett war bedeckt, wie ein Tiſch, mit Druckbogen, die ſie mit ihrer abgemagerten Hand für den ungeduldigen Drucker korrigierte,

eine ſchwere, peinliche Arbeit, die ſie doch mit ganzer Seele betrieb, da es galt, dem geliebteſten Manne zu helfen. Aus dieſer kleinen, nur dürftig möblierten Stube trat man in das noch nacktere, ebenſo kleine Arbeitszimmer des ſchwergeprüften Dichters, in dem jedweder Luxus fehlte. Einige Jahre voll trüber Erfahrungen, unausgeſetzter Kämpfe, angeſtrengter Arbeit beider Gatten folgten noch, ohne ihnen einen Strahl der Freude und der Genugtuung zu bringen. Frankreich blieb undankbar gegen einen ſeiner edelſten Söhne, einen ſeiner herrlichſten Dichter, der in ſchwerer Zeit das Vermögen der Bürger geſchützt hatte. Die Geſundheit der heroiſchen Frau, die in ununterbrochenen Mühen ihm die Laſt der Exiſtenz zu erleichtern geſucht hatte, erlag zuerſt dem harten Geſchick. Ihr ſchon ſeit langem ſiecher Körper konnte einer heftigen akuten Krankheit nicht mehr Widerſtand leiſten. Während ihr Mann, von entſetzlichen rheumatiſchen Schmerzen gequält hilflos zu Bett lag, hauchte ſie in furchtbarer Agonie ihre Seele aus, ohne den Troſt zu haben, mit ihm, für den ſie einzig gelebt, das letzte Lebewohl austauſchen zu können.

Sie ſtarb im Mai 1863. Ihre irdiſche Hülle wurde im Geleite treuer Freunde von Paris nach Saint-Point in die kleine Grabkapelle gebracht, wo ihre Giulia, Lamartines Mutter und eine ſeiner Schweſtern ruhten. Als die Leiche in der Morgenfrühe in Mâcon ankam, erwartete ſie bereits eine zahlreiche Verſammlung von Verwandten, Freunden und Leuten aller Schichten der Geſellſchaft. Der Zug ſtieg langſam die Höhen nach Saint-Point hinauf, ſich immerfort vergrößernd durch die Landleute, die aus den Dörfern herbeiſtrömten, um ihrer Wohltäterin das letzte Geleit zu dem Ort zu geben, den ſie ſo geliebt. Die Frauen des Volkes, die kleinen Mädchen ihrer Schule umſtanden weinend die Gruft, in die der Sarg, bedeckt mit den Blumen des erwachenden Frühlings, hinabgeſenkt wurde, und die anweſenden Freunde fühlten mit tiefem Schmerz, was ihnen alles hier entriſſen war, indem ſie der unvergeßlichen Tage gedachten, die ſie einſt in dieſem poeſieverklärten Sitz edelſter Gaſtfreundſchaft,

deren ſtill waltender Genius die Tote geweſen war, erlebt hatten.

Bei dem verwaiſten Dichter, der, ſelbſt ſchwer krank, die, welche für ihn geſtorben war, nicht zur letzten Ruhe hatte begleiten können, blieb ein Engel des Troſtes zurück, ſeine Nichte Valentine, welche die kinderloſen Gatten ſchon ſeit längerer Zeit an Kindesſtatt angenommen hatten. Sie hatte auf ein perſönliches Lebensglück verzichtet, um ſich ganz dem geliebten Onkel, den ſie innig verehrte, zu widmen. Sie übernahm jetzt die Aufgabe ihrer Tante, wurde Sekretär des Onkels, führte ſeinen Haushalt, ſchmückte durch ihre Grazie und ihren Geiſt den kleinen Salon, in dem ſich nach wie vor die intimſten Freunde verſammelten, und verbreitete einen Hauch jugendlicher Anmut über die Umgebung des Dichters, der die trüben Erinnerungen und die Enttäuſchungen der Gegenwart lieblich verhüllte.

Er arbeitete ununterbrochen mit Anſtrengung fort. Sainte-Beuve ſagte von ihm: „Er hat noch immer ſeine Zauberflöte und wird ſie ſpielen bis ans Ende, und George Sand ſagte: „Er iſt immer der König."

Endlich ſchlug auch für dieſen Dulder die Stunde der Befreiung. Nur mit Widerſtreben hatte er im Dezember 1868 ſeinen geliebten Landaufenthalt verlaſſen, um nach Paris zurückzukehren. Im Februar kamen erneute Anfälle der Krankheit, die ihn verzehrte, und am 28. Februar ſtarb er ohne Kampf, ohne die Qual der Agonie, nach dem ſchönen Wort: „Er ging mit den Göttern zur Unſterblichkeit."

Am 3. März 1869 durchfuhr, beinahe unbemerkt, ein Sarg die Straßen von Paris. Er umſchloß die irdiſche Hülle des Dichters, deſſen Poeſie Paris einſt entzückt und begeiſtert hatte, des großen Volksmannes, dem 1848 Millionen Herzen zugejubelt hatten, des Politikers, der auf der Tribüne für die höchſten Ideen der Menſchheit mit hinreißender Beredſamkeit gekämpft hatte. Sein prophetiſches Wort hatte ſich erfüllt: „Mourir seul au désert, dans la foi du Grand Seul." Auch er wurde in Saint-Point unter lebhafter Teilnahme ſeiner

perſönlichen Freunde und der dortigen Bevölkerung beerdigt.

— — — — — — — — — — — — —

Wir kommen nun zu einer jener Frauen des 19. Jahrhunderts, in der ſich die Macht der Perſönlichkeit, die ſich aus dem Innerſten der Seele entwickelt und durch alle Hinderniſſe des heutigen Lebens ſiegend hindurch ſchreitet, noch gewaltiger als in den früher Genannten offenbart, die zugleich aber, durch inneres und äußeres Erleben belehrt, den Kampf eröffnet für die berechtigte Gleichſtellung der Frau mit dem Mann, der dann freilich erſt gegen Ende des Jahrhunderts zu einer abgeklärten feſtſtehenden Theorie wurde.

Wenn ſich bei privilegierten Naturen die tiefſten Elemente ihres Seins ſchon vor der Geburt zubereiten, und wir da den Schlüſſel zu manchem pſychologiſchen Rätſel zu ſuchen haben, ſo iſt dies bei George Sand in beſonderer Weiſe der Fall, denn es miſchten ſich für ihre Abſtammung die heterogenſten Elemente, ariſtokratiſche und plebejiſche, legitime und illegitime und infolgedeſſen eine Menge der verſchiedenartigſten Lebensanſchauungen und Überzeugungen, die von vornherein dem Leben des jungen Weſens die allerernſteſten Konflikte gleichſam als Patengeſchenk von früh auf darbrachten. Ihre Großmutter war die natürliche Tochter des Marſchalls Moritz von Sachſen und einer der Demoiſelles Verrieres, bekannte Perſönlichkeiten im 18. Jahrhundert. Ihr Großvater war der berühmte Monſieur Dupin de Francueil, den J. J. Rouſſeau und Mdme. d'Epinay erwähnen als einen „homme charmant“. Deren Sohn, Moritz Dupin, Militär, geiſtvoll und gewandt mit der Feder, etwas zu Abenteuern geneigt, heiratete eine liebenswürdige und kluge Putzmacherin aus Paris, ſehr gegen den Willen ſeiner Mutter, und aus dieſer Ehe wurde 1804 Aurora Dupin geboren, welche die Vereinigung ſo verſchiedener Elemente in einem Namen bekannt machen ſollte.

Schon in früheſter Jugend machten die Konflikte, die durch dieſe disproportionierten Verbindungen in der Familie ent-

ſtanden, ſich dem jungen Weſen bemerklich und hatten Einfluß auf ſie, noch ehe ſich ihre Vernunft Rechenſchaft darüber geben konnte. Der erſte Grund ihres leidenſchaftlichen Haſſes gegen Klaſſenunterſchiede und daraus entſpringende Vorurteile mag in jenen früheſten Eindrücken zu ſuchen ſein, die ſie in dem Mißverhältnis zwiſchen Mutter und Großmutter, die ſie beide heiß liebte, empfing. Dazu kam eine unermüdliche Tätigkeit der Phantaſie von früh auf; ſie lebte in einer imaginären Welt, die ſie oft ganz und gar von der übrigen Welt iſolierte und in Träumereien verſenkte, ſo daß man ſie geradezu für dumm hielt, während doch auch alle äußeren Eindrücke, alles, was ſie ſah und hörte, in die bewegte Welt ihres Gehirns eindrangen und ſich mit den Gebilden der Phantaſie vermiſchten. Dieſer Hang, ſich eine imaginäre Welt zu bilden und die äußeren Eindrücke darein zu verweben, erhielt noch neue Nahrung, als das Kind aus der kleinen Wohnung, in der ſie mit der Mutter in Paris lebte, nach Nohant, dem Gute der Großmutter Dupin, kam, wo das ländliche Leben ihr eine reiche Quelle der mannigfachſten Eindrücke durch Natur und Menſchen eröffnete, beſonders durch den Umgang mit den Landleuten der Gegend und durch deren phantaſtiſche Erzählungen und abergläubiſche Vorſtellungen. Neben der träumeriſchen, oft düſteren Verſunkenheit in eine Gedankenwelt, deren Geheimnis ihr ſelbſt noch nicht erſchloſſen war, kamen dann aber auch Augenblicke überſtrömender Luſt und des Bedürfniſſes, ſich zu erheitern, ſo daß die Perſonen, die ſie in jenen düſteren Momenten geſehen hatten, ſie kaum wieder erkannten. Zu dieſer Vorarbeit der Natur, die das merkwürdige Weſen zu ihrer künftigen Aufgabe zubereitete, kam im Alter von ſechzehn Jahren infolge von Szenen, die ihr Herz fortwährend zerriſſen, und von indiskreten Eröffnungen über die Vergangenheit ihrer Mutter, ein ſolcher Geiſt des Aufruhrs in ſie, daß ſie mit allen Vorteilen des vornehmen Lebens, an das ſie gewöhnt worden war, brechen, ganz zu ihrer Mutter, von der ſie meiſt getrennt war, zurückkehren und ſich der Autorität von Großmutter und Lehrer nicht mehr fügen wollte. Die

erſtere beſchloß, ſie in das Kloſter der engliſchen Damen zu Paris zu geben, wo damals die vornehmen jungen Mädchen erzogen wurden. Es war dies eine glückliche Wahl, denn die Ruhe dieſes Aſyls wurde für die junge Aurora eine wahre Wohltat, und ſie hat in ihrer Lebensgeſchichte dieſem Aufenthalt reizvoll geſchriebene Seiten gewidmet. Aus ihm ſchreibt ſich jene auffallende Vorliebe für myſteriöſe Vorgänge in geheimnisvollen architektoniſchen Gängen und unterirdiſchen Bauten, Gewahrſame verborgener, dunkler Begebenheiten her, denen wir ſo oft in ihren Romanen begegnen. Aber hier erlebte ſie auch, nachdem die erſte Periode übermütiger Jugendluſt, die ſich in der Geſellſchaft der übrigen jungen Mädchen entzündete, vorüber war, eine Phaſe der tiefſten religiöſen Ekſtaſe, der myſtiſchen Rührung, die, wie ſehr auch das Leben ſie ſpäter modifizierte, dennoch durch ihre ganze Exiſtenz hindurch eine Spur von chriſtlichem Idealismus zurückließ.

Nach zwei Jahren zu der Großmutter zurückgekehrt, wohnte ſie während vieler Monate dem langen Siechtum derſelben bei und hatte als einzige Zerſtreuung nur ein beinahe wildes und einſames Naturleben, Streifereien, meiſt zu Pferde, auf denen, ihr noch ſelbſt unbewußt, der Geiſt der Dichtung immer mächtiger in ihr die Flügel zu regen begann, die ſie einſt auf alle Höhen des Schaffens tragen ſollten. Daneben ergab ſie ſich aber auch mit Leidenſchaft dem Studium, um die Lücken auszufüllen, die ihre Erziehung in ihrem Wiſſen gelaſſen hatte. Sie las enorm viel, wenngleich ohne Folge; aber ſie erhöhte mit Schnelligkeit die Summe ihrer Kenntniſſe, und in ihrem trefflich organiſierten Intellekt und raſchen Faſſungsvermögen fanden Philoſophen, Moraliſten, Dichter aller Zeiten und aller Völker nebeneinander Platz. Der Tod der Großmutter wurde Veranlaſſung zu erneuten Zwiſtigkeiten zwiſchen der Familie väterlicher- und mütterlicherſeits, und es ſchien wie eine Rettung in ein normales, friedliches Daſein, als Aurora bei Freunden ihrer Mutter dem Baron Dudevant begegnete, der ſich um ſie bewarb, und deſſen Gattin ſie im Jahre 1822 wurde. Die erſten Jahre dieſer

Ehe verfloſſen in Nohant in einem negativen Glück; die Mutterliebe, die Sorge für zwei ſchöne Kinder waren an die Stelle der Träume getreten, und es ſchien, als ſei ſie beſtimmt, eine ruhig bürgerliche Exiſtenz ohne Aufregungen in anſpruchsloſer Pflichterfüllung zu durchleben. Dem war aber nicht ſo, und die Schwierigkeiten des Zuſammenlebens wurden ſo quälend für eine Natur, die „in ihrem dunklen Drange ſich des rechten Weges wohl bewußt war", daß ſie ſich innerlich berechtigt fühlte, dieſe Feſſeln abzuwerfen, wie es ihr denn endlich 1836 auch äußerlich gelang, indem die gerichtliche Entſcheidung des Tribunals zu Bourges die Trennung zu ihren Gunſten entſchied und ihr die Erziehung der Kinder überließ. Aus dieſer äußerlich eher glänzenden Exiſtenz war ſie nun mit 27 Jahren angewieſen, ſich das tägliche Brot für ſich und ihre Kinder zu erwerben. Sie malte etwas Aquarell und war geſchickt in Handarbeiten; damit erwarb ſie ſich des Lebens Unterhalt wie eine Pariſer Arbeiterin, ohne ſelbſt noch zu ahnen, welche wunderbare ſchöpferiſche Macht in ihr ſchlummerte. In ihrem Dachſtübchen ſaß ſie bis ſpät in die Nacht hinein und malte oder nähte ganz alltägliche Arbeit. Vielleicht wäre das Geheimnis des Genius, der in ihr war, nie offenbar geworden, hätte ſie in ſehr glücklichen, ihr Herz befriedigenden Verhältniſſen gelebt, aber durch ein widriges Geſchick wurde ſie zur Kämpferin für Freiheit und Selbſtändigkeit und „der niedrige Kampf um das tägliche Brot hat ſie zur Dichterin geadelt".

Schon hatte ſie die öffentliche Aufmerkſamkeit durch ihre erſten Schriften auf ſich gezogen und nun, da alle die im ſtillen groß gewordenen Keime der erſtaunlichſten ſchöpferiſchen Begabung in voller Freiheit tätig wurden, ſtand ſie bald als eine der erſten und oft als die erſte in jener glänzenden Reihe von Namen, wie die franzöſiſche Literatur ſie damals aufzuweiſen hatte.

Die erſte Probe literariſcher Tätigkeit Auroras, die wir fortan mit dem Namen George Sand nennen, den ſie berühmt gemacht hat, umfaßt etwa die Jahre von 1832 bis

1840, eine Periode der unmittelbarſten, lyriſchen, perſönlichen Inſpirationen, in der eine Menge Romane erſten Ranges ſich Schlag auf Schlag folgten, wie Indiana, Valentine, Jacques, Andra, Mauprat, Lelia, die venetianiſchen Erzählungen und die „Briefe eines Reiſenden“, in denen ſich uns mit der bewunderungswerten Diskretion des Schmerzes der Seelenzuſtand des Autors mit allen Enttäuſchungen eines kurzen, aber tief bewegten Lebens, mit allen heiligſten Empfindungen der Seele offenbart. Von den Werken dieſer erſten Epoche ſagt Caro, ihr Biograph: „Alle dieſe Werke, ſo verſchieden durch die Auffaſſung, die Phantaſie, die Umrahmung, tragen den brennenden Stempel eines jugendlichen Geiſtes. Der Gegenſtand, faſt durchaus derſelbe in der glänzenden Verſchiedenheit der Begebenheiten, iſt die Darſtellung der edlen Liebe im Kampf mit den Verſuchungen und Überraſchungen des Lebens, mit dem Verrat und der Schwäche; es ſind die Schickſale des armen, großen, menſchlichen Herzens in ſeinem getäuſchten Heroismus und ſeinen außerordentlichen Verirrungen; es iſt auch das Ringen der liebenden Seele gegen die Tücke des Schickſals, das ſie der Gewalt zur Beute hinwirft; es iſt die Empörung der Natur gegen die unheilvollen Irrtümer der Geſellſchaft; es iſt ein Proteſt gegen die Knechtſchaft des Geſetzes oder der öffentlichen Meinung, in einem Wort gegen alles, was den freien Zug der wahren Liebe hemmt. Es iſt endlich die unruhvolle und leidenſchaftliche Verfolgung eines religiöſen Ideals, eines oft getrübten und ſchimäriſchen, aber immer heiß gehofften und durch die doppelten Finſterniſſe des „Aberglaubens und des Zweifels“ hindurch erſchauten Ideals. Dies iſt die Inſpiration, die in der erſten Periode vorherrſcht und das Motiv der erſten Schöpfungen. Ein jedes dieſer Werke iſt ein der himmliſchen und beſonders der menſchlichen Liebe geweihtes Gedicht, die beide verwundert erſcheinen, ſo nahe verwandt und vermiſcht zu ſein. Die ſoziale Frage erſcheint nur erſt in unbeſtimmter Ferne, der reformatoriſche Gedanke erſtreckt ſich kaum auf mehr als die Ehe und kritiſiert auch dieſe mehr in der Praxis,

als im Prinzip. Sie ſchrieb damals, wie ſie ſelbſt ſagt, „unter der Herrſchaft eines erregten Gefühls und nicht eines Syſtems“.

Das Syſtem kam aber auch, und die Romane der zweiten Periode, ungefähr von 1840 bis 1848, ſind beinahe zu gleichen Teilen Produkte der inneren Erregung und des von außen übernommenen Syſtems. In künſtleriſcher Beziehung war das ein Verluſt. Denn wenn die Poeſie uns erheben ſoll in die Sphäre des Ideals, wo wir uns von dem Kampf, dem Elend und den kleinen Konflikten erholen können, ſo muß es notwendigerweiſe einen ertötenden Einfluß haben, wenn wir inmitten der hinreißendſten Szenen und Schilderungen plötzlich einer Abhandlung begegnen, die nur ein Echo fremder Anſichten und Theorien iſt, wie dies bei faſt allen Romanen dieſer zweiten Periode geſchieht. Mit dem „Compagnon du tour de France“ treten das Syſtem und der Sozialismus an den Tag und werden oft, ſogar in dem an Schönheiten ſo reichen Roman Conſuelo, zu unerträglichen Längen und unkünſtleriſchen Abhandlungen, Allegorien und einem dunklen Myſtizismus. Glücklicherweiſe aber regt ſich ſchon bald der innere Proteſt der reinen Dichternatur gegen die ihr aufgezwungenen Theorien, und noch während der erwähnten Schöpfungen erblüht, wie eine duftende Feldblume zwiſchen Treibhauspflanzen, ein Idyll von reinſter poetiſcher Schönheit, die Mare au diable. Die Poeſie iſt der Talisman G e o r g e S a n d s, ſagt Caro, und ſowie ſie ſich ihr wieder ganz zuwendet, fühlen wir uns wieder ganz unter ihrem Zauber, und alle Langeweile ſchwindet. Die Revolution von 1848 mit ihrer aufregenden Wirkung ſchien eine Zeitlang der Wiederbelebung des rein dichteriſchen Genius gefahrbringend zu ſein; ſie wurde fortgeriſſen in politiſche Polemik, und die liebenswürdigen Erzählungen, denen ſie ſich hingegeben hatte, waren unterbrochen. Erſt die ſchrecklichen Tage der Juniinſurrektion führten ſie aus dem politiſchen Taumel zu ſich ſelbſt zurück. „Infolge dieſer unglücklichen Tage traurig und ſchwer bis ins innerſte Herz betroffen,“ ſagt

ſie, „bemühte ich mich in der Einſamkeit, wenn nicht die Ruhe, doch den Glauben wenigſtens wiederzufinden.“ Sie fühlte das Bedürfnis, ſich von der heißen Luft jener Tage in eine Atmoſphäre der Unſchuld, des Friedens, des ſtillen beſcheidenen Glückes zu verſetzen, und ſie ſchrieb „die kleine Fadette“. Die ſchönſten Tage ihres Talents waren zurückgekehrt, und das Publikum begrüßte ſie mit Freude. Mit weniger Erfolg, aber mit beſonderer Vorliebe wandte ſie ſich auch dem Theater zu, das ſie ſogar im häuslichen Kreis in Nohant mit Enthuſiasmus pflegte, wo an den oft improviſierten Darſtellungen auch die Mehrzahl der Gäſte, die ſich da häufig einfanden, teilnehmen mußten. Die dritte Periode des dichteriſchen Schaffens von 1848 bis etwa 1860 zeichnet ſich durch eine offenbare Ermüdung in betreff der Theorien und durch die Tendenz zu einem einfachen, naiven und wahren Genre, ſowie durch eben dieſe Vorliebe für das Theater aus; und die vierte Periode endlich von 1860 bis 1876 verrät mehr eine Rückkehr zu den Romanen der erſten Zeit, bereichert durch die Erfahrungen des Lebens, allerdings hie und da geſchwächt durch das Alter, doch immer noch Meiſterwerke zählend, in denen die geiſtige Kraft und die Inſpiration jugendliche Friſche zeigen.

Sollen wir nun den allgemeinen Charakter der Werke George Sands kennzeichnen, ſo ſind es hauptſächlich drei unerſchöpfliche Quellen, aus denen ihre Begeiſterung entſpringt: die Liebe, die leidenſchaftliche Teilnahme an den Leiden der Menſchheit, das Gefühl für die Natur. Die Liebe war für ſie des Lebens Inhalt, dieſes hatte keinen anderen Zweck, als die Liebe in allen ihren verſchiedenen Formen, ſelbſt das Gefühl für die Menſchheit ordnete ſich jenem erſten Gefühl unter, und die Liebe führte, beſonders in den Romanen der zweiten Epoche, zu der Gleichheitsdoktrin. Wenn jedoch hierbei ihre unerſchöpflich reiche Erfindungsgabe Abgründe zu überſpringen und Brücken über anſcheinend unvereinbar getrennte Welten zu bauen wußte, ſo iſt es ihr doch nur im Bereich der Phantaſie und mittels oft unkünſtleriſchem Einflechten von Theorien gelungen, die Probleme hier zu löſen,

die das reale Leben unter den jetzt noch obwaltenden ſozialen Verhältniſſen ſicher immer der Vereinigung von Weſen, aus den beiden Polen der Geſellſchaft herſtammend, entgegenſtellen wird. „Die Gleichheit exiſtiert vor Gott, die Liebe kommt von Gott, folglich muß auch in ihr Gleichheit ſein", und infolgedeſſen ſehen wir eine Menge der noblen Heldinnen George Sands den Gegenſtand ihrer Liebe in den unterſten Schichten der Geſellſchaft ſuchen. Ob die Wirklichkeit ihr recht geben würde, ſolche Vereinigungen als die normale Form der Liebe und für deren Dauer bürgend, anzuſehen, bleibt wohl mehr als zweifelhaft. Ebenſo würde es ſchwer ſein, die abſolute Berechtigung der Leidenſchaft dem Geſetz und der geſellſchaftlichen Ordnung gegenüber ſo durchaus in Schutz zu nehmen, wie G. Sand es tut. Es ſind das alles Fragen, deren Löſung noch der Zukunft vorbehalten iſt, wenn erſt die Erziehung, beſonders die der Frauen, eine andere geworden iſt und ſie ſtark gemacht hat, auch der Leidenſchaft zu gebieten, wenn höhere Motive es fordern. Caro ſcheint uns aber hier in ſeiner Kritik etwas zu vergeſſen: nämlich, daß G. Sand mitten in jene Periode einer geiſtigen Revolution gegen ſoziale Vorurteile und reale Mißbräuche ſozialer Formen mit aller Glut ihrer Phantaſie, mit aller Bitterkeit perſönlichen Erlebens, mit dem ganzen Feuer ihres von Menſchenliebe erfüllten Herzens als eine der erſten Kämpferinnen eintrat und, wie das im heißen Drange einer erſten reformatoriſchen Bewegung faſt immer geſchieht, weiter ging, als ſie es ſelbſt anfangs gewollt hatte und wußte.

Ihre religiöſen Tendenzen waren lange Zeit irregeführt durch den Einfluß ihrer ſozialphiloſophiſchen Freunde; was aber bei ihr von Kindheit auf ein vorherrſchender Zug war, überdauerte alle ihre von außen zugeführten Theorien und faßte ſich zuſammen in dem kurzen Wort: gut ſein. Die unendliche Güte, das Mitleid mit allem, was elend iſt, waren Grundzüge ihrer Natur und behielten zuletzt die alleinige Herrſchaft, als die exaltierten Syſteme, der bittere Zweifel, das verzweifelte Suchen nach einer abſoluten Wahrheit, der

Ruhe eines reifenden Geiſtes, der ſeine Grenzen erkennt, gewichen waren.

Was aber ihr ganzes Leben hindurch ſich gleich blieb und ihr in den ſchweren Stunden des Lebens den immer hilfreichen Troſt gab, das war die Liebe zur Natur, eine Liebe, die niemals trügt. In ihr beſtand ein Teil ihres Genies. Sie ſah die Natur, ſie erfand ſie nicht; aber ſie wußte ihr das Geheimnis ihres inneren Lebens abzulauſchen und es ſo darzuſtellen, daß der Leſer ohne Mühe die großen Szenen, die ſie beſchreibt, ſo ſehen konnte, wie ſie dieſe geſehen hatte. Dazu kam, daß ſie ihre Naturſchilderungen ſtets dem Menſchen mit ſeinen Gefühlen und Erlebniſſen verband, wie es die wahre Kunſt erfordert, und kein Maler hat dafür einen ſo zarten und ſicheren Inſtinkt gehabt.

Sehr überraſchend iſt das Bild, das uns Caro von George Sands Erſcheinung und ihrem Weſen im perſönlichen Verkehr entwirft, ſo wie er ſie in ſpäteren Jahren bei einem Beſuch in Nohant ſelbſt kennen lernte, und wie ihm dasſelbe aus ihren Briefen, die uns auf ſo anziehende Weiſe ihr perſönlich nahe bringen, entgegentritt. Er ſagt: „Als ich ſie ſah, hatten ſiebenundfünfzig Jahre ihre Spur auf ihrer ganzen Perſon zurückgelaſſen und deren Eindruck geſchwächt, indem ſie die jugendlich leidenſchaftliche Grazie von einſt ausgelöſcht hatten, ſowie den Glanz der Phyſiognomie, der trotz der Plumpheit einiger Züge ihre hauptſächliche Schönheit geweſen war. Ihre Taille war ſtark geworden; die Augen waren noch ſchön, aber wie verſchwommen in eine gewiſſe Unbeſtimmtheit oder Trägheit, die ſich mit den Jahren geſteigert hatte; es war wie eine Art intellektueller Müdigkeit; ſie ſchien zuerſt vor neuen Bekanntſchaften oder der Berührung mit neuen Ideen, die nicht durchaus die ihrigen wären, zurückzuweichen oder ſich ihnen nur mit Mühe zu unterziehen.“ Dieſer Eindruck verlor ſich indes bald, beſonders wenn der Gegenſtand des Geſprächs ihre Teilnahme erweckte. In ihrem ganz geregelten bürgerlichen Leben in Nohant, wo die eigentliche Heimat der zweiten Hälfte ihres Lebens war, nahmen

zwei Hauptzüge die hervorragende Stelle ein; es war dies das Mütterliche in ihrer Natur, das ſich in immer größerer Stärke in der Sorge für ihre Kinder, ihre Enkel, ſelbſt für ihre Freunde und Angehörigen äußerte und die Luſt am Theater, das, wie geſagt, in Nohant ſelbſt eine der Hauptbeſchäftigungen bildete und teils von den Bewohnern des Hauſes, teils von Marionetten ausgeführt wurde, und dem ſie ſich mit ganzer Seele hingab. Wunderbar war bis zum ſpäten Alter die enorme Leichtigkeit, mit der ſie ſchrieb und, beinahe ohne vorausgefaßten Plan, ihre Träume, ihre Phantaſien und Anſchauungen auf das Papier warf, wobei ihr freilich die Fülle der Erfahrung und des Erlernten zu Hilfe kam. Denn ſie hatte eine ſehr umfaſſende und vielſeitige Bildung, hatte ſehr viel geleſen — und wenn auch ein wenig in unregelmäßiger Weiſe, ſo hatte das doch alles eine Menge von Kenntniſſen angehäuft, die ihre ſeltene Produktivität unterſtützten. Auch verſtand ſie vollkommen die Notwendigkeit des Studiums für die Kunſt und empfahl es auf das ſtrengſte den jungen Leuten, die ihren Rat verlangten. „Sie wollen Schriftſteller werden," ſchreibt ſie einem von dieſen, „ich habe Ihnen geſagt, Sie können es ſein, wenn Sie alles lernen. Die Kunſt iſt keine Gabe, die eines ausgebreiteten Wiſſens in allen Richtungen entbehren könnte." Und einem andern: „Sie glauben produzieren zu können, ohne geſammelt zu haben. — Sie glauben, daß man mit Ratſchlägen und Nachdenken etwas zuſtande bringt. Nein, damit bringt man nichts zuſtande. Man muß gelebt und geſucht haben. Man muß viel verdaut, geliebt, gelitten, gewartet und immerfort gearbeitet haben. Kurz, man muß die Fechtkunſt gelernt haben, ehe man ſich des Degens bedient. Wollen Sie es machen, wie dieſe Buben der Literatur, die ſich für außerordentliche Kerle halten, weil ſie plattes Zeug und Nichtigkeiten drucken? Fliehen Sie die, wie die Peſt, das ſind die Mehlwürmer der Literatur."

Das war die Stimme eines reifen Talents, eines weiſen Alters, welche die ungeduldige Jugend zum Ringen um den höchſten Preis der Kunſt, wie um ein höchſtes ethiſches Ziel

ermahnte. „Die Kunſt iſt eine heilige Sache," rief ſie aus, „ein Kelch, dem man erſt nach Faſten und Gebet nahen ſoll. Vergeßt ihn, wenn Ihr nicht zu gleicher Zeit die Dinge bis auf den Grund ſtudieren und dabei die erſten Proben der Erfindungsgabe machen könnt."

Und das hatte ſie getan; mit leidenſchaftlicher Liebe hatte ſie, während ſie fortwährend Werke der Phantaſie erſchuf, ſich oft monatelang naturwiſſenſchaftlichen Studien mit größtem Eifer hingegeben, ebenſo war ſie von Jugend auf mit philoſophiſchen, politiſchen, religiöſen Ideen und Syſtemen beſchäftigt. Immer aber verknüpfte ſich ihr die Beſchäftigung mit der Kunſt zugleich auch mit den höchſten Ideen der Moral und dem heiligen Ernſt, der den frivolen Erfolg verſchmäht. In einem Brief an Flaubert ſagt ſie: „Nimm nicht die wahre Tugend für ein banales Wort in der Literatur. Gieb ihr einen Repräſentanten; laß den Redlichen und den Starken zwiſchen den Narren und den Idioten, über die Du Dich luſtig machſt, erſcheinen. Verlaß die Höhle der Realiſten und komm zurück zu der wahren Realität, die aus Schönem und Häßlichem, aus Trübem und Glänzendem gemiſcht iſt, wo aber der Wille zum Guten dennoch ſeinen Platz und ſeine Anwendung findet."

Dieſe ſchönen Worte mögen das Bild der merkwürdigen Frau beſchließen, von dem wir hier nur einen kurzen Abriß gaben, und wie man auch über frühere Epiſoden ihres Lebens denken mag, gewiß können doch auf ſie die tröſtenden Worte aus dem Fauſt ihre Anwendung finden: „Wer immer ſtrebend ſich bemüht, den können wir erlöſen." — —

Ein Buch von K. O'Meara: „Un Salon à Paris: Mme. Mohl et ses intimes", iſt dem Andenken an eine merkwürdige Frau gewidmet, die viele Jahre ihres bewegten Lebens hindurch es verſtanden hatte, in ihrem Salon den alten Ruhm der Pariſer Salons aufrecht zu erhalten, während dieſer außerdem mehr und mehr dahinſchwand und jetzt nur noch eine Sage iſt. Ich hatte vor vielen Jahren ihre Bekanntſchaft in Paris gemacht, hatte einen ganzen Winter hindurch die

Freude gehabt, mit ihr zu verkehren und an den Empfangsabenden in ihrem Salon teilzunehmen, und es war mir ebenso ergangen, wie gewiß allen, die sie gekannt haben: ich hatte einen nie zu verlöschenden Eindruck von ihrer ganz originellen, beweglichen und geistreichen Persönlichkeit empfangen. Mit wahrer Freude sah ich sie daher vor mir aufleben in den Blättern des erwähnten Buches, das, von Freundeshand geschrieben, neben ihrer eigenen auch die Reihe der ausgezeichneten Individualitäten vorführt, mit denen sie verkehrte, und die eben ihren Salon so bedeutend machten.

Sie war eine Engländerin von Geburt, Miß Mary Clarke, die schon im vorgerückten Alter, im siebenundfünfzigsten Jahre, den um zehn Jahre jüngeren Julius Mohl, den berühmten Orientalisten, Professor am Collège de France, Bruder von Robert Mohl und Sohn des württembergischen Ministers von Mohl, heiratete. Sie war als kleines Kind mit ihrer Mutter, die noch sehr jung Witwe geworden war, in dem denkwürdigen Jahre 1793 nach Frankreich gekommen, und da sie ihre Jugend und den größeren Teil ihres Lebens in Frankreich verbrachte, so hatte sich in ihrem Wesen eine eigentümliche Mischung von englischen und französischen Elementen gebildet, die nicht wenig dazu beitrug, sie zu einer originellen Erscheinung zu machen. Die Verhältnisse führten sie früh in den Kreis der bedeutendsten Menschen der damaligen Zeit, und der Umgang mit ihnen entwickelte im höchsten Grade die angeborene Lebhaftigkeit, den Wissensdrang und die außerordentliche Gabe der Unterhaltung, welche die jugendliche Engländerin und nachher die reife Frau auszeichneten. Madame Clarke, die Mutter Marys, ließ sich in Paris nieder, und es fügte sich, daß sie nach einiger Zeit bei einem Wohnungswechsel das große Quartier, das Madame Récamier in der Abbaye-aux-Bois innehatte, aber mit einem kleineren in demselben Gebäude vertauschte, mieten konnte. Sie wurde bei dieser Gelegenheit mit der reizenden Frau bekannt, deren Anmut und unwiderstehliche Grazie über den letzten Teil des vorigen und den ersten Teil dieses Jahr-

hunderts einen ſo großen, die Herzen beſtrickenden Zauber ausgeübt hat. Da der neue Salon nicht groß genug war, um die Menge ihrer Freunde an den Empfangsabenden zu faſſen, ſo kam man überein, für dieſe den nunmehrigen Salon der Damen Clarke, wie früher, zu benutzen. In demſelben herrſchte unumſchränkt der alternde und lebensmüde Chateaubriand und übte über die Gemüter, namentlich der Frauen, trotz ſeiner unerſättlichen Eitelkeit und der Verſtimmtheit, die ihm aus den Enttäuſchungen derſelben erwuchs, eine Macht aus, die noch immer faſt unwiderſtehlich war. Wie groß mußte dieſe Macht von jeher geweſen ſein, da ſich ihm, außer den vielen andern, zwei der ſeltenſten Frauen ihrer Zeit in grenzenloſer Hingebung verbunden hatten. Die eine, dem damals noch jungen Manne zugeneigt, war die ſchon beſprochene Pauline de Beaumont, die zweite, die dem ſchon alternden Mann die letzte zarte, unbegrenzte Neigung widmete, war eben jene Zauberin, deren Reize ſelbſt den gewaltigen Eroberer des Jahrhunderts entzündet hatten, der aber dann, ſtolz von ihr verſchmäht, ſie mit bitterer Rache verfolgte und ſogar aus Frankreich verbannte. Unter der Reſtauration war ſie nach Paris zurückgekehrt und hatte von neuem, durch Unglück und die Zeit noch gereift und vervollkommnet, das Reich der Grazie und des anmutsvollſten Geiſtes um ſich aufgebaut, das jetzt, da in dem Exil auch ihr Vermögen Schaden gelitten hatte, mehr noch als früher einzig dem Zauber ihrer Perſönlichkeit zugeſchrieben werden mußte. In dem auf das beſcheidenſte ausgeſtatteten Salon der Abbaye-aux-Bois verſammelten ſich die bedeutendſten Menſchen von Paris, und jeder hielt es für eine Ehre, dort aufgenommen zu werden. In der Gegenwart der liebenswürdigen Frau vergaß man allen Parteizwiſt und wurde freundlich gegeneinander, um ihr zu gefallen; gerade wie dies einſt in Raffaels Atelier der Fall geweſen ſein ſoll, wo der hinreißende Einfluß der einzigen Perſönlichkeit die vielen Schüler in Eintracht und liebender Ehrfurcht vereinte. Womit man aber Madame Récamier beſonders gefällig

ſein konnte, das war das Beſtreben, Chateaubriand zu erheitern, denn dies war geradezu der Zweck ihres Lebens geworden, und ſie war allen tief dankbar, die ihr dabei halfen. Doch nicht immer gelang es ſelbſt ihrer Meiſterſchaft in der Unterhaltung, die ſich noch dazu ganz nach ſeinem Geſchmack einrichtete, die Stirn des blaſierten Genies zu entwölken und ihm ein Lächeln zu entlocken. Dies erreichte eines Tages in glänzender Weiſe die junge Engländerin Mary Clarke, und von der Zeit an wurde ſie der entſchiedene Liebling von Madame Récamier und ein unentbehrliches Mitglied ihres ausgezeichneten Kreiſes. Wenn die Kriſen der Langeweile und Abſpannung bei Chateaubriand eintraten und er anfing, mit der Katze von Madame Récamier zu ſpielen, wendeten ſich alle Augen nach der Türe; wenn er aber gar mit der Klingelſchnur ſpielte, dann wurde die allgemeine Beklemmung ſo groß, daß der Eintritt der „jungen Engländerin" jeder Bruſt ein erleichterndes Ah! entlockte. Ihre Gegenwart brach aber auch jedesmal den Bann der Langeweile, der ſich zuweilen durch den zu hoch geſpannten Ton der Unterhaltung auf die Geſellſchaft legte. Sie beſaß eine kindliche Heiterkeit, einen blitzenden Verſtand, Witz und Originalität, dabei war ſie vollkommen natürlich und frei von der falſchen Scham, wißbegierige Fragen zu unterdrücken aus Furcht, unwiſſend zu erſcheinen. Unter den bedeutenden Menſchen, die zu den häufigſten Beſuchern des Salons der Récamier gehörten, waren beſonders zwei, Fauriel und Ampère, auch ſehr mit den Damen Clarke befreundet. Ampère ſagte von Mary: „Sie iſt eine allerliebſte Zuſammenſetzung von franzöſiſcher Lebhaftigkeit und engliſcher Originalität, aber ich glaube, daß der franzöſiſche Charakter überwiegt. Sie war das Entzücken des berühmten Gelangweilten; ihre Ausdrücke gehörten ihr durchaus an, aber er bediente ſich derſelben öfter in ſeinen Schriften. Ihre Art zu ſprechen und die Art und Weiſe ihres Geiſtes waren ganz originell, zart, ausgeſucht, mehr dem achtzehnten Jahrhundert als dem unſrigen angehörig."

Mary war nicht ſchön, aber ihre ganze Erſcheinung paßte zu ihrer freien, glänzenden, humoriſtiſchen Art, ſich auszudrücken; ihr friſcher Teint, ihre blauen Augen voll ſprühender Lebhaftigkeit und Schalkheit, ihre weiße Stirn, auf die eine Menge Löckchen in ungehinderter Unordnung herabfielen, die kleine, bewegliche, feine Figur, alles das bildete ein Ganzes, welches viele häßlich fanden, welches aber von allen, ſelbſt denen, die ſie nicht liebten, höchſt anziehend gefunden wurde. Sie war ſo unkonventionell wie möglich und beugte ſich nur vor geiſtiger Größe. Chateaubriand war ihr die höchſte Inkarnation derſelben, und ſie widmete ihm einen unbedingten Kultus, den er mit wirklicher Zärtlichkeit erwiderte. Außer ihm war es Madame Récamier, für die ſie wahre Begeiſterung empfand, „Sie war das reizendſte Weſen, das ich je gekannt habe," verſicherte Mary faſt ein halbes Jahrhundert ſpäter.

In dem Zauberkreis von Geiſt und Anmut, der ſich um dieſe zwei Perſönlichkeiten gebildet hatte, entwickelte ſich Marys Intelligenz und bildete ſich ihr Geſchmack. Zugleich aber befeſtigte ſich auch in ihr das Bedürfnis und der Hang zur Geſelligkeit, die geradezu ihr Beruf wurde, wie es für andere die Kunſt, die Politik, die Wohltätigkeit u. a. ſind. Einen Salon zu haben, wurde das Ziel ihres Lebens. Dies könnte auf den erſten Blick etwas frivol erſcheinen, aber man muß dabei bedenken, welche Bedeutung in früherer Zeit, beſonders in Paris, ein ſolcher Salon hatte. Es war dies eine Mitte, in der ausgezeichnete Leute ſich gern zuſammenfanden, um ſich zu unterhalten. Nichts Materielles war dazu nötig. Die Unterhaltung, der Austauſch der Ideen, die Anregung durch geiſtvolle Plaudereien genügten dafür. „Wenn man an das Vergnügen, ja an das Glück denkt, das die Konverſation gewährt, ſo wundert man ſich, daß ſo wenig Menſchen ſuchen, es zu genießen. Sonſt verſtand man es in Frankreich und widmete der Kunſt der Unterhaltung ebenſoviel Sorgfalt, wie jeder anderen freien Kunſt. Die Salons waren die Schulen, wo man lehrte, die Arena, wo Meiſter

und Schüler übten. Von einer Frau ſagen zu können: elle cause bien, war ein feineres Lob, als ihre Eleganz oder ihre Schönheit zu rühmen. Paris war die Wiege und das Vaterland des Salons, einer Pflanze, die ganz natürlich auf dem Boden dieſer belebten Stadt erwuchs. Es war dies ein Reich, das ſtets reſpektiert worden iſt, ſeitdem Madame de Rambouillet es gründete, um die franzöſiſche Sprache zu reinigen und zu vervollkommnen. Der Thron war zu wiederholten Malen vakant geweſen, zuweilen lange Zeit, aber er ſtand immer bereit, die Herrſcherin zu empfangen, die ihn in Beſitz nehmen würde. Das Recht der Eroberung war das einzig anerkannte Recht. Kein Geſetz der Erblichkeit verlieh das Zepter der einen Königin an eine andere, kein dynaſtiſcher Kodex wurde ihr aufgedrungen. Sie brauchte nur, wie Cäſar, zu kommen, zu ſehen und zu ſiegen. Jede Frau, welche dieſes Königtum ihrem eigenen Wert verdankte, konnte nach jener Herrſchaft, die zugleich wählbar, abſolut und demokratiſch war, ſtreben."

Das Talent der Konverſation hatte Mary Clarke in dem Kreis der Abbaye zur Meiſterſchaft ausgebildet, ohne es in jene ausgeſucht höflichen Formen zu bannen, die dort üblich waren, und die ihrer natürlichen, ungebundenen Art widerſtrebten. Nach ſieben Jahren, die ſie in der Abbaye zubrachte, bezog ſie mit ihrer Mutter eine andere Wohnung, und dort eröffneten die Damen Clarke ihren eigenen Salon.

Die ausgezeichnetſten Leute aus dem Kreis von Madame Récamier bildeten nun auch die Mehrzahl der Gäſte bei den Damen Clarke. Fauriel, Roulein, Julius Mohl waren mehrere Mal die Woche zum Eſſen da und verbrachten faſt alle Abende dort. Auch Madame Récamier kam zuweilen, ebenſo die Fürſtin Belgiojoſo, eine auffallend ſchöne, eigentümliche Erſcheinung, und eine Menge anderer durch Geburt, Talente, Schönheit und Geiſt ausgezeichnete Frauen, unter denen ich nur die berühmte Riſtori nennen will. Unter den Männern leuchtete ganz beſonders

Fauriel hervor. Im Jahre 1772 geboren, war er ſchon ein bedeutender Schriftſteller, als er die um achtzehn Jahre jüngere Mary kennen lernte, mit der ihn bald eine innige Freundſchaft verband, die von Marys Seite zu einer vergötternden Liebe wurde, die bis zu Fauriels Tod ihr Herz ausfüllte und ſie nicht an eine andere Verbindung denken ließ. Zuſammen mit ihm machten die Damen Clarke einen längeren Aufenthalt in Mailand, wo ſie im Hauſe Manzonis, des intimen Freundes Fauriels, die freundlichſte Aufnahme fanden.

Außer Fauriel gehörten noch zu den näheren Mitgliedern des Clarkeſchen Kreiſes Thiers, Mérimée, Tocqueville, Guizot, Couſin, Auguſtin Thierry, B. Conſtant, Mignet, Quinet uſw., kurz die bedeutendſten Männer der Zeit machten dieſen Salon von 1830 an zu einem merkwürdigen Zentrum der Intelligenz. Während die Julirevolution dem Leben des Salons ſchädlich war, wie es alle Revolutionen ſind, während die politiſchen Parteien ſich ſchieden, die Ariſtokratie ſich grollend im Faubourg St. Germain abſchloß und die — Verräter, die bei dem Bürgerkönig blieben, voll Verachtung von ſich ſtieß, ſuchte die lebhaft erwachte Tätigkeit der Nation nach einem neutralen Boden, wo ſie ſich frei bewegen und üben könnte, ohne ſich an den politiſchen Vorurteilen zu ſtoßen. Dieſen Boden fand ſie einzig in der Finanzwelt. Dahinein, in induſtrielle, kommerzielle, finanzielle Unternehmungen ſtürzte ſich die Geſellſchaft unter der Regierung Ludwig Philipps. Das Land wurde ſchnell reich bei ſeinen immenſen Hilfsquellen, und es folgte eine vergoldete Epoche auf die von Blut gedüngte der Anfänge des Jahrhunderts, die aber ebenſo viele Gefahren hatte, weil ſie die Gedanken und den Ehrgeiz einzig auf materielle Dinge richtete, und weil in ihr der Durſt nach Reichtum und Genuß den nach Geiſt und Ruhm überwog. Wie willkommen mußte in ſolcher Zeit ein Salon ſein, wohin der Streit der politiſchen Parteien nicht drang, und wo man frei in einer geiſtigen Atmoſphäre atmen

konnte. Dieſer Salon war der von Mary Clarke; denn ſie, wennſchon ganz für die Orleans eingenommen, hielt ſich dennoch frei von Partei- und Koteriegeiſt, und obwohl ſie bis zu ihrem Tode den Orleans treu blieb, ſo konnte ſie ſich doch bis zur Wut hinreißen laſſen, wenn ihr irgend etwas von ſeiten der Regierung mißfiel.

Deſſenungeachtet begann mit der Revolution von 1848 und dem Sturze Ludwig Philipps eine neue, und zwar die glänzendſte Epoche von Marys Salon. Im Jahre 1844 war Fauriel geſtorben und die, welche ihn mehr als alles in der Welt geliebt hatte, litt auch mehr als irgend jemand durch dieſen Tod. Zwei Jahre ſpäter ſtarb Madame Clarke, und Mary, die ihrer Mutter innigſt verbunden geweſen war, fühlte ſich ſehr allein in der Welt. Da entſchloß ſie ſich ein Jahr nach dem Tode der Mutter, die Frau von Julius Mohl zu werden, der ſie längſt mit treuer Neigung liebte, aber bisher der diskrete Zeuge ihrer Liebe für Fauriel, ſeinen intimen Freund, geweſen war. Mohl war damals ſchon berühmt auf dem Gebiete der orientaliſchen Sprachen, war Profeſſor am Collège de France, hochgeachtet im Kreiſe ſeiner Vorgeſetzten und Kollegen und wegen ſeiner Liebenswürdigkeit und Güte von allen, die ihn kannten, geſchätzt und geliebt. Eine geiſtvolle Franzöſin ſagte von ihm, daß ihn die Natur aus dem Crème der drei Nationalitäten gebildet habe, denen er durch Geburt, Wahl und Heirat angehörte: tief wie ein Deutſcher, geiſtreich wie ein Franzoſe, loyal wie ein Engländer.

Von nun an bereicherte ſich der Salon von Madame Mohl noch um ein Bedeutendes mit den literariſchen und wiſſenſchaftlichen Berümtheiten aller Länder, die durch ihre Verbindungen mit Mohl dahin gezogen wurden; ſeine glänzendſte Zeit aber datiert von dem Falle Ludwig Philipps an. Denn nun entwickelte ſich bei der originellen Frau ein Haß gegen Napoleon III., der nie erſtarb und ihren Salon zu einem Herd der Oppoſition gegen das Kaiſerreich machte, an dem ſich alle die Leute von Geiſt einfanden,

die letzteres nicht liebten und ſich mit Wolluſt über „dieſen da", wie Madame Mohl ihn nannte, luſtig machten. Zugleich aber wurde dieſer Salon auch ein Proteſt gegen die überhandnehmende Banalität auf allen Gebieten, den übertriebenen Luxus, die abſurden Moden, die Frivolität und Eitelkeit, kurz gegen die ganze Depravation des öffentlichen Lebens unter dem Kaiſerreich. Die kleine alte Frau, ohne Rang, ohne Vermögen, in einer einfach möblierten Wohnung im vierten Stock wohnend, ſtets in einem kurzen Kleid von ſchwarzer Seide, ohne Krinoline, die damals die Frauenwelt allmächtig beherrſchte, die grauen Löckchen ungeordnet über die Stirn fallend — hatte ſich eine unbeſtritten geehrte Stellung in der Geſellſchaft erworben und hatte es erreicht, alles, was Paris von ausgezeichneten Leuten beſaß, und was von europäiſchen Berühmtheiten dorthin kam, bei ſich zu verſammeln. Ebenſo einfach, wie die äußere Ausſtattung, war die Bewirtung. Eine Taſſe Tee, den Madame Mohl ſelbſt bereitete, war alles. In ſolch einer Mitte durch anderes, als durch Geiſt Effekt machen wollen, wäre ein ſehr unpaſſendes Bemühen geweſen. Madame Mohl verlangte nichts anderes von ihren Gäſten, als liebenswürdig zu ſein, nicht gelangweilt zu werden und nicht zu langweilen. So wie ſie ſelbſt die Kunſt der Konverſation aufs höchſte verſtand, ſo verlangte ſie auch, daß ein jeder zum allgemeinen Vergnügen beitrage, indem er entweder ſelbſt rede oder verſtändnisvoll zuhöre. Sie machte ihre Gäſte geltend, indem ſie ſie durch Widerſpruch, durch Zuſtimmung, durch Kritik oder Neckerei, durch eine Flut von witzigen Einfällen und Paradoxen anſtachelte.

Der Haß gegen Napoleon III. und alle, die mit dem Kaiſerreich zuſammenhingen, nahm den heftigſten Charakter an, den Liebe ſowohl wie Haß ſtets bei Madame Mohl hatten. „Der elende Spitzbube! Ich haſſe ihn ſo, daß es mich wirklich ganz unwohl macht!" ſagte ſie zu Montalembert, mit dem ſie ſich befreundet hatte, weil er ein Feind des Kaiſers war. Eine Freundin des letzteren jedoch

war in freundſchaftlichen Beziehungen zu Madame Mohl und beſuchte dieſe ſtets, wenn ſie nach Paris kam. Es war die Königin Sophie von Holland, die als Tochter des Königs von Württemberg, deſſen Miniſter der Vater von Julius Mohl geweſen war, eine große Freundſchaft für dieſen hatte, die ſie auch auf deſſen Frau übertrug. Napoleon kannte die ſtets unumwunden ausgeſprochene Antipathie Mary Mohls gegen ihn. Bei dem Beſuch der Königin Sophie im Jahr 1869 antwortete er auf die Frage der letzteren, ob es noch Salons in Paris gäbe: „Ja, den der Madame Mohl, aber ſie tut mir nicht die Ehre an, mich einzuladen.“ — „Sie hat mich zum Frühſtück gebeten,“ verſetzte die Königin, „aber da ich bei Ihnen bin, werde ich die Einladung nicht annehmen.“ — „Sie ſind nicht bei mir, Sie ſind bei ſich,“ erwiderte der Kaiſer, „ich verlange es als eine Gunſt, daß Sie zu Madame Mohl gehen.“

Napoleon war ſehr neugierig zu wiſſen, wie das Feſt verlaufen war und bat die Königin, Madame Mohl und ihre Freunde zum Frühſtück in den Tuilerien einzuladen. „Zu mir würden ſie nicht kommen,“ ſagte er, „aber ſie haben keinen Grund, nicht zu Ihnen zu kommen.“ Es ſchien aber doch ein Grund da zu ſein, denn keiner der Geladenen nahm die Einladung an.

Es war im Winter von 1859 auf 1860, wo ich in Paris weilte und Madame Mohl, die ich ſchon in England kennen gelernt hatte, häufig ſah. Ihr Salon war damals in voller Blüte, und ich verſäumte nie, mich am Freitag an ihren Empfangsabenden einzufinden. Man begegnete dort Thiers, Barthélemy Saint Hilaire, Mignet, Jules Simon, Renan, Laboulaye, Leopold Ranke, Richard Cobden und eine Menge anderer geiſtiger Notabilitäten, die ihren Zuſammenhang in der kleinen beweglichen Frau fanden, deren Originalität, Natürlichkeit und Intelligenz auch mir das lebhafteſte Intereſſe einflößten. Nicht konnte ich damals denken, daß dieſe ſo ſchön und ſicher entwickelte Exiſtenz wie ein melancho-

liſcher, trüb verhallender Akkord ausklingen würde. Der deutſch-franzöſiſche Krieg mit den widerſtreitenden Gefühlen, die er bei Herrn Mohl wecken mußte, da er beiden ſtreitenden Nationen mit gleichen Sympathien angehörte, der Tod ſeines Bruders und noch anderer Kummer erſchütterten die Geſundheit des trefflichen Mannes und führten ihn allmählich dem Grabe zu. Er ſtarb im Januar 1876. Seine Witwe war untröſtlich. Und jetzt rächte es ſich etwas an ihr, daß ſie ſo ausſchließlich der Geſellſchaft, wenn auch in edler Form, gelebt hatte, denn die Einſamkeit wurde ihr unerträglich. Nachdem das Trauerjahr vorüber war, öffnete ſie ihren Salon wieder, mußte aber die traurige Erfahrung machen, daß die Zeit ihr grauſames Recht geübt hatte, und daß der Weg zu dem einſt ſo beſuchten Haus vergeſſen war. Sie unternahm noch Reiſen nach England zu Verwandten, wo ſie, wie ſonſt, liebevoll aufgenommen wurde, und auch in Paris blieben einige bewährte Freunde ihr treu. Aber es war nicht mehr das alte Leben, ſie beklagte ſich bitter über das Ausbleiben der früheren Beſucher und ſagte: „Sonſt hatte ich eine Menge liebenswürdiger Menſchen um mich; jetzt kommt niemand mehr. Warum? Ich kann es nicht verſtehen.“

Endlich kam der letzte Beſucher für alle, der Tod, am 15. Mai 1883 und endigte eine durchaus originelle, durch ſeltene Eigenſchaften ausgezeichnete Exiſtenz. Und mit dieſem letzten Beſuch ſchloß ſich die Türe des letzten Salons in Paris. —

Der Reihe der mehr allgemein bekannten weiblichen Perſönlichkeiten, die teilweiſe ſchon in das öffentliche Leben handelnd hinaustraten, füge ich noch einige Bildniſſe bei, die nur engeren Kreiſen bekannt, dennoch in einer ſolchen Porträtgalerie einen Platz verdienen. Dahin gehört vor allen das Bild der Italienerin Paolina Ranieri.

Als Antonio Ranieri, der intime Freund Leopardis, ſchon ein Jüngling war, wurde ihm eine Schweſter geboren, die den Namen Paolina erhielt. Er empfand

für ſie von Anfang an eine tiefe Zärtlichkeit, die bald von dem kleinen Mädchen geteilt wurde. Oft, wenn der Bruder bei ſeiner Arbeit ſaß, erſchien das Köpfchen der Kleinen in der Tür, und wenn er dann freundlich fragte, was ſie wolle, erwiderte ſie: „Ich ſah dich ſtudieren.“ Die langen Jahre des Exils nahmen den Bruder von ihrer Seite, und als er endlich, amneſtiert, zurückkehrte, hatte ihn ſeine Freundſchaft für immer an Leopardi gefeſſelt. Einem Freunde, der ihn in Neapel empfing und nach Portici geleitete, wo ſich die Familie Ranieris befand, teilte dieſer ſeinen Entſchluß mit, für immer zu Leopardi zurückzukehren und bat ihn, ſein Fürſprecher beim Vater deshalb zu ſein.

„Aber du haſt die Paolina noch nicht geſehen,“ ſagte der Freund, „ſieh und ſprich ſie nur erſt und dann entſcheide.“

Der Eindruck, den die zur Jungfrau erblühte Schweſter auf Antonio machte, war wirklich entſcheidend. Er fand nicht nur die tiefſte ſchweſterliche Zärtlichkeit, die weiblichſte Anmut, ſondern auch eine ſo hohe Bildung, eine über ihr Alter ſo weit hinausgehende geiſtige Entwicklung, daß er von Bewunderung und Rührung ergriffen wurde und den Gedanken nicht faſſen konnte, ſie wieder zu verlaſſen.

Ihre erſten Geſpräche galten der Erinnerung an die heißgeliebte Mutter, die während Antonios Exil geſtorben war, in tiefer Sehnſucht nach dem Sohn, der vergebens alles verſucht hatte, um Erlaubnis zur Rückkehr zu erhalten und ſie noch zu ſehen. Paolina tröſtete des Bruders, durch dieſe Erinnerungen ſchmerzlich bewegtes Gemüt liebevoll und ſprach ihm dann von der Freude, die ſie haben würde, die Pflege Leopardis, den ſie bereits als Dichter hoch verehrte, mit ihm zu teilen. Nur mit ſchwerem Herzen riß Antonio ſich von ihr los, um nach Florenz zurückzukehren und den Freund nach Neapel überzuführen, was erſt nach längerer Zeit möglich war. Als es Paolina endlich gelang, ihre Miſſion bei dem Kranken anzutreten, entfaltete ſie erſt ganz die Fülle ihrer ſchönen, reichbegabten Natur. Dieſe war derart, daß ſie Ruhe und Freude mitbrachte, wohin

ſie kam. Unſchuld, Heiterkeit und inniges Erbarmen waren die Grundzüge ihres Weſens. Vergebens warnten Freunde und Verwandte vor der Gefahr, die ihr bei ihrer Jugend aus der Pflege eines ſo ſchwer Kranken, wie Leopardi es war, erwachſen konnte. Ihre Selbſtloſigkeit und das heilige Mitleid, von dem ſie erfüllt war, vergeiſtigten ihr alles und ließen ſie furchtlos an die Aufgabe gehen.

Das häusliche Leben für den Kranken ſo angenehm und wohltuend als möglich zu machen, war ihre nächſte Sorge, und die ſtille Anmut, die ſie über die Einzelheiten des Lebens zu verbreiten wußte, zog einen jeden in ihren Zauberkreis und ließ ſelbſt Leopardi in etwas die Freude am Leben wiedergewinnen. Aber nicht nur in dem, was Pflege und häusliche Annehmlichkeit betraf, war ſie um ihn beſorgt, ſie war auch auf geiſtigem Gebiete für ihn tätig. Da er an den Augen litt, las ſie ihm ſtundenlang vor in allen Sprachen, deren er mächtig war; denn ſie ſelbſt war nicht nur der modernen lebenden Sprachen mächtig, ſondern auch der toten und hatte bei dem gelehrten Griechen Margaris das Griechiſche vollkommen gelernt.

An den Abenden, die dieſer treffliche Mann meiſt mit ihnen verbrachte, nahm ſie nicht nur einen empfangenden, ſondern auch einen anregenden Anteil an den Geſprächen über die alten Autoren, und oft blieb ſie mit Leopardi und dem Bruder ganze Nächte hindurch in eifrigen Diskuſſionen oder in der Vorbereitung der Ausgabe von Leopardis Werken beſchäftigt. Sie, mit ihren hellen Augen, ſchrieb nieder, was der Dichter beſtimmte, während der Bruder ordnen half. Ihr gebührt der größte Anteil an der ſorgfältig gemachten Ausgabe der Werke Leopardis. Sie auch gab dem Bruder die meiſten Ideen zu der Lebensbeſchreibung des Freundes, die dem Buche voranſteht, und korrigierte die Druckbogen. Sie war es, welche den Kanonikus Bini in Florenz (wohin die Geſchwiſter ſich dreimal dieſer Ausgabe wegen begeben mußten) zu bewegen wußte, die Worte des großen Dichters unverändert ſtehen zu laſſen, indem ſie die Einwen-

dungen des furchtſamen Mannes ſanft beſeitigte und ſo das Monument vollenden half, das, nachdem die gebrechliche Hülle der Vergänglichkeit der irdiſchen Formen erlegen war, den Sänger des Schmerzes frei von den Flecken ſeiner Endlichkeit in die glorreiche Reihe der Unſterblichen erhob.

Nachdem der Freund in ihren Armen geſtorben war, blieb ſie in innigſter Schweſterliebe mit dem Bruder vereint; beide konnten ſich das Leben nicht mehr getrennt von einander denken. Nun war ſie es wieder, die Ranieri zu ſeinen literariſchen Arbeiten begeiſterte und ihn vermochte, kühn das Meſſer an die Wunden zu legen, an denen ihr geliebtes Volk von Neapel litt. So entſtand die „Ginevra", ein Roman, der in erſchütternder Weiſe das Schickſal der Findelkinder in Neapel darſtellt und dem Autor zwei Monate Gefängnis einbrachte. Die Schweſter blieb ihm während dieſer Zeit ſtets zur Seite und tröſtete ihn durch die Vorſtellung, daß es ein Glück ſei, für die armen Kinder zu leiden. Sie machte ihm die Erinnerung an dieſe Zeit zu einer der ſchönſten ſeines Lebens. Unter ihrer Eingebung ſchrieb er „Rocco o i Frammenti morali", in denen er die Grundſätze entwickelte, nach denen ſie das Volk zu erziehen wünſchte. Außerdem beteiligte ſie ſich an der Ausarbeitung ihrer gemeinſchaftlichen Diskuſſionen über Dante, den Paolina faſt ganz auswendig wußte, und an vielen anderen Arbeiten, ja ſogar an den juriſtiſchen, die niemals ohne ihre Zuſtimmung zum Druck gelangten.

Inzwiſchen fing es in Italien an, immer heftiger zu gären. Die Bewegung im Volke wurde, wie immer, im Blute erſtickt. Man lebte in fortwährender Aufregung, im Schwanken zwiſchen Furcht und Hoffnung. Die kühnen Veröffentlichungen Ranieris machten ihn verdächtig, und das Damoklesſchwert ſchwebte beſtändig über ſeinem Haupte. Paolina ſah der drohenden Gefahr mit hohem Mut ins Antlitz und war feſt entſchloſſen, ſie mit ihm zu teilen. Die Neigung des Miniſterpräſidenten Pietracatella für die Literatur rettete ihn mehrere Male vom Galgen. So kamen das Jahr

1848 und dann die zwölf Jahre der Reaktion, gegen deren finstere Realität die Zeit vor Achtundvierzig fast glücklich schien. Italien glich jenen antarktischen Vulkanen, die äußerlich mit Schnee bedeckt sind, in deren Innern aber ein gewaltiges Feuer tobt, welches endlich zum Ausbruch kommen muß. Die verdoppelte Stärke der Reaktion rief auch die doppelte Stärke der Vaterlandsliebe hervor. Inmitten der verschiedenen Abstufungen der zum gemeinsamen Ziele Strebenden stand Paolina, vereinigte die noch widerstrebenden Elemente, besänftigte die zu Aufgeregten, ermunterte die Zögernden und verbreitete die Harmonie ihrer Seele über alle, so daß als Freunde schieden, die als Feinde gekommen waren. Die edelsten und bedeutendsten Männer und Frauen waren ihr in Freundschaft zugetan und zeichneten sie durch die Beweise ihrer hohen Achtung aus. Je drohender die Zeiten wurden, je tiefer wurde die Ergriffenheit Paolinens, und ohne ihrer zarten Gesundheit zu achten, war sie unermüdlich in ihrer Opferwilligkeit. Eines Tages wurde Ranieri, der krank zu Bett lag, ins Gefängnis abgeholt. Man hatte einen Brief aufgefangen, worin über gewisse Medaillen verhandelt wurde, die zu Ehren eines Florentiners geprägt waren, und die Ranieri für sich und mehrere Freunde bestellt hatte. Schon wollte man die schönen Mittel der Tortur, deren sich die neapolitanische Polizei bediente, anwenden, um zu erfahren, ob die Medaillen für Mazzini oder Garibaldi bestimmt gewesen seien, als Paolina erschien, die inzwischen bei mächtigen Personen tätig gewesen war und dem Bruder die Freiheit wieder brachte.

Endlich kam die Stunde der Erlösung. Garibaldis Heldenzug nach Sizilien war gelungen, eine Epopöe von antiker Größe mitten in der modernen Welt. Es folgten Tage der schrecklichsten Angst und herzzerreißender Erwartung, dann der Einzug Garibaldis in Neapel und alles, was sich daran knüpfte. Paolinens glühende Seele begleitete den Gang der Ereignisse mit unaussprechlichem Anteil. Sie wich nicht von der Seite ihres Bruders inmitten der Gefah-

ren, die ſie umringten, und als die Kanonen von Capua donnerten, fand ſie nicht Ruhe noch Raſt. Sie leerte das Haus und die Villa von allem nur irgend Entbehrlichen und behielt für ſich ſelbſt bloß das Nötigſte, um Hilfe für die Verwundeten zu ſchaffen und deren Leiden zu lindern. Sie machte keinen Unterſchied zwiſchen Freund und Feind, denn ſie ſagte: „Hier gibt es nur Brüder!“ und half allen.

Während der Kriegszeit im Jahre 1866 entwickelte ſie denſelben Eifer, und noch erinnert man ſich in Neapel der großen Speditionen von Hilfsmitteln jeder Art, die ſie abſandte.

Helfend ſtand ſie dem Bruder zur Seite, als er, nun Deputierter geworden, an dem politiſchen Leben des neuen Italien teilnahm. Stets begleitete ſie ihn auf der damals noch beſchwerlichen, ja gefährlichen Reiſe zu ſeinen Wählern und wußte dieſe durch ihre Liebenswürdigkeit zu gewinnen. Es fingen in Turin die parlamentariſchen Kämpfe um den Süden, beſonders um das glorreiche Neapel an, welches trotz des Deſpotismus, unter dem es erdrückt geweſen war, in Wiſſenſchaft und Kunſt ſo Hohes geleiſtet hatte und Mutter jener Freiheitskämpfer von 1799 war, deren Opfertod die Baſis für die Freiheit Italiens geworden iſt. Paolinen betrübten dieſe unheilvollen Kämpfe tief; dazu kam, daß alle die alten Freunde nach und nach dahinſtarben, und die Geſchwiſter immer mehr allein blieben. Schwer laſtete das alles auf Paolinens Herzen, das ſchon ſo viel gelitten hatte, und ihre hart geprüfte Geſundheit erlag den wiederholten Angriffen. Am 12. Oktober 1878 entriß der Tod ſie dem untröſtlichen Bruder, der ſeitdem, wie er an eine Freundin ſchrieb, in einem „Ozean von Schmerzen“ lebte.

Daß Paolina Ranieri aber nicht bloß als ein ſeltenes, in Liebe, Hingebung und Opferfreudigkeit ausgezeichnetes weibliches Gemüt, ſondern auch durch Intelligenz und Bildung bekannt und verehrt war, beweiſt die Auszeichnung, die ihr von ſeiten der Akademie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften in Neapel zuteil wurde. In der erſten Sitzung der-

ſelben nach ihrem Tode las der Sekretär Giulio Minervini einen Nekrolog vor, den der von Schmerz zerriſſene Bruder zwar verfaßt hatte, den ſelbſt vorzuleſen er aber außerſtande war. Dieſe Mitteilung ward durch einſtimmigen Beſchluß in die Akten des Inſtituts aufgenommen, und der folgende Antrag einer Tagesordnung, von allen Mitgliedern unterzeichnet, wurde Ranieri ſchriftlich mitgeteilt:

„Tief bewegt durch den Tod von Paolina Ranieri, Schweſter Antonios, und teilnehmend an dem Schmerz unſeres ausgezeichneten Kollegen und Bruders, deſſen Leben ſo ganz verſchmolzen war mit dem der Verſtorbenen, nehmen wir, zum Troſt für ſeine ſchmerzbewegte Seele und als Ehrenbezeigung für die ſeltenen Gaben der edlen Frau, ſie als Mitglied an, indem wir anerkennen, daß das geſchriebene Lob, das wir vernommen, das würdigſte Monument ſei, welches der Name Paolina Ranieris um ihrer hohen Tugenden willen und in der Geſchichte der italieniſchen Literatur ſowohl als der unſerer politiſchen Einheit verdient.“

Der trauernde Bruder ſetzte der Verſtorbenen noch ein anderes Monument. In der Kirche von Santa Chiara in Neapel erhebt ſich jetzt, neben den hiſtoriſchen Denkmälern der Anjou, ein marmornes Denkmal in edlem Stil, auf welchem die Geſtalt Paolinas ruht. Es iſt ein Werk von wahrhaft künſtleriſchem Wert und erweckt die Sympathie und Verehrung auch derer, die in der Ruhenden die Freundin und Tröſterin der Armen und Verlaſſenen nur ahnen. Die Frauen des Volkes, die nicht leſen können, was auf dem Stein geſchrieben ſteht, bringen ihre Kinder, um dieſes ganz von Wohlwollen und Güte ſprechende Antlitz zu küſſen. Es wurde endlich nötig, ein Gitter um das Denkmal zu ziehen, damit die Statue nicht durch die Äußerungen der Rührung, die ſie erweckt, beſchädigt würde. — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nachſtehendes war ſchon vor mehreren Jahren geſchrieben, als die Dichterin, von der es handelt, noch ſehr jung war.

Unſere Zeit iſt den Muſen leider nicht allzu ſehr geneigt. Wer hat wohl Zeit, in den Aufregungen der Politik, dem Streit der Parteien, dem vom Dampf getriebenen Räderwerk unſeres ganzen öffentlichen Lebens auf die einſamen, wolkenumhüllten Höhen des Parnaß zu flüchten und mit den holden Göttinnen Zwieſprach zu halten, die ſich, trauernd über den Verfall ihres Kultus, in jene Götterfernen zurückgezogen haben, wohin nur noch wenig Auserleſene den Weg finden; denn das meiſte, was hier unten jetzt geſungen wird, erkennt man dort oben nicht als echte Ware an.

Um ſo erfreulicher iſt es, wenn einmal wieder ein „Mädchen aus der Fremde" auf unſerer verarmten Erde erſcheint, und noch gar, wenn es wirklich ein Mädchen iſt. Haben die Muſen vielleicht, müde der wilden und eiteln Leidenſchaften, die ſich der Männerwelt bemächtigt haben, dieſer ihre Gunſt entzogen und ſich aus ihrem eigenen Geſchlecht die Trägerinnen ihrer holden Gaben an die Sterblichen erkoren?

Wie dem auch ſei, wir haben die Freude, das Erſcheinen einer Dichterin zu verkünden, einer modernen Sappho, die, vom Hauch antiken Geiſtes beſeelt, mit der ganzen Spontaneität eines durch und durch poeſieerfüllten Gemüts auch die moderne Realität, ja die Wiſſenſchaft ergriffen hat und ſie mit dem Glanze des Ideals verklärt. Sie iſt eine Tochter Albions, Miß Mary Robinſon, und hat ſchon ſehr jung angefangen, ſich ſowohl durch dichteriſche Schöpfungen wie auch durch verdienſtvolle Arbeiten auf dem Gebiete der politiſchen, religiöſen und literariſchen Geſchichte bekannt zu machen, Arbeiten, die alle an den Quellen ſtudiert und unter dem direkten Einfluß dieſer ſelbſt geſchrieben ſind.

Einer der ausgezeichnetſten Gelehrten der Sorbonne, Mr. James Darmeſteter, jetzt ſeit einigen Jahren tot, lernte die poetiſchen Schöpfungen von Miß Robinſon kennen und, ergriffen von deren Schönheit, überſetzte er eine Auswahl derſelben in Proſa in die franzöſiſche Sprache und fügte eine Vorrede hinzu, in der er das Weſen dieſer Poeſie charakteriſiert. Er ſagt, daß die Dichterin Idealiſtin ſei, und

daß die idealiſtiſche Poeſie nirgends, weder in England noch ſonſtwo, Reineres, Ergreifenderes und Tieferes hervorgebracht habe, daß ſie aber die Klippe derſelben, nämlich den Myſtizismus, glücklich vermieden habe durch die große Klarheit des Gedankens, die ſich bei ihr mit dem intenſivſten Schaffen und Weben des dichteriſchen Traumes verknüpft. „Dieſe Poeſie", ſagt er, „beſitzt die höchſte Gabe, die unſere Zeit des Verfalls verloren hat, die Spontaneität; ſie entſpringt der Fülle des Herzens und des Gedankens. Daher kommt die klaſſiſche Reinheit der Kompoſition; da iſt nicht eine Linie, nicht ein Wort, die nicht auf den Ruf eines Gefühls oder eines Gedankens hervorgekommen wären. Da iſt keine müßige Einleitung; die Erregung oder der Gedanke brechen gleich beim erſten Wort, beim erſten Schrei hervor und gehen ohne Aufenthalt, ohne Rückblick, von Pulsſchlag zu Pulsſchlag vorwärts bis zu der letzten Kriſis. Die Ergriffenheit iſt zu wahr, um nicht einfach, der Impuls zu mächtig, um nicht ganz direkt zu ſein. Jedes Stück iſt eine lebendige Pflanze, die in ununterbrochenem Wuchs von der Wurzel bis zur Blüte emporſchießt. Die große Sicherheit der Kompoſition lag ohne Zweifel in der Natur des dichteriſchen Genies ſelbſt, in der Aufrichtigkeit der Erregung und des Ausdrucks, der gerade auf ſein Ziel losgeht; aber ſie wurde auch entwickelt durch die intime Vertrautheit mit dem Genius Griechenlands und Italiens. Dieſe Dichtung, die auf das tiefſte engliſch iſt durch die Fülle und den Ernſt des Gefühls, hat die ganze Reinheit und Klarheit der Sonne Griechenlands; ſie iſt eine Blume des Nordens, die ſich am Hauch des Südens entfaltet hat."

Wir können dem Urteil des ausgezeichneten Gelehrten nur beiſtimmen und den Wert dieſer Dichtungen nicht hoch genug anſchlagen. Die Formvollendung, mit der ſie uns entgegentreten, die mit künſtleriſcher Einſicht gepflegte Rhythmik der verſchiedenartigſten Versmaße erhöhen ihren Zauber; was uns aber beſonders feſſelt, das iſt die Perſönlichkeit, die uns darin erſcheint, in der alle Ideale und alle Schönheit des Lebens

ſich wie in einem Brennpunkt vereinen, um in glühenden Strahlen wieder hinauszuleuchten, in der die Liebe zur Natur, wie im antiken Mythos, in jedem Baum und in jeder Blüte beinahe ein perſönliches Leben weckt, in der die Liebe und der Schmerz einen Ausdruck finden, wie er nur an der tiefſten Quelle des Herzens gefunden werden kann, und in der das überflutende Mitleid mit dem Elend des Daſeins, von einer leiſen, wunderbaren Hoffnung verklärt, ſogar aus der Vernichtung einen idealen Troſt ſchöpft.

Um eine annähernde Idee der verſchiedenen Richtungen zu geben, in denen dieſe Gedichte ſich mit gleicher Tiefe des Gefühls und Gedankens bewegen, laſſen wir hier einige Überſetzungen in Proſa folgen, die natürlich der Anmut, die ihnen die Form verleiht, entbehren, die aber nur zeigen ſollen, wie reich das Gebiet iſt, das die bildende Phantaſie der Dichterin umfaßt.

Wer fühlte nicht in dem Einleitungsgedicht „Paſtorale des Parnaß" einen Hauch antiken Geiſtes?

„Dieſen Morgen, bei Tagesanbruch, ließ ich meine Herde und ging, das Gebirge, das in Flammen glühte, aufzuſuchen.

Die Hirten ſagten mir: Der Weg iſt ſteil; o gehe nicht!

Ich aber ließ meine Wieſen, friſch vom Regen, meine Bäche, mit Blumen eingefaßt, um eine freiere Luft zum Atmen und mehr Raum zum Singen zu finden.

Dann machte ich mir eine Flöte aus Rohr und wanderte ſpielend und ſingend. Aber während des Singens war mein Herz ſtumm und bebend:

Denn die große Anhöhe und der Himmel waren voll von Schatten und Glorien, die weit über allem Licht und aller Finſternis waren, die ich je geſehen hatte.

Meine Sinne reinigten ſich in Liebe und Furcht; ich ſah Gott flammen in jedem Gebüſch, und plötzlich brachen ſtarke und klare Stimmen hervor, ſo wie die Flamme.

Und mich umſehend, woher die Harmonie käme, ſah ich, halb verſteckt, die Dichter ſtehen, die Wache hielten und Tag und Nacht ſangen.

Und ſo ſanft, wahrlich ſo ſanft, erklangen ihre Stimmen, die hohen und die tiefſten; ich ſandte ihnen ein Echo zurück auf meinem Rohr wie im Traum.

Ich hörte es. Mein Herz erſtarrte vor Schreck: was würde entſtehen, wenn ſie es hörten? Würden dieſe Nachtigallen nicht ihren Spottvogel töten?

Da ſah ich von dem höchſten Gipfel des Berges, da, wo die weißen Dünen das zarte Grün durchbrechen, einen Arm ſich langſam herunterneigen, ich hörte Worte vorüberziehen.

Das iſt das Ende, ſagte ich mir, und doch bin ich glücklicher, es komme, was da wolle, auf dem Parnaß zu ſterben, als fern von ihm zu leben.

Da wurden die Hände und die leuchtenden Antlitze und die heiligen Stimmen zu einer einzigen Flamme:

Komm, arme Sängerin, und ſinge mit uns! ſangen ſie, und ich kam.

So endete mein Abenteuer; das iſt das Ende, und es iſt ſanft:

Die ganze Nacht, den ganzen Tag lauſchen und ſingen zu ihren Füßen."

Das tiefe Naturgefühl, das in dem dichtenden Gemüt je nach dem Eindruck des Augenblicks Stimmungen hervorruft, die dann wieder auf die Natur zurückſtrahlen und ihr einen eigenen Inhalt verleihen, ſpricht ſich unter vielen ähnlichen in dem ſchönen Gedicht „Eine Mainacht in Florenz" aus.

„Ruhig, ruhig iſt die Nacht; ruhig wie die Pauſe nach dem Schmerz; ruhig und ebenſo ſanft;

Tief, feierlich, unermeßlich; ſie verſchleiert die Sterne in dem lichten und klaren Blau, dem zitternden Blau der Atmoſphäre, die der Mond durchbricht.

Ach, könnte die Nacht dauern!

Wer darf ſagen, daß du trüb biſt oder düſter oder unſichtbar, o himmliſche Nacht!

Deren Klarheit über dem Olivental leuchtet, das in der flimmernden, nächtlichen Weile ſchläft, über der Hecke von

blaßroten Roſen, über den weißen Lilien zu meinen Füßen im Grün.

Nein, du biſt Licht, o Nacht, nicht wie der Tag, aber wie ein zarterer und himmliſcherer Strahl.

Wie war der Mittag ſo blau, wie es deine zitternden Himmel ſind, an denen der Puls halb unſichtbarer Sterne ſchlägt; deine Himmel zerfloſſen in einem blaſſen Glanz, zerfloſſen wie ein Traum!

Nacht, die der Mond erhellt, erfüllt von den träumeriſchen Feuern, die im Garten und im Gehölz leuchten, von den Feuern, die der Glühwurm ausſtrahlt aus der Lampe ſeiner lichterfüllten Bruſt;

Nacht, erfüllt von irrenden Lichtern und von Geſängen und von erblühten Roſen, o Nacht, du biſt es, die ich will!

O Nacht, Engel der Nacht, umhülle mich, öffne deine Flügel!

Neige dich vom Himmel und umfange mich, bis ich in der Stimme des einzigen Vogels, der noch ſingt, den Pulsſchlag deines muſikaliſchen Herzens, das im Schatten ſchlägt und die magiſchen Dinge höre, welche die Nacht allein kennen kann."

Eine große Anzahl der zarteſten lyriſchen Ergüſſe ſind der Liebe geweiht, die wohl kaum je reinere, edlere, ſinnigere Laute in einem weiblichen Herzen gefunden hat als hier, wenn es gleich nicht das Glück derſelben iſt, von dem ſie ertönen, ſondern der ewige Schmerz, daß auch das ſeligſte irdiſcher Gefühle der Vergänglichkeit anheimfällt, und zwar nur zu oft von der einen Seite, während das andere Herz feſthält an ſeinem holden Wahn.

Wir laſſen hier einige Proben folgen; man meint Sappho zu hören:

„Es iſt ein Jahr her, in Italien, da war auch eine ſo göttlich ſchöne Nacht; der Mond glänzte ſo groß und ſo weiß; wir ſchauten und bewunderten, ſie und ich.

Wir lauſchten in den Alleen des Gartens; eine Nachtigall

ſang ganz allein; von ferne hörten die andern den Geſang und erfüllten die Welt mit einem Chor von Lobgeſängen.

Aber dann, noch nicht ein Monat, da war der Mond tot, die Nachtigallen waren gen Süden entflohen. Die Liebe liebt die Kälte ebenſowenig wie ſie; ſie ſchüttelte ihre roſigen Flügel und flog davon."

Und ein anderes in dem Versmaß des ſogenannten Strambotto, eines achtzeiligen Verſes, der nur zwei Reime hat, die ſich viermal wiederholen, nur ein einziges Gefühl ausdrückt und ganz lyriſcher Natur iſt:

„Die Liebe iſt ein Vogel, dem im Geſang die Stimme erſtirbt; die Liebe iſt die voll erblühte Roſe, die ſich entblättert.

Die Liebe iſt die Biene, die durch ihren eigenen Stachel ſtirbt, und die Liebe iſt das Kreuz auf dem Leichentuch.

Die Liebe iſt die Sirene, die den entzückten Fiſcher, der ihrem Ruf folgt, auf die Sandbank lockt.

Die Liebe iſt das gebrochene Herz, das Lebewohl, es ſind die Hände, die im Sterben ringen. O liebt nie!"

Eine Anzahl der Gedichte ſind im Versmaß der Rispetti gehalten.

Die Rispetti ſind achtzeilig wie der Strambotto, mit dem Unterſchied, daß die vier erſten Zeilen abwechſelnde Reime haben, die vier folgenden nicht, alſo: ab ab, cc, dd; ferner, daß die beiden Teile einen Gegenſatz bilden, eine Bewegung der Ideen, einen Kontraſt oder eine Symmetrie ausdrücken und dramatiſcher ſind als der Strambotto:

„Ich liebe dich mehr, als Worte es ſagen können, und dennoch fühlſt du nicht, daß ich dich ſo ſehr liebe. Ich ſterbe langſam von Tag zu Tag, du ſiehſt mich, und du weißt es nicht.

Du ſiehſt mich, und du haſt nicht Angſt, du ſiehſt die Leidtragenden mit dem Sarge nicht; du antworteſt mir, wenn ich rede und willſt mir wohl, aber du hörſt die Totenglocke nicht."

Und noch eins der Rispetti:

„O Liebe, Liebe, komm von jenſeits der Meere, komm hierher! Komm zurück und gib mir einen Kuß, wenn ich tot bin;

komm zurück und lege eine Rose auf meinen Sarg; komm, zünde die Kerzen an zu meinen Füßen und zu meinem Haupt.

Komm zurück und drücke einen Kuß auf meine Augen, und im Tode träume ich vom Paradies.

Komm nur einmal niederknien bei mir und ein Gebet zu sagen, und meine Seele, wo sie auch sei, wird glücklich sein."

Um ein Beispiel von dem philosophischen Tiefsinn der jungen Dichterin zu geben, der sie zuweilen bis an die äußersten Grenzen des Pessimismus führt, aber eines Pessimismus, der sich nicht in der Hoffnungslosigkeit des Ichs verliert, sondern in der glühenden Charitas, im heiligen Schmerz des allgemeinen Leidens eine Versöhnung findet — folge hier noch die Übersetzung des Gedichts in kunstvollen Sextinen, „Persönlichkeit" betitelt, und dann des andern, „Darwinismus", in dem die Wissenschaft selbst mit ihrer Empirie dem schöpferischen Dichtergeist zu einem leisen fernen Hoffen den Beweis liefern muß.

Also zunächst „Persönlichkeit":

„Wie ein Mensch, der zwischen hohen Gartenmauern auf einer Straße hingeht, die kein Ende hat, immer den leeren Weg hinter sich und den vor sich, den er auf ewig allein wandeln muß — so, so ist das Leben für jede Seele, die eingeengt ist mit Schranken, die selbst die Liebe nicht durchbrechen kann.

Und doch, ach! wie oft möchten wir all diese Bollwerke zerbrechen, die Mauern überspringen und uns an eine geliebte Seele fesseln, ihre antwortende Stimme hören bis ans Ende, den Pfad, den sie erwählt, verfolgen, nicht länger allein, sondern als fröhliche Gesellen, mit dem Himmel vor sich in Sicht.

Ach, aber die Schranke ist hoch, ich stoße immer vergebens meine Stirn an den Steinen, ohne mir einen Weg bahnen zu können, und ich bleibe immer allein, nur höre ich zuweilen von jenseits der Gartenmauern eine Stimme, die der Wind mir zuträgt, oder das Ende eines Lieds, das wie Tau in meine Seele fällt.

Weil andere ſingen, vergeſſen wir, meine Seele, wie lang und düſter die Straße iſt, die ſich vor uns ausdehnt, und zu welchem Ende ſie geht, zu welchem banalen, unvermeidlichen Ende. Komm, ſuchen wir Maiblumen, pflücken wir die Nelken, die ſich in der Mauer bergen; ach, es iſt aber ſo traurig, allein zu ſein!

Ewig, unabänderlich allein! nicht bloß du oder ich, ſondern jede Seele, eine jede eingeſchloſſen und gefeſſelt zwiſchen unſichtbaren Mauern.

Muß man darüber toll werden oder mit dem Mut der Verzweiflung ſich dagegen ſtemmen, dennoch verurteilt zu unterliegen und zu zerbrechen?

Oder in dumpfer Geduld ſich hinſchleppen bis ans Ende!

Ja, das iſt die Hoffnung jedes Herzens: es gibt ein Ende; ein Ende, wo wir nicht mehr allein ſein werden, ſondern entweder tot oder ſtark genug, um den Kerker des Ichs zu zerbrechen und jene größere Seele zu finden, die weder die deine noch die meine iſt, ſondern die an der Spitze der Zeit thront, jenſeits der entlegenſten Mauern der Welt.

Ich glaube an das Ende, und ich ſinge innerhalb meiner Schranken; ich ſinge ganz allein um eine Seele, die mir vielleicht zuhört, zu bitten, den Tagesanbruch zu erwarten, mich da vorne zu erwarten."

In dem Gedicht „Darwinismus" hat die Theorie des berühmten engliſchen Gelehrten ihre Rechtfertigung durch den Idealismus gefunden, und wir möchten uns gerne den Troſt gefallen laſſen, der aus der idealiſtiſchen Anwendung einer geiſtvollen wiſſenſchaftlichen Hypotheſe entſpringt:

„Als der blumenloſe Wald der Farrenkräuter zuerſt die Lagunen der Urzeit beſchattete, erſchütterte eine lange, unbeſtimmte, unbewußte Unruhe die großen Blätterflächen von Grün und Gold.

Bis der biegſame Stamm hart geworden war, bis die Laubfläche anfing, Äſte und Zweige zu treiben und — ſiehe — auf dem bisher blumenloſen Wald eine Morgenröte von Apfelblüten hervorbrach.

Da ſchwang ſich nun Jahrhunderte hindurch der bewegliche Affe auf den fruchtbaren Zweigen des Waldes hin und her; voll Glück in ſeinem luftigen Haus, pflückte er den Apfel und ſog die Rebe.

Bis auch in ihm endlich das alte, unveränderte, ferne Leid ſich regte, das ſeine Welt der Lüfte und der Vögel mit einer göttlichen Unſeligkeit durchdrang.

Er ſuchte weder die Liebe noch die wilden Früchte, und nicht konnten die heißen Kämpfe ſeines Clan den noch ungeborenen, ſchmerzenden Gedanken ſtillen, bis endlich das Tier zum Menſchen wurde.

Es iſt lange her — und jetzt treibt dieſelbe Unruhe zu demſelben unſichtbaren Ziel, bis eine neue, noch ungeträumte, unerratene Fähigkeit die neue Arbeit der Seele vollendet."

Könnten wir mit der Dichterin hoffen, daß das krankhafte Weh, das unſere Welt durchzuckt, die unbeſtimmte Sehnſucht nach einem noch unbekannten Heilmittel, die Geburtswehen einer neuen höheren Phaſe der menſchlichen Exiſtenz wären!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine ausgezeichnete Frau aus dem fernen Norden muß ich noch erwähnen, die einen Winter in Rom zubrachte, wo ich das Glück hatte, ſie kennen zu lernen. Es iſt dies Magdalena Thoreſen, die durch die Heirat einer ihrer Stieftöchter die Schwiegermutter Ibſens wurde.

In Jütland geboren (unter einem Volksſtamm, der ſich für von den Göttern abſtammend hält und nichts anderes verlangt, als in ſeiner ſtrengen Individualität unangetaſtet in friedlicher Beſchränkung ſein eigenartiges Leben fortführen zu können), war ſie früh nach Norwegen gekommen, hatte ſich daſelbſt mit einem Witwer, der ihr ſechs Kinder erſter Ehe zur Erziehung zubrachte, verheiratet und war durch die Stellung ihres Mannes, der lange Zeit Pfarrer auf dem Lande, dann in Bergen war, auf das genaueſte mit dem Volk, beſonders den Küſtenbewohnern, ſowie mit der großartigen Natur ihrer zweiten Heimat bekannt geworden. In dem Leben dieſer urkräftigen Menſchen, die fern von der Zivili-

ſation im ewigen Kampf mit den Elementen und unter den Eindrücken einer wilden, großen Umgebung ſich ein durchaus urſprüngliches Weſen bewahrt haben, bewegen ſich die Erzählungen, welche die erſten, bis jetzt in die deutſche Sprache überſetzten Bändchen füllen. Es ſind Erzählungen von epiſcher Einfachheit und Größe mit typiſchen Geſtalten, die nicht reflektieren, ſondern einfach empfinden und impulſiv handeln, dem Leben und dem Tod gleichmütig als einem unabwendbar Notwendigen gegenüberſtehen, ſtark in Gefahr und treu und demütig im Lieben und Hoffen ſind. Scheu, ſtumm und linkiſch ſind dieſe Menſchen, wie es das Volk in ſeiner Unberührtheit und Entfernung von der ziviliſierten Welt iſt; aber welche ergreifende Poeſie liegt nicht in ſolchen Situationen, wie in der Erzählung vom Pilt Ola, wie die Alte, die ihn das ganze Leben hindurch geliebt hat, dem Toten das Brauthemd anzieht, an dem ſie jahrelang ſtickte, und ſich dann ſelbſt in dem nie zuvor angelegten Brautſchmuck an das Bett ſetzt, auf dem er liegt, und über dem Leſen im Geſangbuch einſchläft, um nie wieder zu erwachen. Oder wie großartig iſt die Szene im „Student", wo die beiden Todfeinde miteinander ringen und zuſammen in die tiefe Schlucht hinabſtürzen, in die der Sohn des einen, ein zarter Knabe, dann hinabſteigt, um den heißgeliebten Vater, an deſſen Tod er nicht glauben kann, unten zu ſuchen. Wie erhaben und heilig iſt ferner der Tod Ingeleifs, der nachherigen Pflegemutter des verwaiſten Knaben, ein ſanftes Verlöſchen, während ihr Mann, der ſtarke Björn, der ſie ſo innig geliebt hat, ſie leiſe mit einem frommen Lied in den ewigen Schlaf hinüberſingt. Und dann des ſtarken Björn eigener Tod in der furchtbaren Nacht auf dem empörten Meer! Wahrlich, bei ſolchen Schilderungen kann man noch einmal das alte, verbrauchte Wort anwenden: „es iſt, als ob es ein Mann geſchrieben hätte", denn es iſt mit einer Gewalt der Wahrheit gezeichnet, als hätte die Schreiberin ſelbſt dem Tod unter dieſen Umſtänden in das Auge geſehen.

Wer aber wollte ſich noch wundern über dieſe Fülle von

Poeſie, über dieſe Kraft der Geſinnung, über dieſe Gewalt der Darſtellung, der das Glück gehabt hat, der ſeltenen Schriftſtellerin ſelbſt zu begegnen? Wenn es der höchſte Zweck der Bildung ſein ſoll, die Individualität zu ihrem vollen, edelſten Ausdruck zu bringen, ſo iſt er hier erreicht. So wie die Leidenſchaft der Seele für alles Höchſte und Idealſte aus dem noch ſo ſchönen Auge der älteren Frau glüht, ſo ſpricht die Energie des Weſens und die höhere Güte des Herzens, die nicht die ſogenannte reizende weibliche Schwäche iſt, aus den bewegten Worten, die, ſelbſt in der fremden Sprache, mit ungewöhnlicher Beredſamkeit von ihren Lippen fließen. Und ſie, die in edelſter Weiſe ihre Pflichten als Gattin und Mutter erfüllte, iſt wieder ein Beweis dafür, wie töricht es iſt, das Weib als nur für dieſe Pflichten allein befähigt und berufen darzuſtellen. Nachdem ſie auch das letzte ihrer ſieben Kinder, den eigenen, aus ihrer Ehe erzeugten Sohn, zum ſelbſtändigen Daſein in der Welt entlaſſen hatte, gönnte ſie ſich eine unabhängige perſönliche Erquickung durch eine Reiſe nach Italien und genoß in voller Friſche der Empfindung den Reichtum in Natur und Kunſt, den dies ſchöne Land bietet, und bereitete ſich vor, mit neuen, tiefernſten Geiſtes-werken, die bereits in ihren Gedanken reiften, jene zu beſchenken, die fähig ſind, ſie zu verſtehen. — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Zum Schluß dieſer langen Galerie ſtehe nun noch das Bild eines jungen Mädchens, deſſen ſelbſt geſchriebene Memoiren nach ſeinem frühen Tod veröffentlicht, eine Zeitlang das Pariſer Publikum, da ſie in franzöſiſcher Sprache geſchrieben waren, ſehr aufregend beſchäftigten.

Traurig intereſſant ſind dieſe als eine pſychologiſche Studie über das Unheil, das frivole Verhältniſſe und Umgebungen in einer Natur anrichten können, die, zu Beſſerem begabt, noch ehe ſie ſich ſelbſt verſteht, von jenen Elementen ergriffen und hin und her getrieben wird, bis ſie, ſchon halb gebrochen und mit ſich ſelbſt entzweit, zu der Erkenntnis des Weges kommt, der ſie in die Freiheit des Werdens und Schaffens führen

würde, wenn jene Elemente die Energie, deren ſie fähig geweſen wäre, nicht ſchon halb paralyſiert hätten.

Marie Baſchkirtſeff war zwölf Jahre alt, als ſie den Teil des Tagebuches, den wir beſitzen, zu ſchreiben anfing, zuerſt ohne die Abſicht geleſen zu werden, ſpäter aber mit der ſehr beſtimmten Abſicht, daß es einſt geleſen werden ſollte. Sie ſagt uns dies ſelbſt in einer von ihr kurz vor ihrem Tode geſchriebenen Vorrede, in der ſie bekennt, daß ſie um jeden Preis auf dieſer Erde bleiben will; wenn ſie nicht jung ſterben werde, als große Künſtlerin, im anderen Fall durch dieſes Tagebuch, von dem ſie vorausſetzt, daß es intereſſieren müſſe, als ein Dokument für die Naturaliſten über das innere Leben einer Frau, von einem Tag zum anderen mit der größten Wahrhaftigkeit aufgezeichnet. Sie wiederholt die Verſicherung von der Aufrichtigkeit, mit der ſie alles, alles ſagen werde, ſo oft, daß man faſt auf den Verdacht kommen könnte, es ſei eben dieſe Aufrichtigkeit etwas Poſe. Auch der aufrichtigſte Menſch iſt nicht verpflichtet, jedes kleinſte Detail ſeiner Perſönlichkeit vor das Publikum, dem er ſich bekannt machen will, zu bringen, er müßte denn von ſolch maßloſer Eitelkeit befangen ſein, daß er ſich für eine völlige Ausnahme von der Spezies Menſch hielte, an der auch jede kleinſte Bewegung irgendeines Gliedes, jeder geheimſte Gedanke, intereſſieren müſſe. Dieſe maßloſe Eitelkeit, die uns die banalſten Vorgänge, Eindrücke, Unterhaltungen uſw. wie ſeltene Speiſen auftiſcht, iſt es denn auch, die den erſten Teil des vorliegenden Buches faſt widerwärtig macht, und zwar um ſo mehr, da es dem Alter nach noch ein Kind iſt, welches uns dieſen ganzen Apparat einer werdenden Kokette zu ſehen gibt. Wir würden auch nach der erſten Hälfte des erſten Teils das Buch voll Überdruß wegwerfen, gelangweilt durch die Prätenſion des kleinen Ichs, das ſich in einem monotonen Spiel von Selbſtvergötterung, Laune, Blaſiertheit und Äußerlichkeiten herumdreht, wenn nicht hie und da ein tieferer Gedanke, ein edleres Gefühl, ein begeiſtertes Aufjauchzen wie ein Blitz durch dieſe Öde zuckte und uns ahnen ließe, daß in dieſer häßlichen

Chryſalide vielleicht eine ſchöne Pſyche ſchlummere, die zu rechter Zeit vom rechten Strahl geweckt, ihre Hülle zerbrechen und mit ſchimmernden Flügeln der Sonne zufliegen werde. Dieſe Hoffnung lockt uns weiter, indem wir uns zugleich fortwährend die causes atténuantes vorhalten, die für das junge Mädchen aus der typiſch-ruſſiſchen Mitte erwuchſen, in der ſie geboren war und lebte.

Die Exiſtenz ſolcher reicher ruſſiſcher Familien, wie die, welche uns hier beſchrieben wird, in ihrer Inhaltloſigkeit, Zerfahrenheit, Äußerlichkeit, als einen Ruin für jede höhere Entwicklung, geiſtige wie ſittliche, zu bezeichnen, darf uns um ſo weniger verdacht werden, als die bedeutendſten ruſſiſchen Schriftſteller, wie Turgeniew, Tolſtoi, Doſtojewski u. a. dies in der ſchärfſten Weiſe getan haben, und als Marie Baſchkirtſeff ſelbſt uns in nicht zu mißdeutender Art darauf hinweiſt. Von ihrer erſten Kindheit, auf dem Lande in Rußland verbracht, erzählt ſie uns flüchtig in der Vorrede wenige Einzelheiten und deutet nur, ohne näher darauf einzugehen, an, daß nach zweijähriger Ehe ihre Mutter zu den eigenen Eltern zurückkehrte und ihre zwei Kinder, Marie und Paul, mitnahm. Ein Jude, der ſich mit Weisſagungen beſchäftigte, hatte der Mutter prophezeit, ihre Tochter werde ein Stern erſter Größe werden, und die letztere ſagt: „Seitdem ich denke, ſeit meinem dritten Jahre, habe ich das Streben nach ich weiß nicht welcher Größe gehabt. Meine Puppen waren immer Königinnen oder Könige; alles, was ich dachte und alles, was in Mamas Umgebung geſagt wurde, ſchien ſich immer auf künftige Größe zu beziehen, die unfehlbar kommen müßte.“ Mit fünf Jahren tanzte ſie, mit den Spitzen der Mutter bekleidet und künſtliche Blumen im Haar, vor der bewundernden Hausgenoſſenſchaft im Salon. Dies ſind die Grundnoten, die durch die ganze erſte Jugend durchtönen.

Im Jahre 1870 fing das Wanderleben eines Teils der Familie, der Großeltern, der Mutter mit Marie und Paul, der Tante, einer jungen Kuſine Mariens und

eines Arztes und Freundes der Familie an. Man beſuchte Wien, Baden-Baden, Genf und machte ſich endlich 1873 für einige Zeit in Nizza in all dem Komfort ſeßhaft, den der Reichtum gewährt. Marie war zwölf Jahre alt, und hier beginnt ihr erſter Roman. Sie liebt einen Herzog, deſſen Namen ſie uns verſchweigt, den ſie nicht kennt, nie geſprochen hat, deſſen Äußeres aber „si distingué parmi les figures vulgaires de Nice“, ihre Phantaſie mit einer Leidenſchaft erfüllt, wie man ſie kaum von einem erwachſenen Mädchen erwarten könnte. Bei Gelegenheit einer kleinen Geſellſchaft, wo ihre Stimme und ihr Geſang bewundert wurden, ſagt ſie:

„Ich bin für Triumphe und Aufregungen geſchaffen, alſo kann ich nichts Beſſeres tun, als mich zur Sängerin auszubilden. Wenn der liebe Gott mir die Stimme erhalten, ſtärken und umfangreicher machen will, ſo kann ich den Triumph haben, nach dem ich dürſte. Dadurch kann ich die Befriedigung erlangen, berühmt, bekannt, bewundert zu werden und dadurch den erlangen, den ich liebe . . .“

Dann kommen aber wieder Augenblicke der Verzweiflung. Sie erfährt, daß der Herzog ſich verheiratet, und ihre Stimme bildet ſich nicht in der Weiſe aus, um eine Zukunft in Ausſicht zu ſtellen. Bei alledem ſtudiert ſie ernſtlich, lernt Latein nebſt den lebenden Sprachen, beſchäftigt ſich mit Muſik und Malerei, und nach einem Tag in Läden, bei Schneiderinnen und Putzmacherinnen oder auf der Promenade mit Koketterie verbracht, zieht ſie am Abend ihren Peignoir an und lieſt in ihrem guten Freund Plutarch: „Ich habe eine gigantiſche Einbildungskraft; ich träume von den Galanterien vergangener Jahrhunderte und ohne es gewahr zu werden, bin ich die romantiſchſte der Frauen, und das iſt ungeſund! Ich verzeihe mir aber ſehr leicht die Anbetung für den Herzog, denn ich finde ihn in jeder Beziehung meiner wert!“

Der Aufenthalt in Nizza wird von Ausflügen nach Paris, Florenz uſw. unterbrochen. Die Begeiſterung für die Kunſt fängt an hervorzutreten; die einem reiferen Alter zugehörigen

Betrachtungen über das Leben, über Liebe, Ehe, menſchliche Verhältniſſe überhaupt, wechſeln ab mit Ausbrüchen der Verachtung gegen das Leben, gegen die Menſchen, gegen die eigene Familie und mit den Äußerungen der heftigſten Ungeduld, daß der Augenblick der Größe, des Glanzes, der Berühmtheit noch nicht gekommen iſt. „Ach, ich bin meiner Dunkelheit müde! Ich vertrockne in der Untätigkeit, ich verfaule in den Finſterniſſen. Die Sonne, die Sonne, die Sonne!“

„Von wannen wird ſie kommen? Wann? Wo? Wie? Ich will es nicht wiſſen, wenn ſie nur kommt!“

„Ich betrachte mit einer unnatürlichen Verachtung alles, was mich umgibt und ſage mir ſeufzend: Nur Mut, dieſe Zeit iſt nur ein Übergang, der mich dahin führt, wo ich mich wohl fühlen werde.“

Das Jahr 1876 beginnt ſie mit einem Teil der Familie in Rom. Sie iſt nun 16 Jahre alt. Wenige Tage nach ihrer Ankunft macht ſie mit den Ihrigen Beſuche bei den Würdenträgern der Kirche, de Fallour, Kardinal Antonelli u. a., und dann erhalten ſie eine Audienz beim Papſt. Bald darauf fängt der zweite Roman an. Ein junger Römer, Graf Antonelli, Neffe des Kardinals, hat ſie ſchon an öffentlichen Orten bemerkt und iſt von ihr bemerkt worden; auf einem Maskenball im Kapitol lernt ſie ihn kennen, unter ihrem Balkon erſcheint er im Karneval und wirft ihr Blumen zu, während ſie oben mit anderen Herren kokettiert. Dann präſentiert er ſich bei der Mutter, und nun iſt die Sache in vollem Gang.

Die Beziehung zu dem jungen Antonelli zieht ſich durch den größten Teil des erſten Bandes hin, verläuft aber endlich doch im Sande, da ſie trotz der Anziehung, die er auf ſie ausübt, fühlt, daß ſie ihn nicht wirklich liebt, obgleich ſie in einem Augenblick der Hingeriſſenheit ihm abends ſpät ein Rendezvous und einen Kuß gibt. Dieſen Kuß wirft ſie ſich ſpäter bitter vor, als ſie einſieht, daß ſie ihn nicht wirklich liebt, aber im Grunde iſt es doch der Umſtand, daß der junge Mann

nicht reich, nicht grand seigneur genug ist, der bei ihr entscheidet. Wir finden sie nun wieder in Nizza, mit ernster Lektüre und Studien beschäftigt; äußerlich heiter, stolz, unangreifbar, aber innerlich zerrissen, geteilt zwischen Zweifel und Glauben, glühender Begeisterung und tiefer Niedergeschlagenheit. Es folgt ein Aufenthalt in Paris mit Versuchen, sich dem Gesang zu widmen, immer geteilt zwischen den Träumen künftiger Größe, dem Rückblick auf Rom und Antonelli, und der Unzufriedenheit mit der Umgebung, in der sie lebt. Endlich entscheidet sie sich für eine Reise nach Rußland zu dem Vater, den sie als Kind verlassen hat, und den sie bewegen möchte, mit in das Ausland zu kommen und sich mit der Mutter zu versöhnen. In Rußland wird sie von einem Onkel empfangen, der sie nach Petersburg führt, das sie zuerst abstößt, dann entzückt. Überall Verwandte, alte und neue Bekannte; dann Moskau, dessen echt russischer Charakter sie lebhaft anzieht; sie hatte vorher nur Kleinrußland und die Krim gekannt; der Patriotismus erwacht in ihr; sie ergeht sich in interessanten Bemerkungen über philosophische Fragen, Regierungsformen, den russischen Nationalcharakter usw. Endlich dem Ziel der Reise nahe, empfängt sie ihr Bruder, der schon seit lange wieder beim Vater war, und in Poltawa begegnet sie diesem, der mit Verwandten kommt, sie zu empfangen. Sie wird mit großem Gepränge nach dem Gut des Vaters geführt. Der Vater ist ganz entzückt, sie so schön und interessant zu finden. Sie charakterisiert ihn nach kurzer Prüfung so: „Mein Vater ist trocken, verbittert und verflacht seit seiner Kindheit durch den schrecklichen General, seinen Vater. Kaum frei und reich geworden, hat er sich ausgetobt und ruiniert. Ganz aufgeblasen von Eigenliebe und kleinlichem Stolz, zieht er es vor, lieber ein Ungeheuer zu scheinen, als zu zeigen, was er fühlt, besonders wenn er über etwas gerührt ist, und darin ist er wie ich."

Nach einiger Zeit und nach Huldigungen von allen Seiten sagt sie: „Ich bin weit davon entfernt, es zu bedauern, dreißig Kleider mitgebracht zu haben, mein Vater muß durch

die Eitelkeit angefaßt werden.“ Sie gibt ein merkwürdiges Bild des ruſſiſchen Lebens in der Provinz und auf dem Lande; ſie wird angeſtaunt wegen ihrer Bildung, ihrer Grazie, ihrer Talente, aber nach einiger Zeit ſchreibt ſie in ihr Journal:

„Oh, welche Langeweile! Nicht ein geiſtvolles Wort! nicht eine Phraſe eines gebildeten Menſchen! — — ich bin unglücklicherweiſe pedantiſch und adoriere es, vom Altertum und von den Wiſſenſchaften ſprechen zu hören. — — Man ſuche mir das hier! Die Karten und nichts anderes! Ich könnte mich wohl einſchließen, um zu leſen, aber da es mein Zweck iſt, mich hier beliebt zu machen, ſo wäre das eine ſeltſame Art, dazu zu gelangen.“

Sie erreicht es endlich, das „traurige Land“, in dem ſie um keinen Preis leben möchte, und das ihr doppelt die Sehnſucht nach Rom entflammt, zu verlaſſen, und zwar in Geſellſchaft ihres Vaters. Sie hat ihren Zweck erreicht, die Eltern wieder zuſammenzuführen. Aber die Vereinigung dauert nicht lange, der Vater verläßt Paris wieder; Marie atmet auf nach vier Monaten des Zuſammenlebens mit ihm und begibt ſich mit der Mutter und der Kuſine nach Nizza. Aber — „Mama mit ihren ſechsunddreißig Paketen bringt mich zur Verzweiflung. Ihr Geſchrei, ihre Ängſte, ihre Schachteln ſind von einer entnervenden Bourgeoiſie!“

Das Familienleben ohne einen ernſten Inhalt iſt ihr ſchrecklich; ſie fürchtet wieder einen Winter mit Nichtigkeiten hinbringen zu müſſen, ohne einen wirklichen geiſtigen Gewinn, und ſagt: „Ich habe das Fieber, zu ſtudieren, und niemanden, um mich zu leiten.“

„Oh, wenn ich bedenke, daß man nur einmal lebt, und daß jeder Augenblick uns dem Tode näher bringt, ſo werde ich toll! — Ich fürchte den Tod nicht, aber das Leben iſt ſo kurz, daß es eine Infamie iſt, es zu vergeuden!“

Nach vielem Hin- und Herreiſen kommt es endlich dazu, daß die Wanderer ſich in Paris niederlaſſen, und Marie ſchreibt: „Ich bin entſchloſſen, in Paris zu bleiben, wo ich

ſtudieren werde“ (die Malerei, für die ſie ſich nun entſchieden hat) „und von wo ich im Sommer in die Bäder gehen werde, um mich zu amüſieren. Alle Phantaſien ſind erſchöpft; Rußland hat mich im Stich gelaſſen, ich bin völlig geheilt. Und ich fühle, daß der Augenblick für mich gekommen iſt, anzuhalten. Mit meinen Anlagen hole ich in zwei Jahren die verlorene Zeit ein.“

Nun beginnt im zweiten Teil die heroiſche Zeit, aber auch die Tragik ihres Lebens, die uns, wenn auch nicht zur Sympathie mit einer ſo komplizierten Natur, in der die ſchlechten Elemente nur zu oft das Übergewicht über die guten gewinnen, ſo doch zu tiefem Mitleid mit ihr führt. Denn es gibt gewiß wenige bedauernswertere Konflikte, als den zwiſchen dem heißen Drang nach einer großen Betätigung der individuellen Kraft und dem phyſiſchen Unvermögen, dieſe durchzuführen. Wir könnten Marie Baſchkirtſeff nicht bemitleiden, ihrem Schickſal keine Teilnahme zollen, wenn ſie, geſund und kräftig, nicht die Energie gefunden hätte, alle Feſſeln der Vorurteile, des Luxus und der Verwöhnung, ja auch des engherzigen Familienlebens zu durchbrechen, um ein großes Ziel zu erreichen; wir hätten dann geſehen, daß das Kleine, das Vergängliche, die ſchlechte Eitelkeit, aber nicht der Stolz einer vornehmen Seele, die im Ruhm etwas Höheres ſieht, als eine perſönliche Schmeichelei, in ihrer Seele das Übergewicht behielten. Aber es iſt anders, und deshalb zieht uns ihr Buch bis zuletzt an, trotz Längen, Wiederholungen und Ausbrüchen einer maßloſen Eitelkeit. Sie hat ihren Weg gefunden; ſie widmet ſich der Malerei, begibt ſich als Schülerin in das Atelier des Herrn Julien, wo ſie unter deſſen Leitung, und von Zeit zu Zeit beraten von Robert Fleury, mit einer Menge junger Mädchen, die Malerinnen werden wollen, arbeitet. Die anderen ſind ihr voraus in der Technik, da ſie alle ſeit mehreren Jahren ſtudieren, beſonders iſt es eine, Fräulein Breslau, deren Fähigkeit und ausgebildetes Talent ſie zum Neid und zum raſendſten Wetteifer anregt. Sie bejammert die verlorene

Zeit, die ſie mit Reiſen, mit unbefriedigenden Verſuchen hingebracht hat, und gelobt ſich, durch doppelten Fleiß das Verſäumte nachzuholen. Sie arbeitet von morgens früh bis abends ſpät, glücklich, wenn Fleury ihr ſagt, es ſei gut, was ſie mache, verzweifelt, wenn er ſchweigt oder tadelt.

Zu gleicher Zeit aber beginnt nun auch das Leiden, das ſie in der Blüte der Jugend hinraffen ſollte. Sie will ſich dem Schickſal nicht beugen, ſie will nur ſterben, wenn ihr Talent ſie nicht zur Auszeichnung, zur Berühmtheit führt. Sie arbeitet viel, zu viel für die ſchwindende Kraft, erlebt ſchöne Erfolge, die ihr ſelbſt aber nie genügen und verfällt immer von neuem der Mutloſigkeit und dem Zweifel an allem:

„Ich habe die ganze Woche redlich gearbeitet bis zehn Uhr abends am Sonnabend, dann bin ich heimgekommen und habe geweint. Bis jetzt wendete ich mich immer an Gott, aber da er mich gar nicht erhört, glaube ich —— beinahe nicht mehr. Nur die, welche dies Gefühl empfunden haben, kennen ſeine ganze Furchtbarkeit. Nicht, daß ich die Religion aus Tugend predigen will, aber Gott iſt eine ſehr bequeme Sache. Wenn man niemand hat, an den man ſich wenden kann, wenn man zu Ende iſt mit ſeinen Hilfsmitteln, ſo bleibt einem Gott. Das verpflichtet zu nichts und beunruhigt niemand, und man hat dann einen höchſten Troſt. — Ob er exiſtiert oder nicht, man muß durchaus an ihn glauben oder ſehr glücklich ſein, dann kann man ihn entbehren. Aber im Kummer, im Unglück, in allen unangenehmen Dingen endlich, iſt es beſſer zu ſterben, als nicht an ihn glauben. — Gott iſt eine Erfindung, die uns von völliger Verzweiflung rettet.“

Inzwiſchen machte ihre Krankheit bedenkliche Fortſchritte; das Halsleiden wirft ſich auf die Ohren, ſie fängt an ſchwer zu hören und iſt in Verzweiflung darüber; auch die Lungen ſind angegriffen. Berühmte Ärzte werden konſultiert. Die Eltern ſind außer ſich; man macht wieder eine Reiſe nach Rußland auf das Gut des Vaters; ſie wird von Liebe und Sorgfalt umgeben; aber das Mitleid der andern tut ihr weh,

ſie ſieht darin ihr Urteil. Es demütigt und quält ſie, daß man laut ſprechen muß, damit ſie es verſtehe; ſie möchte es vor den Bekannten verbergen, und ihre Zunge weigert ſich, zu ſagen: „Sprecht etwas lauter, ich verſtehe Euch nicht.“ — „O, das iſt ein ſo unerwartetes, ſo entſetzliches Unglück! Wie, war es denn nicht genug mit dem anderen? Daß ich die Stimme verliere, daß ich krank bin? Es mußte auch noch dieſe namenloſe Qual kommen? Das muß wohl die Strafe ſein, weil ich für Nichtigkeiten geſchrieen habe. Iſt es Gott, der ſtraft? Der Gott der Verzeihung, der Güte, des Erbarmens? Aber der böſeſte der Menſchen wäre nicht ſo unbarmherzig.“

Nach Paris zurückgekehrt, nimmt ſie die Arbeit wieder auf, beginnt abermals ein Bild für den Salon, nachdem ſie im vergangenen Jahre bereits einen Erfolg mit einem Bilde gehabt hatte. Sie muß aber diesmal der Geſundheit wegen davon abſtehen. Es folgt eine Reiſe nach Spanien, die ihr begeiſterte Anſchauungen und großen Fortſchritt ihres Verſtändniſſes der Kunſt gewährt. Wieder in Paris, ſagen die Ärzte, ſie müſſe in den Süden. Aber ſie ſchreibt: „In den Süden gehen heißt, ſich ergeben. Und die Verfolgungen meiner Familie (aus Zärtlichkeit) machen es mir zur Ehrenſache, aufrecht zu bleiben. Zu gehen, bedeutet den Triumph des ganzen Gewürms im Atelier: ‚Sie iſt ſehr krank, man bringt ſie in den Süden‘.“

Sie geht auch nicht, aber ſie wird immer kränker, hat Fieber, muß das Zimmer hüten, kann nicht arbeiten, und die Zeit verſtreicht, die ſie nötig hätte zu einem neuen Bilde für den Salon. Es iſt erſchütternd, die Klagen und verzweifelten Schmerzensausbrüche der Armen zu leſen. Und dazwiſchen kommt wieder der Neid, wenn ſie von dem ruhigen Fortſchreiten und den Erfolgen der Breslau hört. „Neben Breslau mache ich mir den Eindruck eines dünnen, zerbrechlichen Pappkaſtens neben einem Kaſten aus feſtem Eichenholz mit reicher Skulptur. Ich verzweifle an mir und bin überzeugt, daß, wenn ich den Lehrern davon ſpräche,

es ſie auch überzeugen würde. — Aber ich will dennoch vorwärts gehen, mit geſchloſſenen Augen und mit ausgeſtreckten Händen, wie jemand, der bereit iſt, verſchlungen zu werden."

Es kommen auch wieder beſſere Zeiten, wo ſie wieder auf Geneſung hofft, und wo der Drang zur Arbeit und die Begeiſterung für die Kunſt ſie überwältigend erfaſſen, und dann ruft ſie: „O göttliche Macht der Kunſt! O himmliſches, unvergleichliches Gefühl, das uns Erſatz iſt für alles! O höchſte Freude, die uns über die Erde erhebt! Mit gepreßtem Herzen, mit Augen, feucht von Tränen, werfe ich mich nieder vor Gott, damit er mir ſeinen Schutz verleihe."

Sie verkehrt mit den erſten Künſtlern, unter denen ſie beſonders Baſtien Lepage, den jungen Maler, deſſen Ruhm eben anfing, und Saint Marceaux, den talentvollen Bildhauer, bewundert. Sie ſtellt Baſtien Lepages Bilder über die der großen Meiſter des ſechzehnten Jahrhunderts, denn, „was mich in der Malerei entzückt, das iſt das Leben, die Modernität, die Bewegung der Dinge, die man ſieht — — in Baſtiens Bildern iſt die Natur ſelbſt, und das iſt ſublim." Von dem Bildhauer ſagt ſie: „Man hat nie ſolche Skulptur gemacht wie Saint Marceaux. Die ſo oft gebrauchten und banal gewordenen Worte: Das lebt! ſind bei ihm abſolute Wahrheit. Und außer dieſer erſten Eigenſchaft, die hinreicht, einen Künſtler glücklich zu machen, iſt da auch eine Tiefe des Gedankens, eine Intenſität des Gefühls, ein unſagbar Geheimnisvolles, die aus Saint Marceaux nicht nur einen Menſchen von außerordentlichem Talent machen, ſondern beinah ein künſtleriſches Genie."

Sie ſelbſt wächſt zu immer größerer Bedeutung heran. Trotz der traurigen Fortſchritte ihrer Krankheit und am Abend, „ſo ermüdet und halb eingeſchlafen, wie ich bin, ziehen mir doch himmliſche Harmonien durch den Kopf. Das kommt und zieht vorüber, und man verfolgt es wie ein Orcheſter, deſſen Melodie ſich in uns und trotz uns entwickelt." — Ihre Bilder machen mehr und mehr Aufſehen; die ihr

befreundeten Künſtler nehmen ein immer größeres Intereſſe daran; ruſſiſche Journaliſten füllen die erſten ruſſiſchen Blätter mit dem Ruhm der jungen Landsmännin; ihr Tagebuch wird immer reicher an geiſtvollen Bemerkungen, an hellen Anſchauungen, an philoſophiſchem Tiefſinn. Aber ihre Seele iſt nicht befriedigt; ſie hat höhere Träume von künſtleriſchem Schaffen als das, was ihr gelingt; ſie ſehnt ſich nach der wahren, großen Liebe, wie ſie ihr vorſchwebt, und findet ſie nicht; ſie möchte leben, um noch zu wachſen und von den Schwingen ihrer Seele zu allen Höhen getragen zu werden, und dann ertönt auf ihr Geheiß des Arztes unerbittlich wahres Verdikt, daß ſie nicht geneſen kann; die Leiden, die mit ihrer furchtbaren Krankheit verbunden ſind, machen ſie immer unfähiger zur Arbeit und lähmen ſie inmitten ihrer kühnſten Beſtrebungen. Es iſt ein wahrhaft tragiſches Ringen mit dem unerbittlichen Fatum, und was es faſt zu einem rührenden Idyll geſtaltet, iſt, daß der junge Baſtien Lepage, der ihr ein teurer Freund geworden iſt, ebenfalls erkrankt und auch als unrettbar verurteilt wird. So lange Marie noch ausgehen kann, geht ſie mit Mutter und Tante, den kranken Freund zu beſuchen; als ſie das Haus nicht mehr verlaſſen kann, läßt er ſich von ſeinem Bruder die Treppen hinauf in ihren Salon beinah tragen, und da ſitzen die beiden jungen Künſtler nebeneinander in Armſtühlen und ſehen das Ende ihres jungen Lebens, ihres Talents, ihres Ehrgeizes und ihrer Hoffnungen erbarmungslos, unabwendbar heranſchreiten. „Endlich! Da iſt es alſo, das Ende aller meiner Leiden! So viel Beſtrebungen, ſo viel Wünſche, ſo viel Vorſätze, ſo viel —— um mit vierundzwanzig Jahren zu ſterben, an der Schwelle von allem!“

„Ich hatte es vorausgeſehen! Gott, da er ohne parteiiſch zu ſein, mir nicht geben konnte, was meinem Leben notwendig war, läßt mich ſterben. — Es ſind Jahre her —— viele Jahre! ſo wenig — und nichts.“

Das Tagebuch endet elf Tage vor ihrem Tod. Am 31. Oktober 1884 ging Marie Baſchkirtſeff ihrem Freund

Baſtien Lepage voran. Aber das eine, was ſie erſehnt, iſt ihr geworden; in der Vorrede ſagt ſie: „Was mich immer entſetzt hat: zu leben, ſo viel Ehrgeiz zu haben, zu leiden, zu weinen, zu kämpfen und am Ende — Vergeſſenheit — Vergeſſenheit — als hätte ich nie exiſtiert!"

Nein, vergeſſen wird ſie nicht werden. Die, welche ihr Buch geleſen haben, werden ihr tragiſches Geſchick mit Teilnahme betrachten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Indem ich dieſe Galerie nun ſchließe, komme ich noch einmal auf das ſchon früher Angedeutete zurück, wie es nämlich gerade an dieſem Beiſpiel der Würdigung und der geſellſchaftlichen Stellung der Frau auffallender als an vielem anderen iſt, daß naturgemäße Verhältniſſe und Ideen erſt einen langen geſchichtlichen Entwicklungsprozeß durchmachen müſſen, ehe ſie wieder als anerkannte, vollbewußte und berechtigte Elemente zur Teilnahme an dem Menſchheitswerke, nicht einer Epoche, ſondern aller kommenden Epochen, berufen werden. Wir ſahen in der vorſtehenden Schilderung an einzelnen Geſtalten, wie in früheren Jahrhunderten die Frau naturgemäß und einfach, ohne Widerſpruch, an dem Kulturleben der Menſchheit teilnahm, wie ſie zur Zeit der Renaiſſance dem Manne vollkommen gleich ſtand an Bildung und Beteiligung am öffentlichen Leben, wie ſie im achtzehnten Jahrhundert die Geſellſchaft faſt vollſtändig beherrſchte durch Geiſt, Liebenswürdigkeit und Grazie. Alles das vollzog ſich naturgemäß, ohne Kampf, aber auch ohne ein anerkanntes, geſetzliches, jeder Willkür ſteuerndes Recht. Konnte es doch im Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung zweifelhaft ſein, ob die Frauen überhaupt eine Seele hätten, und als ſie ihnen zugeſtanden war, blieb doch die überwiegende Anſicht von der Inferiorität der Frau zurück, und wenn glänzende Individualitäten aus der ihnen angewieſenen Schranke heraustraten und Anerkennung erzwangen, ſo waren das doch Ausnahmen, und die Willkür des Mannes hatte freies Spiel, wurde auch faſt immer von der Macht beſchützt, wie wir dies u. a. an

dem Beiſpiel der armen Jeanne de Pienne ſahen. Und ſonderbarerweiſe hatte die Zurückweiſung der Frau in die Schranken des häuslichen Lebens, ihre ausſchließliche Beſtimmung als „gute Hausfrau“ (ſo oft nichts anderes als Köchin und Kinderwärterin) wieder ſo ſehr überhandgenommen am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, daß gar kein Ausweg übrig ſchien. Aber es war glücklicherweiſe nur die Nacht, die dem Morgen vorangeht. Wer, wie ich, dem Erwachen des Selbſtgefühls und der berechtigten Betätigung aller angeborenen Kräfte in der Frauenwelt von Anfang an beigewohnt hat, der kann nur mit freudigem Staunen die Macht der Ideen verehren, die, wie antike Götter, durch die ſo oft dunkel verhüllenden Wolken der Zeiten heranſchreiten und plötzlich, wie der Apoll von Belvedere, hervortreten an das Licht und mit gebietender Bewegung den Arm ausſtrecken und ſagen: „Es ſei!“

An den verſchiedenſten Orten, bei Frauen in den verſchiedenſten Verhältniſſen, die nichts voneinander wußten, regte ſich gleichzeitig das unabweisbare Bedürfnis nach freier, unbeſchränkter Entwicklung der Individualität und der Ausübung aller in derſelben ruhenden Fähigkeiten. Dies Bedürfnis trieb zur Tat, und die Ungenügendheit der einzelnen Tat trieb zur gemeinſamen Tat. So trat eine neue Macht in das Kulturleben der Geſellſchaft, in kaum einem halben Jahrhundert zur nicht abzuweiſenden Tatſache geworden. Was früher inſtinktiv und individuell zuweilen hervortrat, wurde nun zu einer allgemeinen, bewußten Forderung der Hälfte des Menſchengeſchlechts: vollberechtigt und geſetzlich legitimiert und beſchützt, in unbeſchränkter Freiheit, wie der Mann, teilzunehmen an dem Kulturleben der Menſchheit auf allen Gebieten des Lebens. Es iſt nicht zu fürchten, und der ſo oft gemachte Einwand fällt als abſurd von ſelbſt weg, daß die Frau die Grenzen des wahrhaft ſchönen Weiblichen überſchreiten werde; man laſſe hierfür die ewig weiſeſte aller Lehrerinnen, die Natur, ſorgen. Wo ſie die Grenze ſteckt, da hört von ſelbſt alle Betätigung auf. Wenn wir aber das Recht

zu dieſer Betätigung auch auf die Gebiete ausgedehnt ſehen wollen, wo bisher der Mann Alleinherrſcher war, ſo wird dieſer unſer bisheriger Gegner fragen: Iſt denn das Kulturleben der Geſellſchaft nicht organiſch ſchön geordnet, iſt die von Männern eingerichtete Staatsordnung nicht vollkommen?

Darauf gibt es nur ein kategoriſches N e i n. So wie ein häusliches Familienleben nicht vollkommen ſein kann, wenn der Vater allein darin gebietet, wenn ihm nicht gleichberechtigt, in edler Harmonie, die Mutter zur Seite ſteht, ſo kann auch die menſchliche Geſellſchaft nicht die höheren Ziele der Geſittung und der reinen geiſtigen Veredlung erreichen, wenn die eine Hälfte des Geſchlechts ausgeſchloſſen iſt von der Beratung über die allerwichtigſten Fragen und Einrichtungen des Lebens, die auch auf ihr Daſein den größten Einfluß haben, und die bisher nur von der Gnade oder, im beſten Falle, von dem Gerechtigkeitsgefühl des Mannes abhingen. Die immer höher und edler werdende Bildung der Frau wird ſie vollſtändig geeignet machen, auch in den großen Fragen der Geſetzgebung, die auch ihr und ihrer Kinder Leben ſo nah angeht, ein entſcheidendes Wort zu ſagen, wobei ihrer Beobachtungsgabe und ihrem Zartgefühl manches Gute gelingen wird, woran der an egoiſtiſche Zwecke gewöhnte Mann nicht denkt. Und wie ſollte nicht weiblicher Einfluß mildernd eingreifen in das noch immer mittelalterlich herrſchende Prinzip der gewaltſamen Entſcheidungen durch Waffengewalt, durch Blut und Mord, welche die Früchte der Ziviliſation zerſtören und Hunderte von Mutterherzen mit unheilbarem Leid heimſuchen. Könnte z. B. jetzt ein Schiedsgericht zuſammenberufen werden, in dem auch Frauen wären, um über den abſcheulichen Krieg in Afrika zu entſcheiden, in dem das heiligſte Recht der Völker mit Füßen getreten wird, das Recht der Unabhängigkeit, und zwar aus den elendeſten Motiven der Habſucht und Gewalt — könnte, ſage ich, ein ſolches Schiedsgericht anders als zugunſten der Buren entſcheiden? Bin ich doch edlen engliſchen Frauen begegnet, die mit tiefem Schmerz den Schandfleck beklagten, den ihre ſonſt ſo edel

freie Nation auf ihre Geſchichte drückt. Es muß dahin kommen, daß die Frauen vollberechtigten Anteil an dem Bauwerk der Kultur haben, das bis jetzt allein von den Männern betrieben wurde; denn ihr Tun iſt notwendig einſeitig geblieben und hat daher auch nur einſeitige Erfolge gehabt.

Unnütz iſt die Furcht, daß die Frau dadurch die Zeit für die Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten verlieren würde. Wieviel Zeit verliert ſie nicht jetzt mit den vielen Kleinlichkeiten, die nur noch zu ſehr das Leben der meiſten Frauen ausfüllen, vor allem mit den Beſchäftigungen der Eitelkeit, der Putzſucht, der Koketterie. Nein, auch bei den Frauen wird ſich das ſchöne Wort erfüllen, „Es wächſt der Menſch mit ſeinen höheren Zwecken", und je zielbewußter und feſter ſie an ihre Aufgabe gehen, die zum Bewußtſein gekommene Idee ihrer Gleichberechtigung auf allen Gebieten kulturellen Tuns zum Ausdruck zu bringen, je lichter, edler und wahrhaftiger wird auch das Ewigweibliche ſich herausbilden.

*